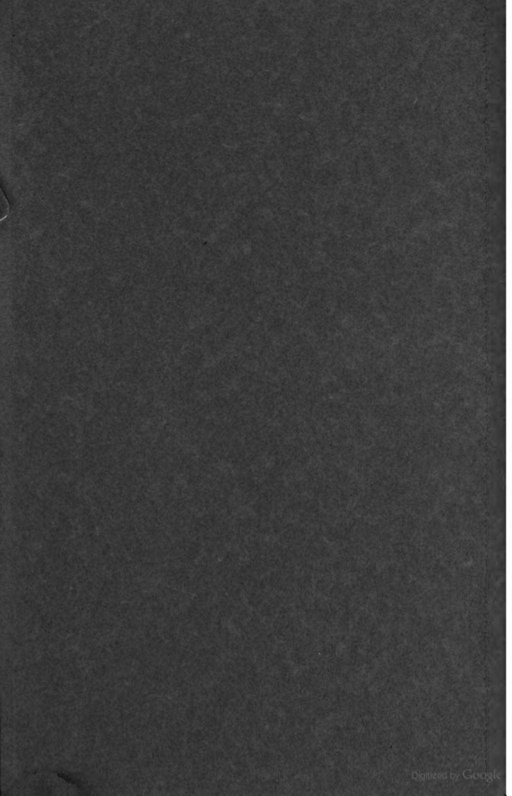
Sämtliche Werke

Henrik Ibsen, Julius Elias, Paul Schlenther



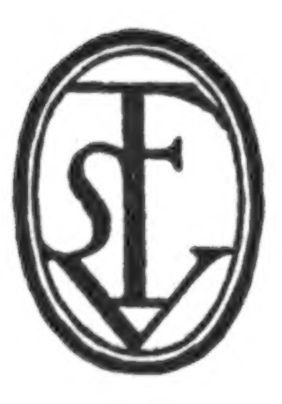



S F
V

HENRIK IBSEN
SÄMTLICHE WERKE

VOLKSAUSGABE IN FÜNF BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS ELIAS UND PAUL SCHLENTHER
EINZIGE AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE



S. FISCHER, VERLAG, BERLIN
1907

HENRIK IBSEN
SÄMTLICHE WERKE

VIERTER BAND



S. FISCHER, VERLAG, BERLIN
1907

INHALT

EIN PUPPENHEIM

SCHAUSPIEL IN DREI AKTEN

PERSONEN

HELMER, Advokat
NORA, seine Frau
DOKTOR RANK
FRAU LINDE
KROGSTAD, Anwalt
DIE DREI KLEINEN KINDER HELMERS

ANNE-MARIE, Kinderfrau EIN HAUSMÄDCHEN	} bei Helmers

EIN DIENSTMANN

Das Stück spielt in Helmers Wohnung.

ERSTER AKT

Ein gemütlich und geschmackvoll, aber nicht luxuriös eingerichtetes Zimmer. Rechts im Hintergrund führt eine Tür in das Vorzimmer; eine zweite Tür links im Hintergrund führt in Helmers Arbeitszimmer. Zwischen diesen beiden Türen ein Pianino. Links in der Mitte der Wand eine Tür und weiter nach vorn ein Fenster. Nahe am Fenster ein runder Tisch mit Lehnstühlen und einem kleinen Sofa. Rechts an der Seitenwand weiter zurück eine Tür und an derselben Wand weiter nach vorn ein Kachelofen, vor dem ein paar Lehnstühle und ein Schaukelstuhl stehen. Zwischen Ofen und Seitentür ein kleiner Tisch. An den Wänden Kupferstiche. Eine Etagere mit Porzellan und anderen künstlerischen Nippessachen; ein kleiner Bücherschrank mit Büchern in Prachteinbänden; Teppich durchs ganze Zimmer. Im Ofen ein Feuer. Wintertag.

Im Vorzimmer klingelt es; gleich darauf hört man, wie geöffnet wird. Nora tritt vergnügt trällernd ins Zimmer; sie hat den Hut auf und den Mantel an und trägt eine Menge Pakete, die sie rechts auf den Tisch niederlegt. Sie läßt die Tür zum Vorzimmer hinter sich offen, und man gewahrt draußen einen Dienstmann, der einen Tannenbaum und einen Korb trägt; er übergibt beides dem Hausmädchen, das ihnen geöffnet hat.

NORA. Tu den Tannenbaum gut weg, Helene. Die Kinder dürfen ihn jedenfalls erst heut abend sehen, wenn er geputzt ist. *Zum Dienstmann, indem sie ihr Portemonnaie hervorzieht.* Wieviel —?

DIENSTMANN. Fünfzig Öre.

NORA. Da ist eine Krone. Nein — behalten Sie den Rest. *Der Dienstmann dankt und geht. Nora schließt die Tür. Sie lacht noch immer stillvergnügt vor sich hin, während sie den Hut und Mantel ablegt. Sie zieht eine Tüte mit Makronen aus der Tasche und ißt ein paar; dann geht sie vorsichtig an die Tür ihres Mannes und lauscht.* Ja, er ist zu Hause. *Trällert wieder leise vor sich hin, indem sie rechts an den Tisch tritt.*

HELMER *in seinem Zimmer.* Zwitschert da draußen die Lerche?

NORA, *während sie einige Pakete öffnet.* Ja, das tut sie!

HELMER. Poltert da das Eichhörnchen herum?

NORA. Ja!

HELMER. Wann ist das Eichhörnchen nach Hause gekommen?

NORA. Diesen Augenblick. Steckt die Makronentüte in die Tasche und wischt sich den Mund ab. Komm, Torvald, und sieh Dir mal meine Einkäufe an.

HELMER. Nicht stören! Bald darauf öffnet er die Tür und sieht herein, mit der Feder in der Hand. Einkäufe, sagst Du? Diese vielen Sachen? Ist das lockere Zeisiglein wieder ausgewesen und hat Geld verschwendet?

NORA. Aber Torvald, dies Jahr dürfen wir doch wirklich ein bißchen über die Stränge schlagen. Sind es doch die ersten Weihnachten, wo wir nicht zu sparen brauchen.

HELMER. Hör' mal, Du, Luxus dürfen wir auch nicht treiben.

NORA. Doch, Torvald, wir dürfen jetzt schon ein bißchen Luxus treiben. Nicht wahr? Nur ein ganz, ganz klein bißchen. Du bekommst ja nun ein großes Gehalt und wirst viel, viel Geld verdienen.

HELMER. Ja, von Neujahr ab. Aber dann vergeht noch ein ganzes Quartal, bis das Gehalt fällig ist.

NORA. Bah! Bis dahin können wir ja borgen.

HELMER. Nora! Geht hin zu ihr und zupft sie scherzhaft am Ohr. Geht schon wieder der Leichtsinn mit Dir durch? Gesetzt den Fall, ich borgte mir heute tausend Kronen, und Du brächtest sie in der Weihnachtswoche durch, und am Sylvesterabend fiele mir ein Ziegelstein auf den Kopf, und ich läge da —

NORA hält ihm den Mund zu. Pfui, laß die garstigen Reden!

HELMER. Ja, nimm mal an, daß so was passierte, — was dann?

NORA. Wenn so was Gräßliches passierte, dann wär' es mir ganz gleichgültig, ob ich Schulden hätte oder nicht.

HELMER. Und die Leute, von denen ich das Geld geliehen hätte?

NORA. Die? Wen gingen die was an? Das sind ja Fremde.

HELMER. Nora, Nora, Du bist ein Weib! Aber im Ernst, Nora: Du weißt, wie ich in diesem Punkt

denke. Keine Schulden! Niemals borgen! Es kommt etwas Unfreies und damit auch etwas Unschönes über ein Hauswesen, das auf eine Borgwirtschaft gegründet ist. Bis auf den heutigen Tag haben wir beide tapfer ausgehalten, und das wollen wir nun auch noch die kurze Zeit tun, wo es nötig ist.

NORA geht zum Ofen hin. Na ja; wie Du willst, Torvald.

HELMER geht hinter ihr her. Ei, nun darf aber die kleine Lerche auch nicht die Flügel hängen lassen. Wie? Das Eichhörnchen steht und mault? — Zieht das Portemonnaie. Nora, was mag ich da wohl haben?

NORA wendet sich schnell um. Geld!

HELMER. Da nimm! Gibt ihr einige Banknoten. Du lieber Gott, ich weiß, daß zu Weihnachten im Hause eine ganze Menge draufgeht.

NORA zählt. Zehn, — zwanzig, — dreißig, — vierzig. Schönen Dank, Torvald, schönen Dank; damit behelfe ich mich lange.

HELMER. Ja, das mußt Du aber auch!

NORA. Ja, ja, das werde ich schon. Aber nun komm und laß Dir alle meine Einkäufe zeigen. Und so wohlfeile Einkäufe. Schau her, — ein neuer Anzug für Ivar — und dazu ein Säbel. Hier ist ein Pferd und eine Trompete für Bob, und da eine Puppe und Puppenwiege für Emmy. Es ist freilich recht einfach, aber sie macht doch immer gleich alles entzwei. Und hier Kleiderstoff und Taschentücher für die Mädchen. Mutter Anne-Marie müßte eigentlich viel mehr haben!

HELMER. Und was ist in dem Paket da?

NORA schreit. Weg, Torvald! Das bekommst Du erst am Abend zu sehen!

HELMER. Ach so! — Aber nun sag' mir, Du kleiner Verschwender, womit hast Du denn Dich selbst bedacht?

NORA. Ach geh, — ich mich? Ich wüßte wirklich nicht, was —

HELMER. Du sollst aber! Nenne mir etwas Vernünftiges, was Dir ganz besondere Freude machen würde.

NORA. Ich wüßte wirklich nichts. — Doch, Torvald, hör' —

HELMER. Na?

NORA spielt an seinen Knöpfen, ohne ihn anzusehen. Wenn Du mir ein Geschenk machen willst, so könntest Du ja —; Du könntest —

HELMER. Na also — heraus damit!

NORA hastig. Du könntest mir Geld schenken, Torvald. So viel nur, wie Du meinst entbehren zu können. Ich kann mir dann gelegentlich später etwas dafür kaufen.

HELMER. Aber Nora, —

NORA. Ach ja, tu's, lieber Torvald, ich bitte Dich recht sehr; ich wickle mir dann das Geld in schönes Goldpapier ein und hänge es an den Weihnachtsbaum. Wäre das nicht reizend?

HELMER. Wie nennt man doch die Vögel, die alles Geld durchbringen?

NORA. Ja, ja, lockere Zeisige, — ich weiß schon. Aber wir wollen es so machen, wie ich sage, Torvald: dann habe ich Zeit zu überlegen, was ich am notwendigsten brauche. Ist das nicht sehr vernünftig, Torvald, wie?

HELMER lächelnd. Ei freilich —, das heißt, wenn Du das Geld, das ich Dir gebe, wirklich festhalten und Dir selbst etwas dafür kaufen könntest. So aber geht es im Haushalt und für allerhand unnütze Dinge drauf, und dann muß ich wieder herausrücken.

NORA. I bewahre, Torvald —

HELMER. Läßt sich nicht leugnen, meine kleine liebe Nora! Legt den Arm um ihre Taille. Mein lockerer Zeisig ist entzückend, aber er braucht eine schwere Menge Geld. Man sollte es nicht glauben, wie hoch einem Mann solch ein Vögelchen zu stehen kommt.

NORA. Aber nein! Wie kannst Du nur so was sagen? — Ich spare doch wirklich, wo ich kann.

HELMER lacht. Ein wahres Wort! Wo Du kannst. Aber Du kannst absolut nicht.

NORA trällert und lächelt stillvergnügt. Hm! Du solltest nur wissen, wie viele Ausgaben wir Lerchen und Eichhörnchen haben, Torvald.

HELMER. Du bist ein sonderbares Dingchen. Ganz wie Dein Vater. Auf jede Art bemühst Du Dich, Geld in die Hand zu kriegen, und sobald Du es hast, verschwindet Dir's zwischen den Fingern; Du weißt nie, wo es geblieben ist. Na, aber man muß Dich nehmen, wie Du bist. Das liegt im Blut. Ja, ja, ja, Nora, so was vererbt sich.

NORA. Nun, ich wünschte, ich hätte viele von Papas Eigenschaften geerbt.

HELMER. Und ich möchte Dich gar nicht anders haben, als Du bist, meine liebe, kleine, singende Lerche. Doch — da fällt mir etwas ein. Du siehst heute so —, so, — wie soll ich gleich sagen? — so verdächtig aus —

NORA. Ich?

HELMER. Allerdings. Sieh mir mal gerade in die Augen.

NORA sieht ihn an. Na?

HELMER droht mit dem Finger. Hat das Leckermäulchen etwa heut in der Stadt genascht?

NORA. Aber nein, wie kommst Du darauf?

HELMER. Hat das Leckermäulchen ganz gewiß keinen Abstecher in die Konditorei gemacht?

NORA. Nein, Torvald, ich versichere Dir —

HELMER. Nicht ein wenig Konfitüren geschleckt?

NORA. Nein, wahrhaftig nicht!

HELMER. Auch nicht ein paar Makronen probiert?

NORA. Nein, Torvald, ich versichere Dir wirklich —

HELMER. Na, na, na — es ist ja natürlich nur im Scherz gemeint —

NORA geht rechts an den Tisch. Es würde mir doch nie einfallen, gegen Deinen Wunsch zu handeln.

HELMER. Nein, das weiß ich ja wohl. — Und dann hast Du mir ja Dein Wort gegeben — Geht zu ihr. Behalt Deine kleinen Weihnachtsüberraschungen nur

für Dich, mein Herz. Heut abend, wenn der Baum brennt, werden sie schon ans Licht kommen, davon bin ich überzeugt.

NORA. Hast Du auch nicht vergessen, Rank einzuladen?

HELMER. Nein. Aber das ist ja gar nicht nötig. Es versteht sich von selbst, daß er mit uns speist. Übrigens werde ich ihn einladen, wenn er heut vormittag herkommt. Guten Wein habe ich schon bestellt. Nora, Du glaubst gar nicht, wie ich mich auf den heutigen Abend freue.

NORA. Ich mich auch. Und wie die Kinder erst jubeln werden, Torvald!

HELMER. Ach, es ist doch ein herrlicher Gedanke, eine feste gesicherte Stellung, sein reichliches Auskommen zu haben. Nicht wahr! Der Gedanke ist ein Hochgenuß!

NORA. Ach, es ist wunderbar!

HELMER. Denkst Du noch an vorige Weihnachten? Drei liebe lange Wochen vorher hast Du Dich Abend für Abend bis in die tiefe Nacht hinein eingeschlossen, um Blumen für den Baum und die vielen andern Herrlichkeiten anzufertigen, womit wir überrascht werden sollten. Uh, das war die ödeste Zeit, die ich je erlebt habe.

NORA. Ich habe mich dabei gar nicht gelangweilt.

HELMER lächelnd. Aber das Ergebnis war doch recht dürftig, Nora!

NORA. Neckst Du mich schon wieder damit! Was konnte ich dafür, daß die Katze kam und mir alles kaput machte.

HELMER. Nein, mein armes Norachen, dafür konntest Du freilich nichts. Du hattest den besten Willen, uns alle zu beglücken, und das ist die Hauptsache. Aber gut ist es doch, daß die knappen Zeiten vorüber sind.

NORA. Ja, es ist wirklich wunderbar!

HELMER. Nun brauche ich hier nicht allein herum-

zusitzen und mich zu öden. Und Du brauchst Deine lieben Augen und Deine zarten, feinen Händchen nicht anzustrengen —

NORA *klatscht in die Hände.* Nein, nicht wahr, Torvald, das brauchen wir nun nicht mehr!? O, wie wunderbar schön sich das anhört. *Nimmt seinen Arm.* Nun paß mal auf, Torvald, wie ich mir unsere künftige Einrichtung gedacht habe. Sobald Weihnachten vorbei ist — *es läutet im Vorzimmer.* Ach, da läutet es! *Räumt schnell ein wenig im Zimmer auf.* Es kommt gewiß jemand. Wie dumm!

HELMER. Für Besuche bin ich nicht zu Hause, vergiß das nicht.

HAUSMÄDCHEN *in der Vorzimmertür.* Gnädige Frau — eine fremde Dame — —

NORA. Ich bitte.

HAUSMÄDCHEN *zu Helmer.* Der Herr Doktor ist auch da.

HELMER. Er ist wohl gleich zu mir hineingegangen?

HAUSMÄDCHEN. Ja, das ist er.

Helmer ab in sein Zimmer; das Hausmädchen führt Frau Linde, die im Reiseanzug ist, ins Zimmer und schließt dann die Tür hinter ihr.

FRAU LINDE *zaghaft und ein wenig zögernd.* Guten Tag, Nora.

NORA *unsicher.* Guten Tag —

FRAU LINDE. Du kennst mich wohl nicht mehr —?

NORA. Nein, ich weiß nicht —; doch, ja, — ich glaube — *aufjubelnd.* Wie — Christine! Bist Du's wirklich?!

FRAU LINDE. Ja, ich bin es.

NORA. Christine! Und ich habe Dich nicht wiedererkannt! Aber wie konnt' ich auch —. *Leiser.* Wie Du Dich verändert hast, Christine!

FRAU LINDE. Allerdings. In neun — zehn langen Jahren —

NORA. So lange haben wir uns nicht gesehen? Wahrhaftig, ja! Ach, die letzten acht Jahre waren eine glück-

liche Zeit! — Das kannst Du glauben. Und nun bist Du in die Stadt gekommen? Hast mitten im Winter die weite Reise gemacht? Das war brav.

FRAU LINDE. Ich bin heut früh mit dem Dampfschiff angekommen.

NORA. Natürlich, um Dir ein Weihnachtsvergnügen zu machen. Wie nett! Wir wollen auch recht lustig sein. Aber so leg' doch Deine Sachen ab. Du frierst doch nicht? Hilft ihr. So — jetzt setzen wir uns gemütlich an den Ofen. Nein, da in den Lehnstuhl! Ich setze mich in den Schaukelstuhl. Ergreift ihre Hände. Ja, das ist ja das alte, bekannte Gesicht; nur im ersten Augenblick —. Etwas bleicher bist Du freilich geworden, Christine, — und vielleicht auch etwas magerer.

FRAU LINDE. Und viel, viel älter, Nora.

NORA. Na ja, vielleicht ein bißchen älter; aber nur ganz, ganz wenig, nicht der Rede wert. Hält plötzlich inne; ernst. Ich gedankenlose Person! Da sitze ich und schwätze! Liebste, einzige Christine, kannst Du mir vergeben?

FRAU LINDE. Was denn, Nora?

NORA leise. Arme Christine, Du bist ja Witwe geworden.

FRAU LINDE. Ja, schon vor drei Jahren.

NORA. Gott, ich wußte es ja; ich habe es ja in den Zeitungen gelesen. Ach, Christine, Du kannst mir glauben, immer wollte ich Dir schreiben in der Zeit; aber jedesmal habe ich es wieder aufgeschoben; stets kam was dazwischen.

FRAU LINDE. Liebe Nora, das begreife ich wohl.

NORA. Nein, Christine, es war garstig von mir! Ach, Du Ärmste, was mußt Du nicht alles durchgemacht haben! — Und er hat Dir nichts zum Leben hinterlassen?

FRAU LINDE. Nichts!

NORA. Und keine Kinder?

FRAU LINDE. Nein!

NORA. Ganz und gar nichts also?

FRAU LINDE. Nicht einmal eine Sorge oder ein Leid, von dem ich zehren könnte.

NORA *sieht sie ungläubig an.* Aber Christine, wie ist das möglich?

FRAU LINDE *lächelt schwermütig und streicht ihr über das Haar.* Ach, das kommt zuweilen vor, Nora.

NORA. So ganz allein! Wie furchtbar schwer das für Dich sein muß. Ich habe drei reizende Kinder. Augenblicklich kann ich sie Dir nicht vorstellen, — sie sind mit der Kinderfrau aus. Aber nun mußt Du mir alles erzählen —

FRAU LINDE. Ach nein! Erzähl' Du mir lieber!

NORA. Nein, Du mußt anfangen. Heute will ich nicht egoistisch sein. Heut will ich nur an Deine Sachen denken. Aber e i n e s muß ich Dir doch sagen. Hast Du schon davon gehört, welch großes Glück uns in diesen Tagen beschert worden ist?

FRAU LINDE. Nein, was denn?

NORA. Denk Dir, mein Mann ist Direktor der Aktienbank geworden.

FRAU LINDE. Dein Mann? O dieses Glück —!

NORA. Ja, ein riesiges Glück. Ein Advokat hat ein so unsicheres Brot, besonders wenn er sich nur mit feinen und anständigen Geschäften befassen will. Und das hat Torvald natürlich immer gewollt; und darin halte ich es auch ganz mit ihm. Glaub' mir, wir freuen uns! Schon zu Neujahr tritt er in die Bank ein, und dann kriegt er ein großes Gehalt und viel Prozente. Von jetzt ab können wir ganz anders leben als bisher —, ganz, wie wir wollen. Ach, Christine, wie leicht und glücklich ich mich fühle! Ja, es ist doch wunderschön, tüchtig viel Geld und keine Sorgen zu haben. Nicht wahr?

FRAU LINDE. Jedenfalls muß es schön sein, das Notwendige zu haben.

NORA. Nein, nicht das Notwendige nur — sondern tüchtig, tüchtig viel Geld.

FRAU LINDE *lächelt.* Nora, Nora! Bist Du noch

immer nicht gescheit geworden? In der Schule warst Du eine große Verschwenderin.

NORA lächelt still. Ja, das sagt Torvald heutigentags noch. Droht mit dem Finger. Aber „Nora, Nora“ ist nicht so dumm, wie Ihr denkt. — Uns ist es wahrhaftig nicht so ergangen, daß ich hätte verschwenden können. Wir haben beide arbeiten müssen.

FRAU LINDE. Du auch?

NORA. Ja, Kleinigkeiten —, Handarbeiten, Häkeleien, Stickereien und dergleichen, — leichthin — und auch noch andere Sachen. Du weißt doch, daß Torvald aus dem Ministerialdienst ausgetreten ist, als wir heirateten? In seinem Rayon war keine Aussicht auf Beförderung, und er mußte doch mehr Geld verdienen als früher. Im ersten Jahr überarbeitete er sich aber ganz gräßlich. Er war, wie Du Dir denken kannst, auf allerhand Nebenverdienste angewiesen und mußte von früh bis spät schaffen. Das konnte er nicht vertragen, und so wurde er totkrank. Die Ärzte erklärten es für notwendig, daß er nach dem Süden ginge.

FRAU LINDE. Ach ja, Ihr wart ja ein ganzes Jahr in Italien.

NORA. Ja, gewiß. Glaub' mir, es war nicht leicht wegzukommen. Ivar war eben geboren. Doch weg mußten wir auf jeden Fall. Ach, es war eine wunderbar schöne Reise, und sie hat Torvald das Leben gerettet. Aber eine schwere Menge Geld hat sie gekostet, Christine.

FRAU LINDE. Das kann ich mir schon denken.

NORA. Zwölfhundert Taler hat sie gekostet. Viertausendachthundert Kronen. Du, das ist viel Geld.

FRAU LINDE. Aber in solcher Lage ist es jedenfalls doch ein großes Glück, wenn man es hat.

NORA. Ich will Dir was sagen, wir kriegten es von Papa.

FRAU LINDE. Ach so. Gerade um jene Zeit starb ja wohl Dein Vater.

NORA. Ja, Christine, gerade damals. Und denk nur, ich konnte nicht zu ihm reisen und ihn pflegen.

Ich erwartete ja täglich die Geburt meines kleinen Ivar. Und dann mußte ich ja auch meinen armen totkranken Torvald pflegen. Der liebe, gute Papa! Ich habe ihn nicht mehr gesehen, Christine. Ach! das ist das Schwerste, was ich seit meiner Verheiratung erlebt habe.

FRAU LINDE. Ich weiß, Du hast ihn sehr lieb gehabt. Und dann seid Ihr also nach Italien gereist?

NORA. Jawohl — da hatten wir ja das Geld, und die Ärzte drangen darauf. Einen Monat später sind wir gereist.

FRAU LINDE. Und Dein Mann kam ganz geheilt zurück?

NORA. Munter wie ein Fisch im Wasser.

FRAU LINDE. Aber — der Doktor?

NORA. Wieso?

FRAU LINDE. Ich glaubte das Mädchen so verstanden zu haben, der Herr, der zugleich mit mir eintrat, sei der Doktor.

NORA. Das war Doktor Rank. Der kommt aber nicht als Arzt zu uns. Das ist unser bester Freund und läßt sich hier bei uns täglich wenigstens einmal sehen. Nein, Torvald ist auch noch nicht eine Stunde wieder krank gewesen. Und die Kinder sind munter und gesund, und ich auch. Springt auf und klatscht in die Hände. Gott, o Gott, Christine, es ist doch wunderbar schön, zu leben und glücklich zu sein! — — Ach, aber es ist abscheulich von mir —; ich spreche immer nur von meinen eigenen Sachen. Setzt sich dicht neben sie auf einen Schemel und legt die Hände auf Frau Lindes Schoß. Ach, Du mußt mir nicht böse sein! — Sag' mal, ist es wirklich wahr, daß Du Deinen Mann nicht geliebt hast? Warum hast Du ihn denn genommen?

FRAU LINDE. Meine Mutter lebte noch und war bettlägerig und ohne Mittel. Und auch für meine beiden jüngeren Brüder hatte ich zu sorgen. Es schien mir unverantwortlich, seinen Antrag zurückzuweisen.

NORA. Nein, nein, das ist ganz richtig. Er war also damals reich?

FRAU LINDE. Er war recht wohlhabend, glaube ich. Aber es waren unsichere Geschäfte, Nora. Als er starb, kam der Zusammenbruch, und nichts blieb übrig.

NORA. Und dann —?

FRAU LINDE. Dann mußte ich mich mit einem kleinen Kramladen und einer kleinen Schule und allem Möglichen durchschlagen. Die letzten drei Jahre sind ein einziger langer, ruheloser Arbeitstag für mich gewesen. Jetzt ist er zu Ende, Nora. Meine arme Mutter braucht mich nicht mehr, — sie ist gestorben. Und die Jungen auch nicht, — sie haben jetzt Stellungen und können für sich selber sorgen.

NORA. Wie leicht Du Dich fühlen mußt —

FRAU LINDE. Nein, Du, — nur so unsagbar leer. Niemand mehr, für den ich leben kann. Steht unruhig auf. Deshalb hielt ich es da in dem entlegenen Nest nicht mehr aus. Hier muß man doch leichter etwas finden können, das einen in Anspruch nimmt und die Gedanken beschäftigt. Wenn es mir nur gelänge, eine feste Stellung zu finden, ein wenig Bureauarbeit —

NORA. Aber Christine, das ist ja entsetzlich anstrengend und Du siehst ohnehin schon so angegriffen aus. Es wäre viel besser für Dich, wenn Du eine Badereise machen könntest!

FRAU LINDE geht ans Fenster. Ich habe keinen Vater, der mir das Reisegeld schenken könnte, Nora.

NORA steht auf. Ach, sei mir nicht böse!

FRAU LINDE geht zu ihr. Liebe Nora, sei Du mir nicht böse. Das ist das Schlimmste bei Verhältnissen wie den meinigen, daß sie so das Gemüt verbittern. Man hat für niemand zu arbeiten, und doch muß man fortwährend tätig sein. Denn man muß doch leben, und so wird man Egoist. Als Du mir von der glücklichen Veränderung in Eurer Lebenslage erzähltest — wirst Du mir glauben, da freute ich mich nicht so sehr um Deinet-, wie um meinetwillen.

NORA. Wie das? Ach ja — ich verstehe Dich. Du meinst, daß Torvald etwas für Dich tun könnte.

FRAU LINDE. Ja, das dachte ich mir.

NORA. Das soll er auch, Christine. Überlaß das nur mir; ich werde es schon so fein einfädeln, so fein, — etwas recht Liebenswürdiges aushecken, das bei ihm verfängt. Ach, ich möchte Dir so furchtbar gern helfen.

FRAU LINDE. Wie schön von Dir, Nora, daß Du so für meine Sache eintrittst — doppelt schön von D i r , die Du selbst die Last und Mühsal des Lebens so gar nicht kennst.

NORA. Ich —? Ich kenne nicht —?

FRAU LINDE lächelnd. Du lieber Gott, das bißchen Handarbeit und dergleichen —. Du bist ein Kind, Nora.

NORA wirft den Kopf zurück und geht durchs Zimmer. Das solltest Du nicht mit solcher Überlegenheit sagen.

FRAU LINDE. So?

NORA. Du bist wie die andern. Alle glaubt Ihr, daß ich zu etwas wirklich Ernstem nicht tauge —

FRAU LINDE. Na, na — —

NORA. — daß ich nichts geleistet habe in diesem schweren Dasein.

FRAU LINDE. Liebe Nora, Du hast mir ja eben all Dein Ungemach erzählt.

NORA. Ach was, — die Bagatellen! — Leise. Das Große, das habe ich Dir nicht erzählt.

FRAU LINDE. Das Große? Was meinst Du damit?

NORA. Du unterschätzt mich durchaus, Christine; aber das solltest Du nicht tun. Du bist stolz darauf, daß Du so lange und so schwer für Deine Mutter geschafft hast.

FRAU LINDE. Ich unterschätze gewiß niemanden. Aber eins ist wahr: ich bin stolz und glücklich in dem Gedanken, daß es mir vergönnt gewesen ist, meiner Mutter die letzten Lebenstage einigermaßen sorgenfrei zu gestalten.

NORA. Und Du bist auch stolz in dem Gedanken, was Du für Deine Brüder getan hast.

FRAU LINDE. Ich glaube ein Recht dazu zu haben.

NORA. Das glaube ich auch. Aber nun sollst Du etwas erfahren, Christine. Auch ich habe was, das mich stolz und glücklich macht.

FRAU LINDE. Daran zweifle ich nicht. Aber wie meinst Du das?

NORA. Sprich leise. Bedenk, wenn Torvald es hörte! Um keinen Preis der Welt darf er —; niemand darf es erfahren, außer Dir niemand, Christine.

FRAU LINDE. Was ist es denn nur?

NORA. Komm her. Zieht sie neben sich auf das Sofa. Ja, Du, — ich habe auch etwas, das mich stolz und glücklich macht: i c h habe Torvald das Leben gerettet.

FRAU LINDE. Gerettet —? Wieso gerettet?

NORA. Ich habe Dir doch von der Reise nach Italien erzählt. Wenn Torvald nicht dorthin gekommen wäre, so wäre er draufgegangen.

FRAU LINDE. Na ja, Dein Vater hat Euch ja die nötigen Mittel gegeben —

NORA lächelt. Ja, das glaubt Torvald, und das glauben alle andern; aber —

FRAU LINDE. Aber —?

NORA. Papa hat uns keinen Heller gegeben. I c h habe das Geld geschafft.

FRAU LINDE. Du? Die ganze große Summe?

NORA. Zwölfhundert Taler. Viertausendachthundert Kronen. Was sagst Du nun?

FRAU LINDE. Ja aber, Nora, wie war Dir das möglich? Hattest Du in der Lotterie gewonnen?

NORA verächtlich. In der Lotterie? Geringschätzig. Was wäre denn das für eine Kunst gewesen?

FRAU LINDE. Wo hast Du es denn herbekommen?

NORA trällert und lächelt geheimnisvoll. Hm, tralalala!

FRAU LINDE. Borgen konntest Du es Dir doch nicht?

NORA. So? Warum denn nicht?

FRAU LINDE. Nein, eine Frau kann ohne die Einwilligung ihres Gatten kein Darlehn aufnehmen.

NORA wirft den Kopf zurück. So —? Wenn es eine Frau

ist, die einige Geschäftskenntnis hat —, eine Frau, die sich klug zu benehmen weiß, — dann —

FRAU LINDE. Aber, Nora, ich verstehe kein Wort —

NORA. Ist auch gar nicht nötig. Es ist ja gar nicht gesagt, daß ich mir das Geld g e b o r g t habe. Ich kann es mir ja auf andere Weise verschafft haben. Wirft sich ins Sofa zurück. Ich kann es ja von irgend einem Verehrer bekommen haben. Wenn man leidlich hübsch aussieht, wie ich —

FRAU LINDE. Du bist eine Närrin.

NORA. Jetzt bist Du gewiß grenzenlos neugierig, Christine.

FRAU LINDE. Hör' mal an, liebe Nora, — hast Du auch keine Unbesonnenheit begangen?

NORA richtet sich wieder auf. Ist es eine Unbesonnenheit, seinem Mann das Leben zu retten?

FRAU LINDE. Ich finde, es war eine Unbesonnenheit, daß Du ohne sein Wissen —

NORA. Aber er durfte ja doch nichts wissen! Herrgott, kannst Du denn das nicht begreifen? Er durfte nicht einmal wissen, wie schlimm es um ihn stand. Zu m i r kamen die Ärzte und sagten, es wäre Gefahr für sein Leben, und nur ein Aufenthalt im Süden könnte ihn retten. Meinst Du denn, ich hätte nicht zunächst auf andere Weise versucht, aus der Verlegenheit zu kommen? Ich sprach mit ihm darüber, wie nett ich es finden würde, mal wie andere junge Frauen ins Ausland reisen zu können. Ich weinte und ich flehte; ich sagte ihm, er sollte doch daran denken, in welchen Umständen ich mich befände, er sollte doch gut sein und mir nachgeben, und dann deutete ich an, er könnte ja wohl ein Darlehn aufnehmen. Aber da wurde er beinahe böse, Christine. Er sagte, ich wäre leichtsinnig, und es wäre seine Pflicht als Ehemann, meinen Mucken und Launen — so nannte er es, glaube ich — nicht nachzugeben. Nun wohl, dachte ich bei mir, gerettet mußt Du werden; und da verfiel ich auf diesen Ausweg —

FRAU LINDE. Hat Dein Mann denn nicht von Deinem Vater erfahren, daß das Geld nicht von ihm kam?

NORA. Nein, niemals. Papa starb gerade in jenen Tagen. Ich hatte vor, ihn in die Sache einzuweihen und ihn zu bitten, daß er nichts verriete. Weil er nun aber so krank darniederlag —. Leider wurde es nicht mehr nötig.

FRAU LINDE. Und später hast Du Dich Deinem Manne nie anvertraut?

NORA. Nein, um des Himmelswillen, was fällt Dir ein? Ihn, der in diesen Dingen so streng ist! Und außerdem — Torvald mit seinem männlichen Selbstgefühl, — wie peinlich und demütigend wäre ihm das Bewußtsein, mir etwas zu verdanken. Das würde unser gegenseitiges Verhältnis vollständig verschieben. Unser schönes, glückliches Heim wäre nicht mehr, was es jetzt ist.

FRAU LINDE. Wirst Du es ihm niemals sagen?

NORA nachdenklich, mit halbem Lächeln. Doch,—vielleicht später einmal; — nach vielen Jahren, wenn ich nicht mehr so hübsch bin wie jetzt. Du darfst darüber nicht lachen. Ich meine ja nur: wenn Torvald sich nicht mehr so viel aus mir macht wie jetzt; wenn es ihm keine Freude mehr gewährt, daß ich ihm etwas vortanze und mich verkleide und deklamiere. Dann ist es vielleicht gut, etwas in der Reserve zu haben —. Abbrechend. Ach Unsinn, Unsinn, Unsinn! D i e Zeit kommt nie. — Na, aber was sagst Du zu meinem großen Geheimnis, Christine? Tauge ich nicht doch zu etwas? — Du darfst mir übrigens glauben, die Sache hat mir viel Kummer bereitet. Es ist mir wahrhaftig nicht leicht geworden, meinen Verpflichtungen immer zur rechten Zeit nachzukommen. Du mußt nämlich wissen, im Geschäftsleben gibt es etwas, das man Quartalszinsen nennt, und noch etwas, das Abzahlung heißt; und die Gelder sind immer so entsetzlich schwer zu beschaffen. Da habe ich denn an allen Ecken und Enden

sparen müssen, wo ich nur konnte, siehst Du. Vom Wirtschaftsgelde konnte ich so gut wie nichts erübrigen, denn Torvald mußte ja gut leben. Die Kinder konnte ich doch auch nicht in schlechter Kleidung umhergehen lassen; was ich für sie bekam, dachte ich, das müßte ich auch für sie verbrauchen. Die süßen, herzigen Kleinen!

FRAU LINDE. Da mußten denn wohl Deine eigenen Bedürfnisse herhalten, arme Nora?

NORA. Ja, natürlich. Ich war ja auch die Nächste dazu. Jedesmal, wenn Torvald mir Geld zu neuen Kleidern und dergleichen gab, verwandte ich nie mehr als die Hälfte darauf; ich kaufte stets vom Billigsten und Einfachsten. Ein wahres Glück, daß mir alles so gut steht, und Torvald also nichts merkte. Manchmal ist es mir aber recht schwer geworden, Christine, denn es ist doch himmlisch, fein gekleidet zu gehen. Nicht wahr?

FRAU LINDE. Ja, freilich.

NORA. Na, und dann hatte ich ja auch noch andere Einnahmequellen. Im vorigen Winter hatte ich das Glück, eine Menge Schreibarbeit zu bekommen. Da schloß ich mich ein und schrieb jeden Abend bis tief in die Nacht hinein. Ach, zuweilen war ich so müde, so müde. Aber es war trotzdem riesig unterhaltend, so zu arbeiten und Geld zu verdienen. Ich kam mir beinahe wie ein Mann vor.

FRAU LINDE. Wie viel hast Du denn nun auf die Weise abzahlen können?

NORA. Ja, das kann ich nicht so genau sagen. Weißt Du, es ist sehr schwierig, sich in solchen Geschäften zurecht zu finden. Ich weiß bloß, daß ich bezahlt habe, was ich nur zusammenkratzen konnte. Gar manches Mal habe ich mir keinen Rat gewußt. Lächelt. Dann saß ich da und stellte mir vor, es hätte sich ein reicher, alter Herr in mich verliebt —

FRAU LINDE. Wie? Was für ein Herr?

NORA. Ach Unsinn! — und daß er stürbe, und als man sein Testament öffnete, stand mit großen Buch-

staben darin: „Alle meine Gelder sollen der liebenswürdigen Frau Nora Helmer sofort bar ausbezahlt werden."

FRAU LINDE. Aber liebe Nora, — was war das für ein Herr?

NORA. Herrgott, begreifst Du denn nicht? Der alte Herr existierte ja gar nicht; das habe ich mir ja nur vorphantasiert — immer und immer wieder, wenn ich nicht aus noch ein wußte, um Geld zu beschaffen. Aber das ist nun alles eins; der alte langweilige Mensch kann meinetwegen bleiben, wo er ist; ich mache mir weder aus ihm noch aus seinem Testament etwas, denn jetzt bin ich die Sorgen los. Springt auf. Gott, o Gott, Christine, es ist doch ein himmlischer Gedanke! Sorgenfrei! Sorgenfrei zu sein, ganz sorgenfrei; mit den Kindern spielen und sich tummeln zu können; es hübsch und nett im Hause zu haben, ganz so, wie Torvald es liebt! Und denk, nun kommt bald der Frühling mit seinem weiten, blauen Himmel! Vielleicht können wir dann eine kleine Reise machen. Und ich darf vielleicht das Meer wiedersehen! Ach ja, ja! Wie wunderbar, zu leben und glücklich zu sein!

Man hört die Glocke im Vorzimmer.

FRAU LINDE steht auf. Es klingelt; es ist vielleicht das beste, ich gehe.

NORA. Nein, bleib nur; zu mir kommt gewiß kein Besuch; es wird wohl jemand zu Torvald —

HAUSMÄDCHEN in der Vorzimmertür. Verzeihung, gnädige Frau; — da ist ein Herr, — der den Herrn Advokaten sprechen will.

NORA. — — den Herrn Bankdirektor, meinst Du wohl.

HAUSMÄDCHEN. Ja, den Herrn Bankdirektor; ich wußte aber nicht recht, — weil doch der Herr Doktor drin ist —

NORA. Wer ist der Herr?

KROGSTAD in der Vorzimmertür. Ich bin's, gnädige Frau.

Frau Linde stutzt, fährt zusammen und wendet sich dem Fenster zu.

NORA geht ihm einen Schritt entgegen, gespannt, mit halber Stimme. Sie? Was soll das heißen? Über was haben Sie mit meinem Mann zu reden?

KROGSTAD. Über Bankangelegenheiten; — sozusagen. Ich habe einen kleinen Posten an der Aktienbank, und wie ich höre, wird Ihr Mann jetzt unser Chef —

NORA. Es sind also —

KROGSTAD. — nur trockene Geschäfte, gnädige Frau; absolut nichts andres.

NORA. Ja, dann haben Sie wohl die Güte, sich ins Bureau zu bemühen. Grüßt gleichgültig, indem sie die Tür zum Vorzimmer schließt; darauf geht sie an den Ofen und sieht nach dem Feuer.

FRAU LINDE. Nora, — wer war der Mann?

NORA. Das war ein gewisser Krogstad.

FRAU LINDE. Er war es also wirklich.

NORA. Kennst Du den Menschen?

FRAU LINDE. Ich habe ihn gekannt — es ist sehr lange her. Er war eine Zeitlang Vertreter des Rechtsanwalts in unserer Gegend.

NORA. Ganz richtig.

FRAU LINDE. Wie er sich verändert hat.

NORA. Er ist wohl sehr unglücklich verheiratet gewesen.

FRAU LINDE. Jetzt ist er ja Witwer.

NORA. Mit vielen Kindern. — So — nun brennt das Feuer. Sie schließt die Ofentür und schiebt den Schaukelstuhl ein wenig beiseite.

FRAU LINDE. Es heißt, er betreibe mancherlei Art Geschäfte?

NORA. So? Das kann schon sein! Ich weiß es wirklich nicht —. Aber laß uns nicht an Geschäfte denken. Das ist so öde.

Doktor Rank kommt aus Helmers Zimmer.

DOKTOR RANK noch in der Tür. Nein, nein, lieber Freund, ich mag nicht stören; ich will lieber ein bißchen zu Deiner Frau hineingehen. Schließt die Tür hinter sich und

bemerkt Frau Linde. O, — ich bitte um Vergebung; hier stör' ich am Ende auch?

NORA. Durchaus nicht. Stellt vor. Doktor Rank — Frau Linde.

RANK. Ah! Ein Name, der hier im Hause oft genannt wird. Ich glaube, ich ging auf der Treppe an Ihnen vorbei, als ich kam.

FRAU LINDE. Ja, ich steige Treppen sehr langsam; ich kann es nicht gut vertragen.

RANK. Aha! Ein kleiner innerer Schaden?

FRAU LINDE. Eigentlich mehr eine Überanstrengung.

RANK. Sonst nichts? Dann sind Sie wohl in die Stadt gekommen, um sich bei den vielen Fêten ein wenig zu erholen?

FRAU LINDE. Ich bin gekommen, um Arbeit zu suchen.

RANK. Ist Arbeit ein probates Mittel gegen Überanstrengung?

FRAU LINDE. Man muß leben, Herr Doktor.

RANK. Ja, es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß das eine Notwendigkeit wäre.

NORA. Na, na, Doktor, — Sie wollen doch auch gern leben.

RANK. Allerdings will ich das. Bin ich auch elend dran, so möchte ich doch, daß die Qual noch möglichst lange dauere. Meinen Patienten geht es allen ebenso. Und mit den sittlich Bresthaften ist es nicht anders. In diesem Augenblick ist gerade solch ein moralischer Lazarus bei Helmer drin —

FRAU LINDE mit gedämpfter Stimme. Ah!

NORA. Wen meinen Sie?

RANK. Ach, es ist ein Anwalt Krogstad, — Sie kennen den Menschen nicht. Der ist verdorben in den Wurzeln des Charakters, verehrte Frau. Aber selbst d e r fing an, davon zu schwätzen, wie von einer hochwichtigen Sache: daß er l e b e n müsse.

NORA. So? — Was hatte er denn mit Torvald zu reden?

RANK. Ich weiß wahrhaftig nicht; ich habe nur gehört, daß es die Aktienbank betraf.

NORA. Ich wußte nicht, daß Krog —, daß dieser Herr Krogstad etwas mit der Aktienbank zu schaffen hätte.

RANK. O freilich, — er hat dort so eine Art Anstellung. *Zu Frau Linde.* Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend da auch solche Leute haben, die überall atemlos umherrennen, um moralische Fäulnis aufzuspüren und dann die Betreffenden für irgend eine vorteilhafte Stellung in Vorschlag zu bringen. Die Gesunden müssen sich dann hübsch darein finden, das Nachsehen zu haben.

FRAU LINDE. Nun, aber eigentlich haben doch auch die Kranken das größte Anrecht darauf, sichergestellt zu werden.

RANK *zuckt die Achseln.* Na, da haben wir's. Gerade d i e Anschauung macht die menschliche Gesellschaft zu einem Krankenhause.

Nora, die in ihre eigenen Gedanken versunken war, bricht in ein halblautes Gelächter aus und klatscht in die Hände.

RANK. Weshalb lachen Sie über so was? Wissen Sie denn überhaupt, was die Gesellschaft ist?

NORA. Was kümmert mich die dumme Gesellschaft?! Ich lache über ganz etwas anderes, — etwas ungeheuer Komisches. — Sagen Sie mal, Doktor, — werden nun alle, die bei der Aktienbank angestellt sind, von Torvald abhängig?

RANK. D a s finden Sie so ungeheuer komisch?

NORA *lächelt und trällert.* Lassen Sie mich nur, lassen Sie mich nur! *Spaziert im Zimmer auf und ab.* Ach, der Gedanke, daß wir — daß Torvald so großen Einfluß auf so viele Menschen hat, ist wirklich über alle Maßen ergötzlich. *Zieht die Tüte aus der Tasche.* Doktor, ein Makronchen gefällig?

RANK. Ei sieh mal, Makronen. Ich glaubte, das wäre hier Kontrebande.

NORA. Ja gewiß, — aber d i e hat mir Christine geschenkt.

FRAU LINDE. Wie? — Ich?—

NORA. Na, na, na; erschrick nur nicht. Du konntest ja nicht wissen, daß Torvald das verboten hat. Du mußt nämlich wissen, er hat Angst, daß ich schlechte Zähne davon kriege. Ach was! Einmal ist keinmal! — Nicht wahr, Doktor? Hier, bitte! Steckt ihm eine Makrone in den Mund. Und Du auch, Christine. Und ich kriege auch eine; nur eine ganz kleine — oder höchstens zwei. Geht wieder umher. Ja, jetzt bin ich wirklich über die Maßen glücklich. Nun gibt es nur noch eins auf der Welt, wozu ich eine riesige Lust hätte.

RANK. Na, und das wäre?

NORA. Ich möchte so riesig gern etwas sagen, und Torvald müßte es hören.

RANK. Und warum sagen Sie es denn nicht?

NORA. Nein, ich darf nicht; es ist gar so garstig.

FRAU LINDE. Garstig?

RANK. Ja, dann ist es wohl nicht ratsam. Aber zu uns können Sie doch —. Na, was möchten Sie denn so gern sagen, daß Torvald es hörte?

NORA. Ich möchte so riesig gern sagen: Himmelkreuzdonnerwetter!

RANK. Sind Sie verdreht?

FRAU LINDE. Aber, Nora —!

RANK. Sagen Sie's doch. Da ist er.

NORA versteckt die Makronentüte. Pst! Pst! Pst!

H e l m e r kommt, den Überzieher über dem Arm und den Hut in der Hand, aus seinem Zimmer.

NORA geht ihm entgegen. Na, lieber Torvald, bist Du ihn los?

HELMER. Ja, er ist weg.

NORA. Darf ich Dich vorstellen —: das ist Christine; sie ist heute angekommen.

HELMER. Christine —? Entschuldigen Sie, aber ich weiß nicht —

NORA. Frau Linde, lieber Torvald, — Frau Christine Linde.

HELMER. Ah so. Vermutlich eine Jugendfreundin meiner Frau?

FRAU LINDE. Ja, wir kennen uns von früher.

NORA. Und denk nur, sie hat die weite Reise hierher gemacht, um mit Dir zu sprechen.

HELMER. Wieso —?

FRAU LINDE. Das gerade nicht —

NORA. Christine ist nämlich außerordentlich geschickt in Bureauarbeiten. Und nun möchte sie so furchtbar gern unter die Leitung eines tüchtigen Mannes kommen und noch mehr lernen, als sie schon kann —

HELMER. Sehr vernünftig, Frau Linde.

NORA. Und als sie nun hörte, daß Du Bankdirektor geworden bist — der Telegraph hatte es verkündet — ist sie so schnell wie möglich hergereist und —. Nicht wahr, Torvald, mir zuliebe kannst Du schon ein wenig für Christine tun? Was?

HELMER. Je nun, das wäre gar nicht so unmöglich. Vermutlich sind Sie Witwe?

FRAU LINDE. Ja.

HELMER. Und haben Sie Übung in Kontorarbeiten?

FRAU LINDE. Ja, so ziemlich.

HELMER. Na, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß ich Ihnen eine Anstellung verschaffen kann —

NORA klatscht in die Hände. Siehst Du wohl, siehst Du wohl?

HELMER. Sie haben gerade einen günstigen Augenblick getroffen, Frau Linde —

FRAU LINDE. Wie soll ich Ihnen danken —?

HELMER. Ist durchaus nicht nötig. Zieht den Überzieher an. Für heute müssen Sie mich aber entschuldigen.

RANK. Wart', ich gehe mit. Holt seinen Pelz aus dem Vorzimmer und wärmt ihn am Ofen.

NORA. Bleib nicht zu lange aus, lieber Torvald.

HELMER. Nur ein Stündchen, länger nicht.

NORA. Gehst Du auch, Christine?

FRAU LINDE zieht ihren Mantel an. Ja, ich muß nun fort und mich nach einem Zimmer umsehen.

HELMER. Dann können wir vielleicht zusammen die Straße hinunter gehen.

NORA hilft ihr. Wie dumm, daß wir so beschränkt wohnen; aber es ist uns unmöglich, Dir —

FRAU LINDE. Wo denkst Du hin! Adieu, liebe Nora, und Dank für alles.

NORA. Auf Wiedersehen! Heut abend kommst Du selbstverständlich. Und Sie auch, Doktor. Was? Wenn Sie wohl genug sind? Natürlich sind Sie wohl genug. Packen Sie sich nur recht gut ein.

Im allgemeinen Gespräch gehen sie in das Vorzimmer; auf der Treppe hört man Kinderstimmen.

NORA. Da sind sie, da sind sie! Sie läuft hin und öffnet.

Anne-Marie kommt mit den Kindern.

NORA. Herein, nur herein! Beugt sich nieder und küßt sie. Ihr süßen, einzigen —! Schau sie an, Christine! Sind sie nicht reizend?

RANK. Keine Unterhaltung hier in der Zugluft.

HELMER. Kommen Sie, Frau Linde. Nun ist's hier nicht mehr auszuhalten für Leute, die keine Mütter sind!

Rank, Helmer und Frau Linde gehen die Treppe hinunter, die Kinderfrau geht mit den Kindern ins Zimmer. Nora ebenfalls, indem sie die Tür zum Vorzimmer schließt.

NORA. Wie frisch und fröhlich Ihr ausseht. Und die roten Backen, die Ihr mitbringt. Wie Äpfel und Rosen. Die Kinder sprechen während des Folgenden durcheinander mit ihr. Habt Ihr Euch gut unterhalten? Das ist ja herrlich. Ach — Du hast Emmy und Bob Schlitten gefahren? — Denk mal an! Ja, Du bist ein fixer Kerl, Ivar. Gib sie mir ein bißchen, Anne-Marie. Mein süßes, kleines Puppenkind! Nimmt der Kinderfrau das Kleinste ab und tanzt mit ihm. Ja, ja! Mama wird mit Bob auch tanzen. Was? Ihr habt Euch geschneeballt? Oh,

da hätte ich mit dabei sein mögen! Laß nur, ich will sie selbst ausziehen, Anne-Marie. Laß mich doch; ich tu's so gerne. Geh so lange in die Kinderstube. Du siehst so verfroren aus. Auf dem Ofen steht heißer Kaffee für Dich.

Die Kinderfrau geht in das Zimmer zur Linken. Nora nimmt den Kindern die Mäntel und Hüte ab und wirft alles umher; inzwischen läßt sie sie durcheinander reden.

NORA. Ach was! Ein großer Hund ist Euch nachgelaufen? Aber gebissen hat er Euch nicht? Nein, solche kleine nette Püppchen beißen die Hunde nicht. Nicht in die Pakete gucken, Ivar! Was das ist? Ja, wenn Ihr das wüßtet! Ach nein, nein, da ist etwas Garstiges drin. So? Spielen möchtet Ihr? Was wollen wir spielen? Verstecken. Ja. Spielen wir Verstecken. Bob soll sich zuerst verstecken. Ich? Na ja, dann verstecke ich mich zuerst.

Sie und die Kinder spielen unter Jubel und Lachen im Zimmer und in dem anstoßenden Raume zur Rechten. Zuletzt versteckt Nora sich unter dem Tisch. Die Kinder stürmen herein, suchen, können sie aber nicht finden. Dann hören sie ihr unterdrücktes Lachen, stürzen an den Tisch, heben die Decke auf und sehen sie. Stürmischer Jubel. Sie kriecht hervor, als wolle sie sie schrecken. Neuer Jubel. Inzwischen hat es an der Eingangstür geklopft; niemand hat es beachtet. Jetzt wird die Tür halb geöffnet und Krogstad wird sichtbar. Er wartet ein wenig; das Spiel nimmt seinen Fortgang.

KROGSTAD. Entschuldigen Sie, Frau Helmer —

NORA mit einem unterdrückten Schrei, dreht sich um und springt halb in die Höhe. Ah! Was wollen Sie?

KROGSTAD. Entschuldigen Sie; — die Stiegentür war nur angelehnt; es muß jemand vergessen haben, sie zuzumachen.

NORA steht auf. Mein Mann ist nicht zu Hause, Herr Krogstad.

KROGSTAD. Das weiß ich.

NORA. So — was wollen Sie denn hier?

KROGSTAD. Ein Wort mit Ihnen reden.

NORA. Mit — Leise zu den Kindern. Geht hinein zu Anne-Marie. Was? Nein, der fremde Herr will Mama

nichts zu leide tun. Wenn er fort ist, spielen wir weiter. Sie führt die Kinder in das Zimmer links und schließt die Tür hinter ihnen.

NORA unruhig, gespannt. Sie wollen mit mir sprechen?

KROGSTAD. Allerdings.

NORA. Heut — aber es ist doch noch nicht der Erste?

KROGSTAD. Nein, heut ist Heiligabend. Von Ihnen selbst wird es abhängen, welche Bescherung Sie haben werden!

NORA. Was wollen Sie? Heut kann ich absolut nicht —

KROGSTAD. Davon reden wir vorläufig nicht. Es handelt sich um etwas andres. Sie haben doch wohl einen Augenblick Zeit?

NORA. O ja, gewiß, Zeit habe ich wohl, obgleich—

KROGSTAD. Gut. Ich saß im Restaurant Olsen und sah Ihren Mann über die Straße gehen —

NORA. Jawohl.

KROGSTAD. — mit einer Dame.

NORA. Und was weiter?

KROGSTAD. Darf ich mir die Frage erlauben: war die Dame eine Frau Linde?

NORA. Ja.

KROGSTAD. Sie ist noch nicht lange hier?

NORA. Seit heute.

KROGSTAD. Sie ist wohl eine gute Freundin von Ihnen?

NORA. Ja, das ist sie. Aber ich verstehe nicht — —

KROGSTAD. Ich war auch einmal mit ihr bekannt.

NORA. Das weiß ich.

KROGSTAD. So? Sie wissen also von der Sache? Dacht' es mir wohl. Darf ich Sie also kurz und bündig fragen: wird Frau Linde bei der Aktienbank angestellt werden?

NORA. Herr Krogstad, wie können Sie sich erlauben, m i c h auszuforschen?! Sie, ein Untergebener meines Mannes? Aber da Sie einmal fragen, so sollen Sie es

auch wissen: jawohl, Frau Linde wird angestellt werden. Und ich selbst habe mich ihrer Sache angenommen, Herr Krogstad. Nun wissen Sie es.

KROGSTAD. Ich habe also richtig vermutet.

NORA geht im Zimmer auf und ab. Mein Gott, man hat doch auch sein bißchen Einfluß! Weil man eine Frau ist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß —. Wenn man eine subalterne Stellung einnimmt, Herr Krogstad, so sollte man sich wirklich hüten, einen vor den Kopf zu stoßen, der — hm —

KROGSTAD. — der Einfluß hat?

NORA. Allerdings!

KROGSTAD mit verändertem Ton. Frau Helmer, wollen Sie die Güte haben, Ihren Einfluß zu meinen Gunsten aufzubieten?

NORA. Wie? Was meinen Sie damit?

KROGSTAD. Wollen Sie gütigst dafür sorgen, daß ich meine subalterne Stellung bei der Bank behalte?

NORA. Was heißt das? Wer will Ihnen denn Ihre Stellung nehmen?

KROGSTAD. Ach, mir gegenüber brauchen Sie nicht die Ahnungslose zu spielen. Es leuchtet mir sehr wohl ein, daß es Ihrer Freundin nicht angenehm sein kann, sich einem Zusammentreffen mit mir auszusetzen, und ich begreife jetzt auch, wem ich es zu danken habe, daß man mich wegjagen will.

NORA. Aber ich versichere Ihnen —

KROGSTAD. Ja, ja, ja, — kurz und gut: noch ist es Zeit, und ich rate Ihnen, Ihren Einfluß aufzubieten, um das zu verhindern.

NORA. Aber, Herr Krogstad, ich h a b e gar keinen Einfluß.

KROGSTAD. Nicht? Ich glaubte doch eben, aus Ihrem eigenen Munde —

NORA. Das war natürlich nicht so zu verstehen. I c h! Wie können Sie nur glauben, daß ich einen solchen Einfluß auf meinen Mann habe?!

KROGSTAD. Ach, ich kenne Ihren Mann aus den

Studententagen. Ich halte den Herrn Bankdirektor für nicht fester als andere Ehemänner.

NORA. Wenn Sie mit Geringschätzung von meinem Manne reden, so weise ich Ihnen die Tür.

KROGSTAD. Sie sind mutig, gnädige Frau.

NORA. Ich habe vor Ihnen keine Angst mehr. Bald nach Neujahr werde ich aus der ganzen Geschichte heraus sein.

KROGSTAD beherrscht sich wieder. Hören Sie mich jetzt an, gnädige Frau. Im Notfalle werde ich auf Tod und Leben kämpfen, um meinen kleinen Posten an der Bank zu behalten.

NORA. Es sieht in der Tat so aus.

KROGSTAD. Nicht wegen des Einkommens allein! Darum ist mir doch am wenigsten zu tun. Es handelt sich um etwas andres —. Na ja, — ich muß heraus mit der Sprache! Sehen Sie, — es ist folgendes. Ihnen ist es gewiß so wie aller Welt bekannt, daß ich mir vor etlichen Jahren habe eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen.

NORA. Ich glaube, so etwas gehört zu haben.

KROGSTAD. Die Sache kam nicht vor Gericht. Aber von dem Augenblick an waren mir mit einem Mal alle Wege wie versperrt. Nun warf ich mich auf die Geschäfte, die Sie ja kennen. Irgend etwas mußte ich doch beginnen, und ich darf wohl sagen, ich war keiner von den Schlimmsten. Jetzt aber muß ich aus der ganzen Geschichte heraus. Meine Söhne wachsen heran; um ihretwillen muß ich versuchen, mir so viel bürgerliche Achtung wie möglich wieder zu erringen. Der Posten bei der Bank war sozusagen die erste Stufe für mich. Und nun will Ihr Mann mich mit einem Fußtritt von der Treppe hinunterstoßen, so daß ich wieder in den Schmutz zu liegen komme.

NORA. Aber um Gottes willen, Herr Krogstad, es liegt absolut nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen.

KROGSTAD. Weil Sie nicht den guten Willen haben. Ich habe aber Mittel, Sie zu zwingen.

NORA. Sie wollen meinem Manne doch wohl nicht sagen, daß ich Ihnen Geld schuldig bin?

KROGSTAD. Hm — und wenn ich es ihm nun sagte?

NORA. Das wäre schändlich von Ihnen. Die Tränen sind ihr nahe. Dieses Geheimnis, das meine Freude und mein Stolz ist —, er sollte es auf so häßliche und plumpe Art erfahren? Von Ihnen es erfahren? Sie würden mich den schrecklichsten Unannehmlichkeiten aussetzen —

KROGSTAD. Nur Unannehmlichkeiten?

NORA heftig. Aber tun Sie es nur! Sie selbst werden den größten Schaden davon haben; dann wird mein Mann erst sehen, was für ein schlechter Mensch Sie sind. Und Sie werden Ihren Posten erst recht nicht behalten!

KROGSTAD. Ich fragte, ob Sie nur häusliche Unannehmlichkeiten befürchten?

NORA. Erfährt mein Mann davon, so wird er die Restsumme natürlich sofort bezahlen. Und dann haben wir nichts mehr mit Ihnen zu schaffen.

KROGSTAD einen Schritt näher. Hören Sie, Frau Helmer; — entweder haben Sie kein gutes Gedächtnis, oder Sie haben keine Ahnung von Geschäften. Ich muß Ihnen die Sache wohl etwas gründlicher auseinandersetzen.

NORA. Wie das?

KROGSTAD. Als Ihr Mann krank war, kamen Sie zu mir, um zwölfhundert Taler zu leihen.

NORA. Ich habe sonst niemand gewußt.

KROGSTAD. Ich versprach, Ihnen das Geld zu verschaffen —

NORA. Sie haben es mir ja auch verschafft.

KROGSTAD. Ich versprach, Ihnen die Summe unter gewissen Bedingungen zu verschaffen. Sie waren damals von der Krankheit Ihres Mannes so in Anspruch genommen und so eifrig darauf aus, das Reisegeld zu bekommen, daß Sie für alle Nebenumstände wohl keine Gedanken hatten. Es ist daher sehr

angebracht, Sie daran zu erinnern. Nun denn, — ich versprach, Ihnen das Geld gegen einen Schuldschein zu verschaffen, den ich aufsetzte.

NORA. Und den ich unterschrieben habe.

KROGSTAD. Gut. Aber dem fügte ich unten noch einige Zeilen hinzu, worin Ihr Vater die Bürgschaft für die Schuld übernahm. Diese Zeilen sollte Ihr Vater unterschreiben.

NORA. Sollte —? Er h a t ja unterschrieben.

KROGSTAD. Ich hatte das Datum in blanko gelassen; das heißt, Ihr Vater selbst sollte den Tag angeben, an dem er das Papier unterschrieb. Erinnern Sie sich, gnädige Frau?

NORA. Ja, ich glaube wohl —

KROGSTAD. Darauf übergab ich Ihnen den Schuldschein, damit Sie ihn mit der Post an Ihren Vater schickten. War das nicht so?

NORA. Ja.

KROGSTAD. Und das haben Sie natürlich auch sofort getan, denn schon nach fünf oder sechs Tagen brachten Sie mir das Papier mit der Unterschrift Ihres Vaters zurück. Darauf bekamen Sie den Betrag ausgezahlt.

NORA. Nun ja. Habe ich denn nicht prompt abbezahlt?

KROGSTAD. So ziemlich. Aber — um auf das zurückzukommen, wovon wir gesprochen haben, — das war damals wohl eine schwere Zeit für Sie, gnädige Frau.

NORA. Ja, das war es.

KROGSTAD. Ihr Vater lag gewiß sehr krank darnieder?

NORA. Er lag in den letzten Zügen.

KROGSTAD. Und er starb kurz darauf?

NORA. Ja.

KROGSTAD. Sagen Sie mir, Frau Helmer, wissen Sie zufällig noch den Todestag Ihres Vaters? Das Datum, meine ich?

NORA. Papa starb am 29. September.

KROGSTAD. Ganz richtig. Ich habe mich danach erkundigt. Und deshalb kann ich mir einen sonderbaren Umstand — zieht ein Papier hervor — ganz und gar nicht erklären.

NORA. Was für einen sonderbaren Umstand? Ich weiß nicht —

KROGSTAD. Den sonderbaren Umstand, gnädige Frau, daß Ihr Vater diesen Schuldschein drei Tage nach seinem Tode unterschrieben hat.

NORA. Wie? Ich verstehe nicht —

KROGSTAD. Ihr Vater starb am 29. September. Nun sehen Sie her, — hier datiert die Unterschrift Ihres Vaters vom 2. Oktober. Ist das nicht sonderbar, gnädige Frau?

NORA schweigt.

KROGSTAD. Können Sie mir das erklären?

NORA schweigt noch immer.

KROGSTAD. Auffallend ist auch, daß die Worte „2. Oktober" und die Jahreszahl nicht die Handschrift Ihres Vaters zeigen, vielmehr eine Handschrift, die mir bekannt vorkommt. Na, das läßt sich ja erklären. Ihr Vater kann vergessen haben, seine Unterschrift zu datieren, und dann mag irgend ein anderer das Datum aufs Geratewohl hingesetzt haben, bevor man noch von dem Todesfall wußte. Dabei ist auch nichts Schlimmes. Auf die Namensunterschrift kommt es an, und die ist doch echt, Frau Helmer? Ihr Vater hat doch in eigener Person seinen Namen hier hingeschrieben?

NORA nach kurzer Pause, — wirft den Kopf zurück und sieht ihn trotzig an. Nein, dem ist nicht so: ich habe Papas Namen unterschrieben.

KROGSTAD. Ei, gnädige Frau — wissen Sie auch, daß das ein gefährliches Geständnis ist?

NORA. Weshalb? Sie werden Ihr Geld bald bekommen.

KROGSTAD. Erlauben Sie mir eine Frage, — weshalb haben Sie Ihrem Vater nicht das Dokument geschickt?

NORA. Es war unmöglich. Papa lag ja krank. Wenn ich ihn um seine Unterschrift gebeten hätte, so hätte ich ihm auch sagen müssen, zu welchem Zweck ich das Geld brauchte. Aber so einem Schwerkranken konnte ich doch nicht sagen, daß Gefahr für meines Mannes Leben sei? Das war ganz unmöglich.

KROGSTAD. Dann wäre es besser für Sie gewesen, Sie hätten die Reise ins Ausland aufgegeben.

NORA. Nein, das war unmöglich. Die Reise sollte meinem Manne das Leben retten, — die konnt' ich nicht aufgeben.

KROGSTAD. Aber haben Sie denn nicht bedacht, daß Sie mich damit betrogen?

NORA. Darauf konnte ich gar keine Rücksicht nehmen. Sie gingen mich absolut nichts an. Ich konnte Sie nicht ausstehen, weil Sie so herzlos waren und so viele Schwierigkeiten machten, obgleich Sie wußten, wie gefährlich es um meinen Mann stand.

KROGSTAD. Frau Helmer — wessen Sie sich eigentlich schuldig gemacht haben, davon haben Sie offenbar keine klare Vorstellung. Aber ich kann Ihnen sagen: das, was ich einst begangen habe, und was meine ganze bürgerliche Stellung untergraben hat, ist nichts Größeres und nichts Schlimmeres gewesen.

NORA. Sie? Sie wollen mir einreden, daß Sie etwas Tapferes unternommen hätten, um Ihrer Frau das Leben zu retten?

KROGSTAD. Die Gesetze fragen nicht nach Beweggründen.

NORA. Dann müssen das sehr schlechte Gesetze sein.

KROGSTAD. Schlecht oder nicht, — wenn ich dies Stück Papier dem Gericht vorlege, so werden Sie nach den Gesetzen verurteilt.

NORA. Das glaube ich nun und nimmermehr! Eine Tochter sollte nicht das Recht haben, ihrem alten, todkranken Vater Angst und Kummer zu ersparen? Eine Frau sollte nicht das Recht haben, ihrem Manne das Leben zu retten? Ich kenne die Gesetze nicht so

genau, aber ich bin überzeugt, irgendwo muß darin stehen, daß so etwas erlaubt ist. Und darüber wissen Sie nicht Bescheid, Sie, ein Anwalt? Sie müssen ein schlechter Jurist sein, Herr Krogstad.

KROGSTAD. Mag sein. Aber nicht wahr, auf Geschäfte, — auf solche Geschäfte, wie wir sie miteinander haben, auf die verstehe ich mich doch wohl? Gut. Tun Sie jetzt, was Ihnen beliebt. Aber das sage ich Ihnen: werde ich zum zweiten Male ausgestoßen, so sollen Sie mir Gesellschaft leisten. Er grüßt und geht durchs Vorzimmer ab.

NORA eine Weile nachdenklich, wirft dann den Kopf in den Nacken. Ach was! — Er will mir Angst machen! So einfältig bin ich denn doch nicht. Fängt an, die Mäntel der Kinder zusammenzulegen, hält bald damit inne. Aber —? — — Nein, das ist ja doch unmöglich! Ich habe es doch aus Liebe getan.

DIE KINDER links in der Tür. Mama, eben ist der fremde Mann aus dem Haus gegangen.

NORA. Ja, ja, ich weiß. Aber sagt keinem etwas von dem fremden Mann. Hört Ihr? Auch nicht Papa.

DIE KINDER. Nein, Mama. Willst Du jetzt wieder mit uns spielen?

NORA. Nein, nein, nicht jetzt.

DIE KINDER. Aber Mama, Du hast es doch versprochen!

NORA. Ja, aber ich kann jetzt nicht! Geht hinein, ich habe zu viel zu tun. Hinein, hinein mit Euch, meine lieben, süßen Kinder. Sie nötigt sie liebevoll in das anstoßende Zimmer, schließt die Tür hinter ihnen und setzt sich aufs Sofa; sie nimmt eine Stickerei und macht einige Stiche, hält jedoch bald wieder inne. Nein! Wirft die Stickerei hin, steht auf, geht an die Vorzimmertür und ruft hinaus: Helene! Den Tannenbaum! Geht links an den Tisch und öffnet die Schieblade, hält wieder inne. Nein, — aber das ist ja ganz unmöglich!

HAUSMÄDCHEN mit dem Tannenbaum. Wo soll er hin, gnädige Frau?

NORA. Dorthin, mitten ins Zimmer.

HAUSMÄDCHEN. Soll ich sonst noch etwas bringen?

NORA. Nein, danke, ich habe alles, was ich brauche. Das Mädchen hat den Baum hingestellt und geht wieder hinaus. Nora beginnt den Baum zu putzen. Hier kommen Lichter hin, — und da Blumen. — Der abscheuliche Mensch! Unsinn! Unsinn! Unsinn! Es ist alles in Ordnung. Der Weihnachtsbaum soll schön werden. Alles will ich tun, was Dir Freude macht, Torvald; — ich will Dir etwas vorsingen, — vortanzen —

HELMER kommt, einen Stoß Schriftstücke unter dem Arm, von draußen.

NORA. Ah, — kommst Du schon wieder?

HELMER. Ja. Ist wer hier gewesen?

NORA. Hier? Nein.

HELMER. Sonderbar! Ich sah, wie Krogstad das Haus verließ.

NORA. So —? Ach richtig, Krogstad — der war einen Augenblick hier.

HELMER. Nora, ich sehe Dir's an: er ist hier gewesen und hat Dich gebeten, ein gutes Wort für ihn einzulegen.

NORA. Ja.

HELMER. Und das solltest Du wie aus eigenem Antriebe tun. Du solltest mir verschweigen, daß er hier gewesen war. Hat er Dich nicht auch darum gebeten?

NORA. Ja, Torvald; aber —

HELMER. Nora, Nora, und d a r a u f konntest Du Dich einlassen? Mit einem solchen Menschen eine Unterhaltung führen und ihm noch Versprechungen machen? Und mir obendrein die Unwahrheit sagen!

NORA. Die Unwahrheit —?

HELMER. Sagtest Du nicht, es wäre niemand hier gewesen? Droht mit dem Finger. Das darf mein Singvögelchen nie wieder tun. Ein Singvogel darf nur mit reinem Schnäbelchen zwitschern, — keine falschen Töne! Faßt sie um die Taille. Muß es nicht so sein? Ja — ich wußte es wohl. Läßt sie los. Und nun nichts mehr da-

von. Setzt sich vor den Ofen. Ah, wie warm und gemütlich es hier ist. Blättert in den Papieren.

NORA mit dem Tannenbaum beschäftigt, nach kurzer Pause. Torvald!

HELMER. Ja?!

NORA. Ich freue mich grenzenlos auf den Kostümball übermorgen bei Stenborgs.

HELMER. Und ich bin grenzenlos neugierig, womit Du mich überraschen wirst.

NORA. Ach, es ist zu dumm!

HELMER. Was?

NORA. Mir fällt gar nichts Ordentliches ein; es ist alles so albern, so nichtssagend.

HELMER. Ist Norachen zu der Erkenntnis gekommen?

NORA hinter seinem Stuhl, die Arme auf der Stuhllehne. Hast Du sehr viel zu tun, Torvald?

HELMER. Ach —

NORA. Was sind das für Papiere?

HELMER. Bankangelegenheiten.

NORA. Schon?

HELMER. Ich habe mir von der abtretenden Direktion Vollmacht geben lassen, die nötigen Veränderungen im Personal und im Geschäftsplan vornehmen zu dürfen. Dazu muß ich die Weihnachtswoche benutzen. Ich will bis Neujahr alles in Ordnung haben.

NORA. Deshalb also war der arme Krogstad —

HELMER. Hm.

NORA lehnt sich noch immer auf die Stuhllehne, kraut ihn langsam im Nackenhaar. Wenn Du nicht so viel zu tun hättest, so würde ich Dich um einen sehr großen Gefallen bitten, Torvald.

HELMER. Laß hören. Was sollte das sein?

NORA. Keiner hat ja einen so feinen Geschmack wie Du. Nun möchte ich gern recht hübsch aussehen auf dem Kostümball. Torvald, kannst Du mir nicht helfen und bestimmen, als was ich gehen, und wie mein Anzug gemacht sein soll?

HELMER. Aha, der kleine Eigensinn ist auf der Suche nach einem rettenden Engel?

NORA. Ja, Torvald, ohne Deinen Beistand bringe ich es nicht fertig.

HELMER. Na schön; ich werde mir die Sache überlegen; wir werden schon etwas ausfindig machen.

NORA. Ach, das ist reizend von Dir. Geht wieder an den Weihnachtsbaum; Pause. Wie hübsch die roten Blumen sich machen. — Sag' einmal, ist das wirklich so schlimm, was dieser Krogstad verbrochen hat?

HELMER. Er hat Unterschriften gefälscht. Hast Du einen Begriff davon, was das heißen will?

NORA. Kann er es nicht aus Not getan haben?

HELMER. Ja, oder — wie so mancher andere — aus Leichtsinn. Ich bin nicht so herzlos, daß ich einen Menschen um einer solchen vereinzelten Handlung willen unbedingt verurteilen würde.

NORA. Nein, — nicht wahr, Torvald?

HELMER. Manch einer kann sich moralisch wieder aufrichten, wenn er sein Vergehen offen bekennt und seine Strafe abbüßt.

NORA. Strafe —?

HELMER. Den Weg aber hat Krogstad nicht betreten. Mit Kniffen und Schlichen schwindelte er sich durch; und eben das hat ihn moralisch ruiniert.

NORA. Glaubst Du, daß —?

HELMER. Nun denke Dir, wie solch ein schuldbewußter Mensch nach allen Seiten hin lügen und heucheln und sich verstellen muß; wie er vor seinen Allernächsten, ja selbst vor seiner eigenen Frau und seinen Kindern eine Maske tragen muß. Vor den Kindern, Nora, das ist gerade das Entsetzlichste.

NORA. Weshalb?

HELMER. Weil ein solcher Dunstkreis von Lüge in die ganze Familie Ansteckungs- und Krankheitsstoff bringt. Jeder Atemzug, den die Kinder in einem solchen Hause tun, ist erfüllt von Keimen irgend einer bösen Tat.

NORA näher hinter ihm. Bist Du dessen sicher?

HELMER. Mein Schatz, das habe ich als Advokat oft genug erfahren. Fast alle früh verdorbenen Menschen haben lügenhafte Mütter gehabt.

NORA. Warum gerade — Mütter?

HELMER. Am häufigsten kommt es von den Müttern her. Aber Väter wirken natürlich in derselben Richtung. Das ist jedem Juristen sehr wohl bekannt. Und doch ist dieser Krogstad Jahre hindurch imstande gewesen, seine eigenen Kinder durch Lüge und Verstellung zu vergiften; und d e s h a l b nenne ich ihn moralisch verkommen. Streckt ihr die Hände entgegen. Darum muß meine herzige kleine Nora mir versprechen, nicht seine Partei zu ergreifen. Hand darauf? Nun, nun. Was ist das? Gib mir die Hand. So. Abgemacht also. Ich versichere Dir, es wäre mir unmöglich, mit ihm zusammen zu arbeiten. Mich überkommt in der Nähe solcher Menschen buchstäblich ein körperliches Unbehagen.

NORA entzieht ihm ihre Hand und geht an die andere Seite des Tannenbaums hinüber. Wie heiß es hier ist. Und ich habe so viel zu tun.

HELMER steht auf und nimmt seine Papiere zusammen. Ja, ich muß auch vor Tisch hiervon noch einiges durchlesen. Und auch an Dein Kostüm muß ich denken. Vielleicht habe ich sogar etwas auf Lager, das man in Goldpapier an den Weihnachtsbaum hängen könnte. Legt die Hand auf ihren Kopf. O, Du mein geliebtes Singvögelchen! Er geht in sein Zimmer und schließt die Tür hinter sich.

NORA leise, nach kurzer Pause. Ach was! Es k a n n nicht sein. Es ist unmöglich. Es muß unmöglich sein.

KINDERFRAU links in der Tür. Die Kleinen bitten so schön, zur Mama herein zu dürfen.

NORA. Nein, nein, nein! Nicht zu mir herein! Bleib Du bei ihnen, Anne-Marie.

KINDERFRAU. Ja, ja, gnädige Frau. Schließt die Tür.

NORA bleich vor Schrecken. Ich meine Kleinen verderben —! Das Heim vergiften? Kurze Pause; hebt den Kopf. Das ist nicht wahr. Das ist in alle Ewigkeit nicht wahr!

ZWEITER AKT

Dasselbe Zimmer. Oben in der Ecke beim Klavier steht der Weihnachtsbaum, geplündert, zerzaust und mit herabgebrannten Lichtern; Noras Hut und Mantel liegen auf dem Sofa.

Nora ist allein im Zimmer, sie geht unruhig auf und ab; schließlich bleibt sie am Sofa stehen und nimmt ihren Mantel.

NORA läßt den Mantel wieder fallen. Da ist wer! Geht an die Tür, lauscht. Nein, — niemand. Natürlich — heut am ersten Weihnachtstag kommt niemand, — und morgen auch nicht. — Aber vielleicht — Öffnet die Tür und sieht hinaus. Nein, nichts im Briefkasten. Ganz leer. Geht durchs Zimmer. Ach Unsinn! Er macht natürlich nicht ernst! So etwas kann doch nicht geschehen. Es ist unmöglich. Ich habe ja drei kleine Kinder.

Die Kinderfrau kommt mit einer großen Pappschachtel aus dem Zimmer links.

KINDERFRAU. Endlich habe ich die Schachtel mit dem Maskenanzug gefunden.

NORA. Schön. Stell' sie auf den Tisch.

KINDERFRAU tut es. Er ist aber arg in Unordnung.

NORA. Wenn ich ihn nur in hunderttausend Stücke zerreißen könnte!

KINDERFRAU. Aber nein! Man kann ihn sehr gut wieder herrichten; nur ein bißchen Geduld!

NORA. Ja, ich will hin und Frau Linde holen, daß sie mir hilft.

KINDERFRAU. Schon wieder aus? In diesem garstigen Wetter? Frau Nora, Sie werden sich erkälten, — krank werden.

NORA. Das wäre noch nicht das Schlimmste. — Was machen die Kinder?

KINDERFRAU. Die armen Würmerchen spielen mit ihren Weihnachtsgeschenken. Aber —

NORA. Fragen Sie oft nach mir?

KINDERFRAU. Sie sind ja so daran gewöhnt, immer ihre Mama um sich zu haben.

NORA. Ja aber, Anne-Marie, in Zukunft kann ich nicht mehr so viel mit ihnen zusammen sein wie bisher.

KINDERFRAU. Na, kleine Kinder gewöhnen sich ja an alles.

NORA. Glaubst Du? Meinst Du, sie würden ihre Mama vergessen, wenn ich ganz wegginge?

KINDERFRAU. Behüte —, ganz weg!

NORA. Du, Anne-Marie, sag' mir, — ich habe so oft darüber nachgedacht, — wie hast Du es übers Herz bringen können, Dein Kind zu fremden Leuten zu tun?

KINDERFRAU. Aber das mußte ich ja, wenn ich die Amme der kleinen Nora werden wollte!

NORA. Ja, daß Du das aber w o l l t e s t?

KINDERFRAU. Wenn ich doch eine so gute Stelle kriegen konnte. Ein armes Mädchen, das ins Unglück gekommen ist, muß doch noch froh sein. Denn der schlechte Mensch hat ja nichts für mich getan.

NORA. Aber Deine Tochter hat Dich doch gewiß vergessen?

KINDERFRAU. Ach nein, das hat sie nicht. Sie hat mir geschrieben, als sie konfirmiert wurde, und auch, als sie heiratete.

NORA umarmt sie. Du alte Anne-Marie! Du bist mir eine so gute Mutter gewesen, als ich klein war!

KINDERFRAU. Die arme kleine Nora hatte ja keine andere Mutter als mich.

NORA. Und wenn meine Kleinen nun keine andere mehr hätten, so weiß ich wohl, daß Du auch ihnen —. Unsinn, Unsinn, Unsinn! Öffnet die Pappschachtel. Geh hinein zu ihnen. Ich muß jetzt — Du sollst sehen, wie schön ich mich morgen mache.

KINDERFRAU. Ja, auf dem ganzen Ball wird gewiß keine so schön sein, wie Frau Nora. Links ab.

NORA beginnt die Schachtel auszupacken, wirft das Ganze aber bald wieder hin. Ach, dürft' ich nur ausgehen! Wenn nur keiner kommt. Wenn hier zu Hause inzwischen nur nichts passiert. Ach Unsinn. Wer soll denn kommen?! Nur nicht daran denken. Jetzt wird der Muff abge-

bürstet. Schöne Handschuhe. Schöne Handschuhe. Nimm's leicht! Nimm's leicht! Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — schreit auf. Ach, da kommen sie — will nach der Tür, bleibt unentschlossen stehen.

Frau Linde kommt aus dem Vorzimmer, wo sie Hut und Mantel abgelegt hat.

NORA. Ach, Du bist es, Christine. Sonst ist wohl niemand draußen? — Wie gut, daß Du da bist.

FRAU LINDE. Ich höre, Du warst bei mir oben und hast nach mir gefragt.

NORA. Ja, ich ging gerade vorüber. Du mußt mir bei etwas helfen. Setzen wir uns aufs Sofa. Also höre! Morgen ist oben beim Konsul Stenborg ein Kostümball, und da will Torvald, daß ich als neapolitanisches Fischermädchen gehen und die Tarantella tanzen soll, denn die habe ich auf Capri gelernt.

FRAU LINDE. Sieh mal an, Du wirst also eine förmliche Vorstellung geben?

NORA. Ja. Torvald meint, ich sollte es. Sieh, da ist das Kostüm. Torvald hat es mir in Italien machen lassen; aber jetzt ist alles so zerknüllt, daß ich gar nicht weiß —

FRAU LINDE. Das wollen wir schon wieder in Ordnung bringen; der Besatz ist ja nur losgegangen an einigen Stellen. Hast Du Nadel und Faden? So, — da ist ja alles, was wir brauchen.

NORA. O, wie lieb das von Dir ist.

FRAU LINDE. Näht. Also morgen wirst Du in Kostüm sein? Weißt Du was, Nora, — dann komme ich auf einen Augenblick her, um Dich in Deinem Staat zu sehen. Aber ich habe ja ganz vergessen, Dir für den gemütlichen Abend gestern zu danken.

NORA steht auf und geht im Zimmer auf und ab. Ach, gestern fand ich es hier nicht so gemütlich wie sonst. — Du hättest früher in die Stadt kommen sollen, Christine. — Ja, Torvald versteht es wirklich, ein nettes und feines Haus zu machen.

FRAU LINDE. Und Du nicht minder, sollte ich

meinen. Umsonst bist Du doch nicht die Tochter Deines Vaters. Aber sag' mir, ist der Herr Doktor Rank immer so verstimmt wie gestern?

NORA. Nein, — gestern war es sehr auffallend. Übrigens hat er eine sehr gefährliche Krankheit. Der Ärmste hat die Rückenmarkschwindsucht. Du mußt nämlich wissen, sein Vater war ein ganz widerwärtiger Mensch, der sich Weiber hielt, und so weiter —; und daher, verstehst Du wohl, war der Sohn von Kindheit an schon krank.

FRAU LINDE läßt die Näharbeit in den Schoß fallen. Aber liebste, beste Nora, woher weißt Du solche Sachen?

NORA spaziert hin und her. Pah, — wenn man drei Kinder hat, so bekommt man zuweilen Besuch von — von Frauen, die so gewissermaßen halbe Doktoren sind; und die erzählen einem ja dies und das.

FRAU LINDE näht wieder; kurze Pause. Kommt Herr Doktor Rank täglich zu Euch ins Haus?

NORA. Jeden lieben Tag. Er ist ja Torvalds bester Jugendfreund. Und mein guter Freund ist er auch. Der Doktor gehört sozusagen zur Familie.

FRAU LINDE. Aber sag' mir mal: ist der Mann ganz aufrichtig? Ich meine, sagt er den Leuten nicht gern Komplimente?

NORA. Ganz im Gegenteil. Wie kommst Du darauf?

FRAU LINDE. Als Du mich ihm gestern vorstelltest, versicherte er, daß er meinen Namen hier im Hause oft gehört habe. Doch später merkte ich, daß Dein Mann keine Ahnung hatte, wer ich eigentlich bin. Wie konnte denn Herr Rank —?

NORA. Ja, das ist ganz richtig, Christine. Torvald hat mich so unbeschreiblich lieb, und deshalb will er mich ganz allein für sich haben, wie er sagt. In der ersten Zeit wurde er fast eifersüchtig, wenn ich die lieben Menschen zu Hause auch nur erwähnte. Da unterließ ich es natürlich. Aber mit dem Doktor spreche ich oft von so etwas; denn siehst Du, er hört das gern mit an.

FRAU LINDE. Hör' mal, Nora, in vielen Dingen bist Du noch ein Kind. Ich bin ja manches Jahr älter als Du und habe etwas mehr Erfahrung. Ich will Dir etwas sagen: trachte der Geschichte mit dem Doktor Rank ein Ende zu machen.

NORA. Ein Ende zu machen — welcher Geschichte?

FRAU LINDE. Na, überhaupt, meine ich. Gestern plappertest Du von einem reichen Anbeter, der Dir Geld verschaffen sollte —

NORA. Ja, von einem, der gar nicht existiert, — leider. Was weiter?

FRAU LINDE. Hat Doktor Rank Vermögen?

NORA. Ja, das hat er.

FRAU LINDE. Und niemand, für den er zu sorgen hat?

NORA. Niemand. Aber —?

FRAU LINDE. Und er kommt täglich zu Euch ins Haus?

NORA. Du hörst es ja.

FRAU LINDE. Wie kann dieser feine Mann nur so aufdringlich sein?

NORA. Ich verstehe Dich absolut nicht.

FRAU LINDE. Verstell' Dich nicht, Nora. Glaubst Du etwa, ich erriete nicht, von wem Du die zwölfhundert Taler geborgt hast?

NORA. Bist Du ganz von Sinnen? Wie kannst Du so etwas glauben? Ein Freund unsres Hauses, der uns jeden einzigen Tag besucht. — Welch eine fürchterlich peinliche Lage wäre das!

FRAU LINDE. Also er ist es wirklich nicht?

NORA. Nein, wahrhaftig nicht. Auch nicht einen Augenblick ist mir der Gedanke gekommen —. Damals hatte er auch noch gar kein Geld zum Verleihen; er hat erst später geerbt.

FRAU LINDE. Na, ich glaube, das war ein Glück für Dich, meine liebe Nora.

NORA. Nein; den Doktor zu bitten, — das konnte

mir doch nie im Leben einfallen —. Übrigens bin ich fest überzeugt, wenn ich ihn bäte, so —

FRAU LINDE. Das wirst Du natürlich nicht tun.

NORA. Natürlich nicht. Ich kann nicht glauben, kann mir nicht denken, daß es nötig würde. Aber ich bin ganz sicher: wenn ich mit dem Doktor spräche, so —

FRAU LINDE. Hinter Deines Mannes Rücken?

NORA. Ich muß heraus aus der andern Geschichte, — das geschieht auch hinter seinem Rücken. Ich m u ß heraus aus dieser Geschichte.

FRAU LINDE. Ja, ja, das sagte ich gestern schon; aber —

NORA geht auf und ab. Ein Mann kann dergleichen viel besser in Ordnung bringen als ein Frauenzimmer —

FRAU LINDE. Der eigene Mann, ja.

NORA. Unsinn! Bleibt stehen. Wenn man alles bezahlt, was man schuldig ist, so bekommt man doch seinen Schuldschein wieder?

FRAU LINDE. Ja, das versteht sich.

NORA. — und darf ihn in hunderttausend Stücke reißen und ihn verbrennen, — das ekelhafte, dreckige Papier!

FRAU LINDE sieht sie fest an, legt das Nähzeug hin und steht langsam auf. Nora, Du verheimlichst mir etwas.

NORA. Kannst Du mir das ansehen?

FRAU LINDE. Seit gestern morgen ist Dir etwas passiert. Nora, was ist es?

NORA tritt zu ihr. Christine! Horcht. Still! Da kommt Torvald nach Hause. Da — geh inzwischen zu den Kindern hinein. Torvald kann die Schneiderei nicht leiden. Laß Dir von Anne-Marie helfen.

FRAU LINDE sucht einen Teil der Sachen zusammen. Ja, — doch ich gehe nicht weg von hier, bevor wir nicht offen miteinander gesprochen haben. Sie geht links ab; in demselben Augenblick tritt H e l m e r vom Vorzimmer herein.

NORA geht ihm entgegen. Ach, wie habe ich Dich erwartet, lieber Torvald.

HELMER. War das die Schneiderin —?

NORA. Nein, — es war Christine; sie hilft mir mein Kostüm aufarbeiten. Paß nur auf, wie hübsch ich aussehen werde.

HELMER. War das nicht ein glücklicher Einfall von mir?

NORA. Ein prächtiger Einfall! Doch es ist auch nett von mir, daß ich Dir den Gefallen tue!

HELMER faßt sie unters Kinn. Nett, — weil Du Deinem Manne den Gefallen tust? Na, na, Du kleiner Wildfang, ich weiß schon, Du hast es nicht so gemeint. Aber ich will Dich nicht stören; Du wirst vermutlich anprobieren müssen.

NORA. Und Du mußt wohl arbeiten?

HELMER. Ja. Zeigt ihr einen Stoß Papiere. Sieh mal her, ich war in der Bank — Will in sein Zimmer gehen.

NORA. Torvald!

HELMER bleibt stehen. Ja.

NORA. Wenn Dein Eichhörnchen Dich nun so recht schön und innig um etwas bäte —?

HELMER. Was denn?

NORA. Würdest Du es dann tun?

HELMER. Zuerst muß ich doch wissen, um was es sich handelt.

NORA. Das Eichhörnchen würde umherspringen und Kapriolen machen, wenn Du lieb und nachgiebig wärest.

HELMER. Also heraus damit!

NORA. Die Lerche würde laut und leise durch alle Zimmer zwitschern —

HELMER. Ach was, das tut meine Lerche auch so.

NORA. Ich würde wie die Elfen im Mondenschein spielen und vor Dir tanzen, Torvald.

HELMER. Nora — es handelt sich doch wohl nicht um das, worauf Du heut morgen schon angespielt hast?

NORA dringender. Ja, Torvald, — ich bitte Dich so herzlich!

HELMER. Du hast wirklich den Mut, noch einmal auf die Sache zurückzukommen?

NORA. Ja, ja, Du m u ß t mir den Gefallen tun. Du m u ß t Krogstad seinen Posten an der Bank lassen.

HELMER. Meine liebe Nora, seine Stelle habe ich für Frau Linde bestimmt.

NORA. Das ist unendlich gut von Dir. Aber Du brauchst ja nur einen anderen Komptoiristen an Krogstads Stelle zu entlassen.

HELMER. Das ist mir doch ein unglaublicher Eigensinn! Weil Du das leichtsinnige Versprechen gegeben hast, ein gutes Wort für ihn einzulegen, sollte ich —!

NORA. Nicht deshalb, Torvald. Um Deiner selbst willen. Dieser Mensch schreibt ja für die schmutzigsten Zeitungen; Du selber hast mir das gesagt. Er kann Dir unsäglich viel Schaden tun. Ich habe eine Todesangst vor ihm — —

HELMER. Aha, ich verstehe, — alte Erinnerungen schrecken Dich.

NORA. Was meinst Du damit?

HELMER. Du denkst natürlich an Deinen Vater!

NORA. Ja, jawohl. Erinnere Dich nur, wie boshafte Menschen über Papa in die Zeitungen schrieben, und wie greulich sie ihn verleumdeten. Ich glaube, sie hätten es dahin gebracht, daß man ihn absetzte, wenn die Regierung Dich nicht hingeschickt hätte, um die Sache zu untersuchen. Und wenn Du ihn nicht so wohlwollend und nachsichtig behandelt hättest.

HELMER. Meine kleine Nora, zwischen Deinem Vater und mir ist ein bedeutender Unterschied. Dein Vater war als Beamter nicht unantastbar. Doch ich bin es. Und ich hoffe es auch zu bleiben, solange ich in meiner Stellung bin.

NORA. Ach, man kann nie wissen, worauf böse Menschen verfallen. Jetzt könnten wir so nett, so ruhig und so glücklich in unserm friedlichen, von Sorgen verschonten Heim leben, — Du und ich und die Kinder, Torvald! D e s halb bitte ich Dich inständig —

HELMER. Und gerade durch Deine Fürbitte machst Du es mir unmöglich, ihn zu behalten. Es ist in der

Bank schon bekannt geworden, daß ich Krogstad kündigen will. Wenn es nun hieße, der neue Direktor hätte sich von seiner Frau umstimmen lassen —

NORA. Nun, was dann —?

HELMER. Na natürlich, — wenn mein kleiner Eigensinn nur seinen Willen bekommt —. Lächerlich würde ich mich machen, vor dem ganzen Personal, — würde die Leute auf den Gedanken bringen, daß ich von allen möglichen fremden Einflüssen abhängig sei. Glaub' nur, ich würde die Folgen bald zu spüren haben! Und außerdem, — es gibt noch einen Umstand, der Krogstad ganz unmöglich bei der Bank macht, solange ich Direktor bin.

NORA. Und der wäre?

HELMER. Seine moralischen Mängel hätte ich im Notfall noch übersehen können —

NORA. Ja, nicht wahr, Torvald?

HELMER. Ich höre auch, daß er ganz brauchbar sein soll. Aber er ist ein Jugendbekannter von mir. Das ist so eine jener übereilten Bekanntschaften, die einen später im Leben so oft genieren. Ich kann es Dir ja offen gestehen: wir duzen uns. Und dieser taktlose Mensch macht durchaus kein Hehl daraus, wenn andere zugegen sind. Im Gegenteil, — er glaubt, daß ihn das zu einem familiären Ton mir gegenüber berechtigt; und so spielt er jeden Augenblick seinen Trumpf aus, mit seinem: Du, Du Helmer. Ich versichere Dir, das berührt mich im höchsten Grade peinlich. Er würde mir meine Stellung bei der Bank unerträglich machen.

NORA. Torvald, das alles kann nicht Dein Ernst sein.

HELMER. So? Weshalb nicht?

NORA. Nein, — denn das da sind nur kleinliche Rücksichten.

HELMER. Was sagst Du da? Kleinliche Rücksichten? Du hältst mich für kleinlich?

NORA. Im Gegenteil, lieber Torvald. Und gerade deshalb —

HELMER. Gleichviel; Du nennst meine Beweg-

gründe kleinlich; dann muß ich wohl auch kleinlich sein. Kleinlich! Sieh mal an! Na wahrhaftig, dem soll ein Ende gemacht werden. Geht an die Tür des Vorzimmers und ruft: Helene!

NORA. Was willst Du?

HELMER sucht zwischen den Papieren. Schluß will ich machen! Das Hausmädchen tritt ein. Da, nehmen Sie den Brief und gehen Sie gleich damit hinunter. Lassen Sie ihn durch einen Dienstmann besorgen. Aber schnell! Die Adresse steht drauf. Da ist Geld.

HAUSMÄDCHEN. Schön. Mit dem Brief ab. Helmer legt die Papiere zusammen.

HELMER. So, mein kleiner Trotzkopf.

NORA atemlos. Torvald, — was war das für ein Brief?

HELMER. Krogstads Kündigung.

NORA. Nimm ihn zurück, Torvald! Noch ist es Zeit. Ach, Torvald, nimm ihn zurück, tu's mir zuliebe; — Dir zuliebe, den Kindern zuliebe! Hörst Du, Torvald, tu es. Du weißt nicht, was diese Kündigung über uns alle bringen kann.

HELMER. Zu spät.

NORA. Ja, — zu spät.

HELMER. Liebe Nora, ich verzeihe Dir diese Angst, obgleich sie eigentlich eine Beleidigung für mich ist. Ja, das ist sie! Oder ist es vielleicht keine Beleidigung, wenn Du glaubst, daß i ch die Rache eines verkommenen Winkelschreibers zu fürchten hätte? Aber ich verzeihe Dir trotzdem, weil Du mir damit ein so schönes Zeugnis Deiner großen Liebe gibst. Schließt sie in seine Arme. Es muß nun einmal sein, meine heißgeliebte Nora. Mag da geschehen, was will. Glaub' mir, wenn es drauf ankommt, habe ich Mut und Kraft. Du sollst sehen, ich bin der Mann, der alles auf sich nimmt.

NORA schreckensstarr. Was meinst Du damit?

HELMER. Alles, sage ich —

NORA gefaßt. Das sollst Du nie und nimmermehr.

HELMER. Gut; dann teilen wir, Nora, — als Mann und Frau. Es ist, wie es sein soll. Liebkost sie. Bist Du jetzt

zufrieden? So — so — so —; nicht diese erschrockenen Taubenaugen. Das alles ist ja nichts andres als leere Einbildungen. — Du solltest jetzt die Tarantella noch einmal durchspielen und Dich auf dem Tamburin üben. Ich setze mich in das mittlere Bureau und schließe die Zwischentür, dann höre ich nichts; Du kannst so viel Lärm machen, wie Du willst. Dreht sich in der Tür um. Und wenn Rank kommt, so sag' ihm, wo ich zu finden bin. Er nickt ihr zu, geht mit seinen Papieren in sein Zimmer und schließt die Tür hinter sich.

NORA verwirrt vor Angst, steht wie festgewurzelt und flüstert: Er wäre imstande, es zu tun. Er tut es, der ganzen Welt zum Trotz. — Nein, — Das nicht — in alle Ewigkeit nicht! Alles, nur das nicht! Rettung —! Ein Ausweg — Es klingelt im Vorzimmer. Der Doktor! — Alles, nur das nicht! Alles andere eher, — was es auch sei! Sie streicht sich über das Gesicht, sucht sich zu fassen und öffnet die Tür zum Vorzimmer. Draußen steht Doktor Rank und hängt seinen Pelz an den Riegel. Während des Folgenden beginnt es zu dunkeln.

NORA. Guten Tag, Doktor. Ich habe Sie am Klingeln erkannt. Aber gehen Sie doch nicht zu Torvald hinein; denn ich glaube, er ist beschäftigt.

RANK. Und Sie?

NORA, indem er ins Zimmer tritt und sie die Tür hinter ihm schließt. Ach, Sie wissen ganz gut, — für Sie habe ich immer etwas Zeit übrig.

RANK. Ich danke Ihnen. Ich werde davon Gebrauch machen, solange ich noch kann.

NORA. Was wollen Sie damit sagen? Solange Sie können?

RANK. Na ja, erschreckt Sie das?

NORA. Es ist ein so wunderlicher Ausdruck. Wird denn irgend etwas geschehen?

RANK. Es wird das geschehen, worauf ich lange vorbereitet gewesen bin. Ich habe nun allerdings nicht geglaubt, daß es so bald kommen würde.

NORA faßt seinen Arm. Über was haben Sie Gewißheit erlangt? Doktor, Sie müssen es mir sagen.

RANK setzt sich an den Ofen. Es geht bergab mit mir. Daran ist nichts zu ändern.

NORA atmet erleichtert auf. Sie reden von sich —

RANK. Von wem sonst? Was nützt es, sich selbst zu belügen? Ich bin der elendeste von allen meinen Patienten, Frau Helmer. In diesen Tagen habe ich die Bilanz meines inneren Status gezogen. Bankerott! Noch einen Monat, und ich liege gewiß schon auf dem Kirchhof und modere.

NORA. Pfui, wie häßlich Sie reden.

RANK. Die Geschichte ist auch verflucht häßlich. Doch das Schlimmste ist, daß so viel andres Häßliches vorausgehen wird. Mir bleibt nur noch eine einzige Untersuchung übrig; bin ich damit fertig, so weiß ich ungefähr, wann die Auflösung beginnt. Ich möchte Ihnen etwas sagen. Helmer, mit seiner feinen Natur, hegt einen so ausgeprägten Widerwillen gegen alles, was häßlich ist. Ich will ihn nicht in meinem Krankenzimmer haben —

NORA. Aber, Doktor —

RANK. Ich will ihn nicht da haben. Unter keiner Bedingung. Ich verschließe ihm meine Tür. — Sobald ich volle Gewißheit über das Schlimmste habe, schicke ich Ihnen meine Visitenkarte mit einem schwarzen Kreuz darauf, und dann wissen Sie, daß die Scheußlichkeit der Zerstörung begonnen hat.

NORA. Nein, heut sind Sie aber abgeschmackt. Und ich hätte Sie doch so gern in guter Laune gesehen!

RANK. Mit dem Tod im Herzen? — Büßen zu müssen für die Schuld eines andern! Ist darin Gerechtigkeit? Und über jeder Familie hängt in irgend einer Art solch eine unerbittliche Vergeltung —

NORA hält sich die Ohren zu. Unsinn! Lustig, lustig!

RANK. Meiner Seel', die ganze Geschichte ist eigentlich auch nur zum Lachen. Mein armes un-

schuldiges Rückgrat muß für die lustigen Leutnantstage meines Vaters büßen.

NORA links am Tisch. Er soll ja auf Spargel und Gänseleberpastete so erpicht gewesen sein. War's nicht so?

RANK. Ja, auch auf Trüffeln.

NORA. Auch auf Trüffeln. Und auf Austern auch, wenn ich nicht irre.

RANK. Auf Austern, selbstverständlich auch auf Austern.

NORA. Und dazu der Portwein und Champagner. Es ist traurig, daß all diese leckern Sachen sich auf die Knochen schlagen.

RANK. Zumal wenn sie sich auf die unglücklichen Knochen schlagen, die nicht das Mindeste davon gehabt haben.

NORA. Freilich, das ist das Allertraurigste.

RANK sieht sie forschend an. Hm — — —

NORA gleich darauf. Warum lächelten Sie.

RANK. Sie lachten ja.

NORA. Nein, Doktor, Sie lächelten!

RANK steht auf. Sie sind doch ein größerer Schelm, als ich gedacht habe.

NORA. Ich bin heut so aufgelegt zu Schelmenstreichen.

RANK. Scheint so.

NORA legt beide Hände auf seine Schultern. Lieber, lieber Doktor, Sie dürfen Torvald und mir nicht wegsterben!

RANK. Ach, den Kummer würden Sie leicht verwinden. Die Heimgegangenen werden schnell vergessen.

NORA sieht ihn ängstlich an. Glauben Sie das?

RANK. Man schließt neue Verbindungen, und dann —

NORA. Wer schließt neue Verbindungen?

RANK. Das werden Sie beide tun, wenn ich weg bin. Es scheint mir, Sie sind schon auf dem besten Wege. Was sollte hier gestern abend diese Frau Linde?

NORA. Aha, — Sie sind wohl gar eifersüchtig auf die arme Christine?

RANK. Gewiß bin ich das. Sie wird hier im Hause meine Nachfolgerin sein. Wenn ich abgetan bin, wird dieses Frauenzimmer vielleicht —

NORA. Pst — sprechen Sie nicht so laut. Sie ist da drin.

RANK. Heute schon wieder? Sehen Sie wohl!

NORA. Nur, um mein Kostüm zu nähen. Herrgott, wie abgeschmackt Sie sind. Setzt sich aufs Sofa. Seien Sie gut, Doktor. Morgen werden Sie auch sehen, wie hübsch ich tanze. Und dann müssen Sie sich vorstellen, daß ich es nur Ihnen zuliebe tue, — natürlich für Torvald auch — versteht sich. Nimmt verschiedene Gegenstände aus dem Karton. Doktor, kommen Sie, setzen Sie sich her, — ich will Ihnen was zeigen.

RANK setzt sich. Was denn?

NORA. Schauen Sie mal her.

RANK. Seidene Strümpfe.

NORA. Fleischfarbene. Sind d i e nicht wunderschön? Jetzt ist's hier so dunkel. Aber morgen — nein, nein, nein, Sie dürfen nur das Fußblatt sehen. Na, Sie können meinetwegen auch den oberen Teil sehen.

RANK. Hm — —

NORA. Weshalb sehen Sie so kritisch drein? Glauben Sie vielleicht, daß sie nicht passen?

RANK. Darüber kann ich unmöglich eine begründete Ansicht haben.

NORA sieht ihn einen Augenblick an. Pfui, schämen Sie sich! Schlägt ihn mit den Strümpfen leicht ums Ohr. So, da haben Sie was dafür! Packt sie wieder ein.

RANK. Was kriege ich noch für Herrlichkeiten zu sehen?

NORA. Nicht ein bißchen kriegen Sie mehr zu sehen, denn Sie sind unartig. Sie trällert leise und kramt zwischen den Sachen.

RANK nach kurzer Pause. Wenn ich hier so in aller Vertraulichkeit mit Ihnen sitze, so begreife ich nicht, — nein, ich fasse es nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich Ihr Haus nie betreten hätte.

NORA lächelt. Im Grunde fühlen Sie sich, mein' ich, auch ganz behaglich bei uns.

RANK leiser, sieht vor sich hin. Und das alles nun verlassen zu müssen —

NORA. Unsinn! Sie bleiben da!

RANK wie zuvor. — und nicht einmal ein armseliges Zeichen des Dankes hinterlassen zu können; kaum ein flüchtiges Vermissen, — nur einen leeren Platz, den der erste beste ausfüllen kann.

NORA. Und wenn ich Sie nun bäte, um —? Nein —

RANK. Um was?

NORA. Um einen großen Freundschaftsbeweis —

RANK. Ja, ja!

NORA. Nein, ich meine, — um einen riesig großen Dienst —

RANK. Also wollen Sie mich doch wenigstens ein einziges Mal glücklich machen?

NORA. Ach, Sie wissen ja noch gar nicht, um was es sich handelt.

RANK. Nun gut, so sagen Sie's.

NORA. Nein, ich kann nicht, Doktor; es ist so unerhört viel — Rat — und Beistand und ein Dienst —

RANK. Je mehr, desto besser. Ich kann mir zwar nicht denken, was Sie meinen. Aber so sprechen Sie doch. Habe ich denn nicht Ihr Vertrauen?

NORA. Ja, mehr als irgend ein anderer. Sie sind mein treuester und bester Freund, das weiß ich wohl. Deshalb will ich es Ihnen auch sagen. Also hören Sie, Doktor: Sie müssen mir helfen, etwas zu verhindern. Sie wissen, wie warm, wie unbeschreiblich tief Torvald mich liebt; er würde sich nicht einen Augenblick besinnen, sein Leben für mich hinzugeben.

RANK beugt sich zu ihr. Nora, — glauben Sie denn, er wäre der einzige, der —?

NORA zuckt leicht zusammen. Der —?

RANK. — der sein Leben freudig für Sie hingeben würde.

NORA traurig. Ja so.

RANK. Ich hatte mir geschworen, Sie sollten es vor meinem Ende erfahren. Eine bessere Gelegenheit würde sich nie wieder finden. — Ja, Nora, nun wissen Sie es. Und nun wissen Sie also auch, daß Sie mir vertrauen können wie keinem andern.

NORA steht auf, ruhig und einfach. Lassen Sie mich durch.

RANK macht ihr Platz, bleibt aber sitzen. Nora —

NORA in der Tür zum Vorzimmer. Helene, bringen Sie die Lampe. Geht an den Ofen. Ach, lieber Doktor, das war in der Tat abscheulich von Ihnen.

RANK steht auf. Daß ich Sie ebenso innig geliebt habe wie ein anderer? War d a s abscheulich?

NORA. Nein, aber daß Sie es mir s a g e n. Es war ja gar nicht nötig —

RANK. Was soll das heißen? Haben Sie denn gewußt —? Das H a u s m ä d c h e n kommt mit der Lampe, stellt sie auf den Tisch und geht wieder hinaus. Nora, — Frau Helmer —, ich frage Sie, haben Sie etwas gewußt?

NORA. Ach, was weiß ich, ob ich es gewußt oder nicht gewußt habe? Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen —. Daß Sie nur so plump sein konnten, Doktor! Es war doch alles so schön!

RANK. Na, wenigstens haben Sie nun Gewißheit, daß ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben bin. Reden Sie jetzt.

NORA sieht ihn an. J e t z t noch?

RANK. Bitte, — darf ich erfahren, um was es sich handelt.

NORA. Nichts sollen Sie jetzt erfahren.

RANK. Doch, doch! So dürfen Sie mich nicht strafen. Vergönnen Sie es mir, und ich will für Sie tun, was in menschlicher Macht steht!

NORA. Nun können Sie nichts für mich tun. — Übrigens werde ich wohl keine Hilfe nötig haben. Sie sollen sehen, es ist alles nur Einbildung. Ganz gewiß. Natürlich! Setzt sich in den Schaukelstuhl, sieht ihn an und lacht. Sie sind mir wirklich ein netter Herr, mein lieber

Doktor! Nun schämen Sie sich wohl, wo die Lampe da ist?

RANK. Nein, eigentlich nicht! Aber ich soll wohl gehen, — für immer?

NORA. Nein, das dürfen Sie denn doch nicht! Sie kommen selbstverständlich nach wie vor zu uns. Sie wissen ja, daß Torvald Sie nicht entbehren kann.

RANK. Und Sie?

NORA. Ach, — ich finde, es wird immer so riesig unterhaltend hier, wenn Sie kommen.

RANK. Das gerade hat mich auf eine falsche Fährte gelockt. Sie sind mir ein Rätsel. Oftmals war es mir, als ob Sie ebenso gern mit mir zusammen wären wie mit Helmer.

NORA. Ja, sehen Sie, es gibt Menschen, die man über alles liebt, und Menschen, mit denen man am liebsten zusammen ist.

RANK. O ja, daran ist etwas.

NORA. Als ich noch zu Hause war, liebte ich natürlich Papa über alles. Doch fand ich es immer außerordentlich amüsant, wenn ich mich zu den Dienstboten hinunter stehlen konnte; denn die hofmeisterten mich nie, und dann erzählten sie sich immer so vergnügliche Dinge.

RANK. Aha, die habe ich also abgelöst!

NORA springt auf und geht zu ihm. Liebster, bester Doktor, so habe ich das ja doch nicht gemeint. Aber sehen Sie, mit Torvald ist es gerade so wie mit Papa — Das Hausmädchen kommt aus dem Vorzimmer.

HAUSMÄDCHEN. Gnädige Frau! Flüstert etwas und reicht ihr eine Karte.

NORA wirft einen Blick auf die Karte. Ah! Steckt sie in die Tasche.

RANK. Etwas Unangenehmes?

NORA. Nein, nein, durchaus nicht; nur — mein neues Kostüm —

RANK. Wie? Das liegt ja da.

NORA. Ach ja! das! Aber es handelt sich um ein

anderes; ich habe es bestellt, — Torvald darf es nicht wissen —

RANK. Aha, das ist also das große Geheimnis!

NORA. Ja, gewiß. Gehen Sie nur zu ihm hinein; er sitzt im mittleren Zimmer, halten Sie ihn so lange auf —

RANK. Seien Sie unbesorgt; er soll mir nicht heraus. Er geht in Helmers Zimmer.

NORA zum Mädchen. Und er steht in der Küche und wartet?

HAUSMÄDCHEN. Ja, er ist die Hintertreppe herauf gekommen —

NORA. Aber hast Du ihm denn nicht gesagt, daß niemand zu Hause ist?

HAUSMÄDCHEN. Ja, aber es hat nichts genützt.

NORA. Er wollte nicht wieder gehen?

HAUSMÄDCHEN. Nicht eher, als bis er mit der gnädigen Frau gesprochen hätte.

NORA. So laß ihn herein, aber leise. Du darfst niemand etwas davon sagen, Helene; es ist eine Überraschung für meinen Mann.

HAUSMÄDCHEN. Ja, ja, ich verstehe schon — Ab.

NORA. Das Entsetzliche geschieht. Es kommt trotz alledem. Nein, nein, nein, es kann nicht geschehen; es darf nicht geschehen! Geht und schiebt an Helmers Tür den Riegel vor. Das Hausmädchen öffnet die Vorzimmertür, läßt Krogstad ein und schließt die Tür wieder hinter ihm. Er trägt Reisepelz, Pelzstiefel und Pelzmütze.

NORA geht auf ihn zu. Sprechen Sie leise; mein Mann ist zu Hause.

KROGSTAD. Na, meinetwegen.

NORA. Was wollen Sie von mir?

KROGSTAD. Mir einen Bescheid holen.

NORA. Also schnell. Was gibt es?

KROGSTAD. Sie wissen wohl, daß ich meine Kündigung bekommen habe.

NORA. Ich konnte es nicht verhindern, Herr Krogstad. Ich habe für Ihre Sache bis zum äußersten gekämpft. Aber es hat nichts geholfen.

KROGSTAD. Hat Ihr Mann so wenig Liebe zu Ihnen? Er weiß, welchen Dingen ich Sie aussetzen kann, und doch wagt er —

NORA. Wie können Sie glauben, daß er darum weiß!

KROGSTAD. Ja freilich, hab's mir schon gedacht. Es sähe meinem guten Torvald Helmer auch nicht ähnlich, soviel Mannesmut zu zeigen —

NORA. Herr Krogstad, ich verlange Respekt vor meinem Mann.

KROGSTAD. O gewiß! Allen schuldigen Respekt. Da Sie die Sache aber so ängstlich geheim halten, gnädige Frau, so darf ich wohl auch annehmen, daß Sie heut etwas besser als gestern über das unterrichtet sind, was Sie eigentlich getan haben?

NORA. Besser, als S i e' s mich jemals lehren könnten!

KROGSTAD. Freilich, ein so schlechter Jurist wie ich —

NORA. Was wollen Sie von mir?

KROGSTAD. Nur sehen, wie es Ihnen geht, Frau Helmer. Ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht. Ein Geldagent, ein Winkelschreiber, ein — na, kurz und gut, so ein Mensch wie ich hat auch ein Herz sozusagen.

NORA. So beweisen Sie es; denken Sie an meine kleinen Kinder.

KROGSTAD. Haben Sie und Ihr Mann an meine Kinder gedacht? Doch, das ist ja jetzt gleichgültig! Sie brauchen die Sache nicht zu ernst zu nehmen, — das nur wollt' ich Ihnen sagen. Vorläufig werde ich meinerseits die Geschichte nicht zur Anzeige bringen.

NORA. Nein, nicht wahr? Ich wußte es wohl.

KROGSTAD. Die ganze Sache läßt sich in aller Güte ordnen; sie braucht gar nicht unter die Leute zu kommen; sie bleibt unter uns dreien.

NORA. Mein Mann darf nie etwas davon erfahren.

KROGSTAD. Wie wollen Sie das verhindern? Können Sie den Rest vielleicht bezahlen?

NORA. Nein, im Augenblicke nicht.
KROGSTAD. Oder haben Sie ein Mittel, das Geld in den nächsten Tagen zu beschaffen?
NORA. Wenigstens keines, von dem ich Gebrauch machen will.
KROGSTAD. Es würde Ihnen auch nichts genützt haben. Und wenn Sie hier mit noch so viel Bargeld in der Hand vor mir ständen, so bekämen Sie Ihren Schuldschein doch nicht zurück.
NORA. So erklären Sie, was Sie damit anfangen wollen.
KROGSTAD. Ich will ihn nur behalten, — ihn in Händen haben. Kein Unbeteiligter wird etwas davon erfahren. Wenn Sie sich also irgendwie mit einem verzweifelten Entschluß tragen sollten —
NORA. Das tue ich.
KROGSTAD. — wenn Sie beabsichtigen sollten, Haus und Familie zu verlassen —
NORA. Das tue ich.
KROGSTAD. — oder wenn Sie vielleicht noch etwas Schlimmeres vor haben sollten —
NORA. Woher wissen Sie —?
KROGSTAD. — so geben Sie den Gedanken auf.
NORA. Woher wissen Sie, daß ich mich mit solchen Gedanken trage?
KROGSTAD. Unsereins trägt sich fast immer damit — im Anfang. Auch ich habe mich damit getragen. Aber ach Du lieber Gott, ich hatte nicht den Mut —
NORA *tonlos.* Ich auch nicht.
KROGSTAD *erleichtert.* Nicht wahr? Sie haben nicht den Mut dazu, — Sie auch nicht!
NORA. Ich habe ihn nicht; ich habe ihn nicht.
KROGSTAD. Es wäre auch eine große Dummheit. Wenn nur der erste häusliche Sturm vorüber ist —. Ich habe hier in der Tasche einen Brief an Ihren Mann—
NORA. Worin alles steht?
KROGSTAD. Im Ausdruck so schonend, wie nur möglich.

NORA schnell. Der Brief darf nicht in seine Hände kommen! Zerreißen Sie ihn, ich werde nun doch Geld zu beschaffen suchen.

KROGSTAD. Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ich glaube, ich hätte Ihnen soeben gesagt —

NORA. Ach, ich meine nicht das Geld, das ich Ihnen schulde. Sagen Sie mir, welche Summe verlangen Sie von meinem Mann? Ich werde das Geld dann beschaffen.

KROGSTAD. Ich verlange kein Geld von Ihrem Mann.

NORA. Was verlangen Sie denn?

KROGSTAD. Das sollen Sie erfahren. Ich will wieder auf die Beine, gnädige Frau; — ich will empor; und dabei soll Ihr Gatte mir behilflich sein. Seit anderthalb Jahren habe ich mich keiner unehrenhaften Handlung schuldig gemacht. Während dieser Zeit habe ich mit den drückendsten Verhältnissen gekämpft; ich war zufrieden, mich Schritt für Schritt wieder hinaufarbeiten zu können. Jetzt jagt man mich weg, und jetzt begnüge ich mich nicht damit, daß man mich wieder zu Gnaden annimmt, ich will empor, — sage ich Ihnen. Ich will wieder an die Bank, — will eine höhere Stellung haben; Ihr Mann soll einen Posten für mich schaffen —.

NORA. Das tut er nie und nimmermehr.

KROGSTAD. Er tut es; ich kenne ihn. Er wagt nicht zu mucksen. Und wenn ich erst drin bin, mit ihm zusammen, — dann sollen Sie mal sehen! Noch ehe ein Jahr um ist, bin ich des Direktors rechte Hand. Dann wird Nils Krogstad die Aktienbank leiten, und nicht Torvald Helmer.

NORA. Das werden Sie nicht erleben!

KROGSTAD. Wollen Sie vielleicht —?

NORA. Jetzt habe ich den Mut dazu.

KROGSTAD. Ach, — Sie machen mir nicht bange. Eine feine, verwöhnte Dame, wie Sie —

NORA. Sie sollen sehen; Sie sollen sehen!

KROGSTAD. Unter das Eis vielleicht? Ins kalte

pechschwarze Wasser? Um dann im Frühling ans Land zu treiben, häßlich, unkenntlich, mit ausgefallenem Haar —

NORA. Sie machen mir nicht bange!

KROGSTAD. Und Sie mir auch nicht. So was tut man nicht, Frau Helmer. Und überdies, was hätte es für einen Zweck? Ich habe ihn ja trotzdem in der Tasche.

NORA. Dann auch noch? Wenn ich nicht mehr —?

KROGSTAD. Vergessen Sie, daß Ihr guter Name auch nach Ihrem Tode von mir abhängt?

NORA steht sprachlos und sieht ihn an.

KROGSTAD. So, nun wissen Sie, woran Sie sind. Machen Sie keine Dummheiten. Auf meinen Brief erwarte ich von Helmer Nachricht. Und vergessen Sie nicht, daß Ihr Mann selbst mich wieder auf Wege dieser Art gedrängt hat. Das werde ich ihm niemals vergeben. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Ab durch das Vorzimmer.

NORA eilt nach der Vorzimmertür, öffnet sie ein wenig, horcht. Er geht. Gibt den Brief nicht ab. Ach nein, nein, es wäre ja auch unmöglich. Öffnet die Tür weiter und weiter. Was ist das? Er bleibt draußen stehen. Geht nicht die Treppe hinunter. Besinnt er sich? Sollte er —? Es fällt ein Brief in den Briefkasten; darauf hört man Krogstads Schritte, die sich die Treppe hinunter verlieren. Mit einem unterdrückten Aufschrei läuft Nora durchs Zimmer bis an den Sofatisch; kurze Pause. Im Briefkasten. Schleicht sich scheu an die Vorzimmertür. Da liegt er. — Torvald, Torvald, — jetzt sind wir rettungslos verloren!

FRAU LINDE kommt mit dem Kostüm aus dem Zimmer links. So, — weiter wüßte ich nichts daran zu ändern. Wollen wir es einmal anprobieren —?

NORA heiser und leise. Christine, komm her.

FRAU LINDE wirft den Anzug aufs Sofa. Was fehlt Dir? Du siehst ja ganz verstört aus.

NORA. Komm her. Siehst Du den Brief? Da, — schau' hin durch die Briefkastenscheibe.

FRAU LINDE. Ja, ja, ich sehe ihn.

NORA. Der Brief ist von Krogstad —

FRAU LINDE. Nora, — Krogstad hat Dir das Geld geborgt!

NORA. Ja; und nun wird Torvald alles erfahren.

FRAU LINDE. Ach glaub' mir, Nora, das ist das Beste für Euch beide.

NORA. Du weißt noch nicht alles. Ich habe eine Unterschrift gefälscht.

FRAU LINDE. Gerechter Gott —

NORA. Eins will ich Dir nur sagen, Christine: Du mußt mein Zeuge sein.

FRAU LINDE. Wieso Zeuge? Was soll ich —?

NORA. Wenn ich den Verstand verlieren sollte — und das könnte ja leicht geschehen —

FRAU LINDE. Nora!

NORA. Oder wenn mir etwas anderes zustoßen sollte, — derart, daß ich nicht hier zur Stelle sein könnte, wenn —

FRAU LINDE. Nora, Nora, Du bist ja rein wie von Sinnen!

NORA. Wenn dann einer alles auf sich nehmen will, — die ganze Schuld, — Du verstehst —

FRAU LINDE. Ja, ja. Aber wie kannst Du nur denken —?

NORA. Dann sollst Du bezeugen, daß es nicht wahr ist, Christine. Ich bin gar nicht von Sinnen; ich habe noch meinen vollen Verstand, und ich sage Dir: kein anderer hat darum gewußt; ich allein habe a l l e s getan. Vergiß das nicht.

FRAU LINDE. Gewiß nicht. Aber ich verstehe das alles nicht.

NORA. Wie solltest Du's auch verstehen können! Jetzt wird ja das W u n d er b a r e geschehen!

FRAU LINDE. Das Wunderbare?

NORA. Ja, das Wunderbare. Aber es ist so fürchterlich, Christine, — es darf nicht geschehen — um keinen Preis der Welt.

FRAU LINDE. Ich werde gleich zu Krogstad gehen und mit ihm reden.

NORA. Geh nicht zu ihm! Er wird Dir ein Leids antun!

FRAU LINDE. Es gab einst eine Zeit, da er mir zuliebe gern alles getan hätte, was es auch sei.

NORA. Er?

FRAU LINDE. Wo wohnt er?

NORA. Ach, was weiß ich —? Doch, — greift in die Tasche — hier ist seine Karte. Aber der Brief, der Brief —!

HELMER in seinem Zimmer, klopft an die Tür. Nora!

NORA schreit voll Angst auf. Was gibt's? Was willst Du von mir?!

HELMER. Na, na, — erschrick nur nicht. Wir können ja nicht hinein. Du hast die Tür verriegelt. Du probierst wohl an?

NORA. Ja, ja; ich probiere an. Hübsch werde ich aussehen, Torvald.

FRAU LINDE hat die Karte gelesen. Er wohnt gleich um die Ecke.

NORA. Ja — aber es nützt doch nichts. Wir sind rettungslos verloren. Der Brief liegt ja im Kasten.

FRAU LINDE. Und Dein Mann hat den Schlüssel?

NORA. Ja, immer.

FRAU LINDE. Krogstad muß seinen Brief ungelesen zurückverlangen; er muß einen Vorwand finden —

NORA. Aber gerade um diese Zeit pflegt Torvald —

FRAU LINDE. Halt ihn hin. Geh so lange zu ihm hinein. Ich bin gleich wieder da. Geht schnell durch das Vorzimmer ab.

NORA geht an Helmers Tür und öffnet sie. Torvald!

HELMER im Hinterzimmer. Na, darf man endlich wieder in sein eigenes Zimmer? Komm, Rank, jetzt wollen wir einmal sehen — In der Tür. Aber was ist d a s?

NORA. Was, liebster Torvald?

HELMER. Rank hat mich auf eine großartige Maskenszene vorbereitet.

RANK in der Tür. Ich habe es so verstanden, kann mich aber auch geirrt haben.

NORA. Erst morgen darf man mich in meiner Pracht bewundern.

HELMER. Aber, liebe Nora, wie angegriffen siehst Du aus! Hast Du zuviel geübt?

NORA. Nein, ich habe noch gar nicht geübt.

HELMER. Das wird aber doch nötig sein —

NORA. Ja, das wird durchaus nötig sein, Torvald. Aber ohne Deine Hilfe kann ich nichts machen, — ich habe so gut wie alles vergessen.

HELMER. Ach, das werden wir rasch wieder auffrischen.

NORA. Ja, Torvald, Du mußt Dich meiner annehmen. Willst Du mir das versprechen? Ach, ich habe solche Angst. Die große Gesellschaft —. Heut abend mußt Du Dich ganz mir widmen. Nichts von Geschäften, — aber auch gar nichts. Keinen Federstrich! Wie? Nicht wahr, lieber Torvald?

HELMER. Das verspreche ich Dir. Heut abend stehe ich ausschließlich zu Deiner Verfügung — Du kleine, hilflose Person, Du! Aber halt! Ich will doch erst — Geht an die Vorzimmertür.

NORA. Was willst Du draußen sehen?

HELMER. Ich will nur sehen, ob Briefe da sind.

NORA. Nein, nein, tu's nicht, Torvald!

HELMER. Was heißt das?

NORA. Torvald, ich bitte Dich; — es sind keine da.

HELMER. Laß mich doch sehen. Will hinaus.

NORA am Klavier, greift die ersten Takte der Tarantella.

HELMER an der Tür, bleibt stehen. Aha!

NORA. Soll ich morgen tanzen, so muß ich vorher mit Dir üben.

HELMER geht zu ihr. Hast Du wirklich solche Angst, liebe Nora?

NORA. Ja, eine grenzenlose Angst. Jetzt gleich laß uns üben. Vor Tisch ist noch Zeit. Setz' Dich ans

Klavier und spiele, lieber Torvald, verbessere mich; dirigier' mich, wie gewöhnlich.

HELMER. Gern, sehr gern, wenn Du es wünschst. Setzt sich ans Klavier.

NORA nimmt das Tamburin aus dem Karton, ebenso einen langen, bunten Schal, mit dem sie sich hastig drapiert; darauf kommt sie mit einem Sprung in den Vordergrund und ruft: Spiel' mir vor! Jetzt will ich tanzen. Helmer spielt und Nora tanzt. Rank steht hinter Helmer am Klavier und sieht zu.

HELMER spielt. Langsamer, — langsamer.

NORA. Ich kann nicht anders.

HELMER. Nicht so ungestüm, Nora.

NORA. So ist es gerade recht.

HELMER hört auf zu spielen. Nein, nein, so geht es durchaus nicht.

NORA lacht und schwingt das Tamburin. Habe ich es Dir nicht gesagt?

RANK. Laß mich ihr zum Tanz aufspielen.

HELMER steht auf. Ja, tue das — dann kann ich sie bequemer dirigieren.

RANK setzt sich ans Klavier und spielt. Nora tanzt mit wachsender Erregtheit. Helmer hat sich an den Ofen gestellt und richtet während des Tanzes fortwährend verbessernde Bemerkungen an sie. Sie scheint es nicht zu hören, ihr Haar löst sich und fällt auf die Schultern herab; sie kehrt sich nicht daran, sondern fährt fort zu tanzen. Frau Linde tritt ein.

FRAU LINDE steht wie versteinert an der Tür. Ah —!

NORA während des Tanzens. Hier geht's lustig zu, Christine.

HELMER. Aber liebste, beste Nora, Du tanzest ja, als ginge es Dir ans Leben.

NORA. Das tut es ja auch.

HELMER. Rank, hör' auf; das ist ja der reine Wahnsinn. Hör' auf, sag' ich Dir! Rank hört auf zu spielen und Nora hält plötzlich inne. Helmer geht zu ihr. Das hätte ich doch nie für möglich gehalten; Du hast ja alles vergessen, was ich Dir beigebracht habe.

NORA wirft das Tamburin von sich. Da siehst Du selbst.

HELMER. Na, hier ist wirklich noch Unterricht nötig.

NORA. Nun siehst Du, wie notwendig es ist. Du mußt noch bis zum letzten Augenblick mit mir üben. Versprichst Du mir das, Torvald?

HELMER. Verlaß Dich drauf.

NORA. Du darfst heute und morgen für nichts anderes Gedanken haben als für mich; Du darfst keinen Brief öffnen —, nicht den Briefkasten aufmachen —

HELMER. Aha, das ist noch immer die Angst vor diesem Menschen —.

NORA. O ja, ja, — das auch!

HELMER. Nora, ich sehe es Dir an, es liegt schon ein Brief von ihm drin.

NORA. Ich weiß nicht; ich glaube; Du darfst so etwas aber jetzt nicht lesen. Es darf nichts Häßliches zwischen uns treten, ehe alles vorüber ist.

RANK leise zu Helmer. Widersprich ihr nicht.

HELMER legt den Arm um sie. Das Kind soll seinen Willen haben. Aber morgen abend, wenn Du getanzt hast—

NORA. Dann bist Du frei.

HAUSMÄDCHEN an der Tür rechts. Gnädige Frau, es ist angerichtet.

NORA. Bring Champagner, Helene.

HAUSMÄDCHEN. Schön, gnädige Frau. Ab.

HELMER. Ei, ei — also ein großes Gelage?

NORA. Champagnergelage bis in den hellen Morgen. Ruft hinaus. Und auch Makronen, Helene, viele — nur dies eine Mal.

HELMER faßt ihre Hände. So — so — so, — nicht dieses ängstliche Ungestüm! Sei nun wieder meine liebe, kleine Lerche wie sonst.

NORA. Ach ja, das will ich auch. Aber geh nur hinein; Sie auch, Doktor. Christine, Du mußt mir das Haar wieder aufstecken.

RANK, indem er und Helmer abgehen. Da ist wohl etwas — etwas unterwegs?

HELMER. Kein Gedanke, lieber Freund, es ist nur diese kindische Furcht, von der ich Dir erzählt habe.

Beide rechts ab.

NORA. Nun!?

FRAU LINDE. Verreist — über Land.

NORA. Ich habe es Dir angesehen.

FRAU LINDE. Er kommt morgen abend zurück. Ich habe ihm einige Zeilen hinterlassen.

NORA. Das hättest Du nicht tun sollen. Du sollst nichts verhindern. Im Grunde ist es doch eine Seligkeit, auf das Wunderbare zu warten.

FRAU LINDE. Worauf wartest Du?

NORA. Ach, das kannst Du nicht verstehen. Geh hinein zu ihnen; ich komme gleich nach. Frau Linde geht ins Speisezimmer. Nora steht einen Augenblick, wie um sich zu sammeln, dann sieht sie auf ihre Uhr. Fünf Uhr. Sieben Stunden bis Mitternacht. Dann noch vierundzwanzig Stunden bis nächste Mitternacht. Dann ist die Tarantella aus. Vierundzwanzig und sieben? Noch einunddreißig Stunden zu leben.

HELMER rechts in der Tür. Aber wo bleibt denn meine kleine Lerche?

NORA fliegt ihm mit offenen Armen entgegen. Da ist die Lerche.

DRITTER AKT

Dasselbe Zimmer. Der Sofatisch mit den Stühlen herum ist mitten ins Zimmer gerückt. Auf dem Tisch brennt eine Lampe. Die Tür zum Vorzimmer steht offen. Aus der oberen Etage ertönt Musik.

FRAU LINDE sitzt am Tisch und blättert zerstreut in einem Buche; sie versucht zu lesen, scheint ihre Gedanken jedoch nicht sammeln zu können; ein paarmal horcht sie gespannt in der Richtung der Treppentür. Sie sieht auf ihre Uhr. Noch nicht. Und es ist doch die höchste Zeit. Wenn er nur nicht — Horcht wieder. Ah! da ist er. Sie geht ins Vorzimmer und öffnet vorsichtig die äußere Tür; man hört leise Schritte auf der Treppe; sie flüstert: Herein. Es ist niemand da.

KROGSTAD in der Tür. Ich habe in meiner Wohnung einen Zettel von Ihnen gefunden. Was soll das bedeuten?

FRAU LINDE. Ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen.

KROGSTAD. So? Und das muß gerade hier im Hause geschehen?

FRAU LINDE. Bei mir zu Hause war es unmöglich. Mein Zimmer hat keinen besonderen Eingang. Treten Sie näher; wir sind ganz allein; das Mädchen schläft, und Helmers sind oben auf einem Ball.

KROGSTAD tritt in das Zimmer. Ei sieh mal an! Helmers tanzen heut abend? Wirklich?

FRAU LINDE. Ja, warum denn nicht?

KROGSTAD. Na ja, — warum auch nicht.

FRAU LINDE. Krogstad, — reden wir miteinander.

KROGSTAD. Wir zwei hätten noch was miteinander zu reden?

FRAU LINDE. Wir haben viel miteinander zu reden.

KROGSTAD. Das hätte ich nicht geglaubt.

FRAU LINDE. Weil Sie mich nie so recht verstanden haben.

KROGSTAD. Was war denn da weiter zu verstehen? War's nicht die alte Geschichte? Ein herzloses Weib gibt einem Manne den Laufpaß, wenn sich ihr etwas Vorteilhafteres bietet.

FRAU LINDE. Halten Sie mich für so ganz herzlos? Und glauben Sie, ich hätte leichten Herzens mit Ihnen gebrochen?

KROGSTAD. Nicht?

FRAU LINDE. Krogstad, haben Sie das wirklich geglaubt?

KROGSTAD. Wenn es nicht der Fall war, warum haben Sie denn damals in dieser Weise an mich geschrieben?

FRAU LINDE. Ich konnte ja nicht anders. In dem Augenblick, als ich mit Ihnen brach, war es auch meine Pflicht, in Ihnen alles zu ersticken, was Sie für mich fühlten.

KROGSTAD *ballt die Hände.* Darum also! Und nur — nur des Geldes wegen.

FRAU LINDE. Sie dürfen nicht vergessen, ich hatte eine hilflose Mutter und zwei kleine Brüder. Wir konnten nicht auf Sie warten, Krogstad; um Ihre Aussichten war es damals doch schwach bestellt.

KROGSTAD. Mag sein; aber Sie hatten kein Recht, mich aufzugeben, irgend einem anderen Menschen zuliebe.

FRAU LINDE. Ja, ich weiß nicht. Oft habe ich mich selbst gefragt, ob ich ein Recht dazu hatte.

KROGSTAD *leise.* Als ich Sie verlor, da war mir's, als wanke der feste Boden unter meinen Füßen. Sehen Sie mich an, jetzt bin ich ein Schiffbrüchiger auf einem Wrack.

FRAU LINDE. Die Hilfe ist vielleicht nah.

KROGSTAD. Sie war nah. Aber da kamen Sie und stellten sich in den Weg.

FRAU LINDE. Ohne es zu wissen, Krogstad. Erst heute habe ich es erfahren, daß ich Sie bei der Bank ersetzen sollte.

KROGSTAD. Ich glaube Ihnen, wenn Sie es sagen. Aber nun, da Sie es wissen, — da treten Sie doch zurück?

FRAU LINDE. Nein. Sie würden nicht den geringsten Nutzen davon haben.

KROGSTAD. Bah! Nutzen, Nutzen —; ich würde es trotzdem tun.

FRAU LINDE. Ich habe gelernt, vernünftig zu handeln. Das Leben und die harte, bittere Not haben es mich gelehrt.

KROGSTAD. Und mich hat das Leben gelehrt, nicht an Redensarten zu glauben.

FRAU LINDE. Dann hat es Sie etwas sehr Vernünftiges gelehrt. Aber an Taten glauben Sie doch?

KROGSTAD. Wie meinen Sie das?

FRAU LINDE. Sie haben gesagt, Sie ständen da wie ein Schiffbrüchiger auf einem Wrack.

KROGSTAD. Ich hatte wohl guten Grund, dies zu sagen.

FRAU LINDE. Auch ich sitze da, wie eine Schiffbrüchige auf einem Wrack. Habe keinen, u m den und f ü r den ich sorgen könnte.

KROGSTAD. Es war Ihre eigene Wahl.

FRAU LINDE. Eine andere hatte ich damals nicht.

KROGSTAD. Nun, und weiter?

FRAU LINDE. Krogstad, wenn wir beiden schiffbrüchigen Leute nun zueinander kommen könnten.

KROGSTAD. Was sagen Sie da?

FRAU LINDE. Zwei auf e i n e m Wrack sind doch besser dran, als jeder auf dem seinen allein.

KROGSTAD. Christine!

FRAU LINDE. Was, glauben Sie wohl, hat mich in die Stadt geführt?

KROGSTAD. Doch wohl nicht der Gedanke an mich?

FRAU LINDE. Ich muß arbeiten, wenn ich das Dasein ertragen soll. Mein ganzes Leben hindurch, soweit ich zurückdenken kann, habe ich gearbeitet, und das war meine schönste, meine einzige Freude. Aber jetzt stehe ich ganz allein in der Welt, mit erschrecklich leerer Seele und verlassen. Nur für sich selbst arbeiten zu müssen, das ist keine Freude. Krogstad, schaffen Sie mir wen, schaffen Sie mir was, wofür ich arbeiten kann.

KROGSTAD. Daran glaube ich nicht. Es ist der Heroismus eines überspannten Weibes, das sich selbst opfern will — nichts weiter!

FRAU LINDE. Haben Sie jemals beobachtet, daß ich überspannt war?

KROGSTAD. Sie könnten das wirklich? Sagen Sie mir, — kennen Sie auch meine Vergangenheit ganz?

FRAU LINDE. Ja.

KROGSTAD. Und Sie wissen, wofür ich hier gelte?

FRAU LINDE. Aus ihren Worten vorhin klang etwas wie die Überzeugung heraus, daß Sie mit mir ein anderer hätten werden können.

KROGSTAD. Ganz ohne Zweifel.

FRAU LINDE. Sollte das nicht jetzt noch geschehen können?

KROGSTAD. Christine, sprechen Sie mit voller Überlegung?! Ja, Sie tun es. Ich sehe es Ihnen an. Sie haben also wirklich den Mut —?

FRAU LINDE. Ich brauche jemand, dem ich Mutter sein kann; und Ihre Kinder brauchen eine Mutter. Wir beide brauchen einander. Krogstad, ich glaube an den guten Kern in Ihnen; — zusammen mit Ihnen wage ich alles.

KROGSTAD ergreift ihre Hände. Dank, Dank, Christine! — Jetzt werde ich mich schon in den Augen der andern wieder zu rehabilitieren wissen! — O, aber ich vergaß —

FRAU LINDE horcht. Horch! Die Tarantella! Gehen Sie! Gehen Sie!

KROGSTAD. Weshalb? Was ist denn?

FRAU LINDE. Hören Sie den Tanz da oben? Wenn der vorüber ist, können wir sie erwarten.

KROGSTAD. Jawohl! Ich gehe. Es ist ja alles vergebens. Sie wissen natürlich nicht, was für einen Schritt ich gegen Helmers unternommen habe.

FRAU LINDE. Ja, Krogstad, ich weiß.

KROGSTAD. Und trotzdem haben Sie den Mut —?

FRAU LINDE. Ich verstehe wohl, wozu die Verzweiflung einen Mann wie Sie treiben kann.

KROGSTAD. Ach, wenn ich das doch ungeschehen machen könnte!

FRAU LINDE. Das können Sie schon; denn Ihr Brief liegt noch im Kasten.

KROGSTAD. Wissen Sie das bestimmt?

FRAU LINDE. Ganz bestimmt; aber —

KROGSTAD blickt sie forschend an. Sollte es so zu verstehen sein? Sie wollen Ihre Freundin um jeden Preis retten. Sagen Sie es gerade heraus. Ist es so?

FRAU LINDE. Krogstad, wer sich um anderer willen einmal verkauft hat, der tut es nicht zum zweiten Male.

KROGSTAD. Ich werde meinen Brief zurückverlangen.

FRAU LINDE. Nein, nein.

KROGSTAD. Ja natürlich; ich warte hier, bis Helmer herunter kommt; ich sage ihm, daß er mir meinen Brief zurückgeben müsse, — daß dieser Brief nur von meiner Entlassung handle, — daß er ihn nicht lesen solle —

FRAU LINDE. Nein, Krogstad, Sie sollen den Brief nicht zurückverlangen.

KROGSTAD. Aber sagen Sie mir: Sie haben mich doch nur deswegen herbestellt?

FRAU LINDE. Ja, im ersten Schreck; aber dazwischen liegen jetzt vierundzwanzig Stunden, und seitdem bin ich hier im Hause Zeuge unglaublicher Dinge gewesen. Helmer muß alles erfahren; dieses unglückselige Geheimnis muß an den Tag, es muß zwischen den beiden zu einer offenen Aussprache kommen; es kann unmöglich so fortgehen mit den Vertuschungen und Ausflüchten!

KROGSTAD. Nun wohl; — wenn Sie es denn wagen —. Aber eins kann ich auf jeden Fall tun, und das soll sofort geschehen —

FRAU LINDE lauscht. Eilen Sie! Gehen Sie! Gehen

Sie! Der Tanz ist aus; wir sind keinen Augenblick mehr sicher.

KROGSTAD. Ich warte unten auf Sie.

FRAU LINDE. Ja, tun Sie das; Sie dürfen mich bis an die Haustür begleiten.

KROGSTAD. So unsagbar glücklich bin ich nie gewesen. Er geht durch die Treppentür ab; die Tür zwischen den Zimmern und dem Vorzimmer bleibt offen.

FRAU LINDE räumt ein wenig auf und legt ihren Mantel und Hut zurecht. Welch eine Wendung! Ja, welch eine Wendung! Menschen, für die ich arbeiten, — für die ich leben kann; ein Heim, in das ich Glück und Behagen bringen darf. Da heißt es allerdings fest anpacken —. Wenn sie nur bald kämen — horcht. Aha, da sind sie schon. Wo sind meine Sachen! Nimmt Hut und Mantel.

Draußen hört man Helmers und Noras Stimmen, ein Schlüssel wird im Schloß umgedreht, und Helmer führt Nora fast mit Gewalt ins Vorzimmer. Sie hat das italienische Kostüm an mit einem großen, schwarzen Schal darüber; Helmer ist in Gesellschaftsanzug und trägt einen offenen schwarzen Domino darüber.

NORA noch in der Tür, widerstrebend. Nein, nein, nein; nicht nach Haus! Ich will wieder hinauf. Ich mag noch nicht so früh weg.

HELMER. Aber liebste Nora —

NORA. Ach, ich bitte Dich flehentlich, Torvald; ich bitte Dich von ganzem Herzen, — nur eine Stunde noch.

HELMER. Nicht eine Minute länger, meine süße Nora. Du weißt, so war es verabredet! So —! Hinein ins Zimmer; Du erkältest Dich hier nur. Trotz ihres Widerstandes führt er sie sanft ins Zimmer.

FRAU LINDE. Guten Abend.

NORA. Christine!

HELMER. Wie, Frau Linde, Sie noch so spät hier?

FRAU LINDE. Ja, verzeihen Sie, ich wollte Nora so gern in ihrem Staat sehen.

NORA. Hast Du die ganze Zeit auf mich gewartet?

FRAU LINDE. Ja. Ich bin leider zu spät ge-

kommen. Du warst schon oben, und da wollte ich nicht wieder weggehen, bevor ich Dich gesehen hätte.

HELMER nimmt Nora den Schal ab. Ja schauen Sie sie nur ordentlich an. Ich sollte meinen, sie ist das Ansehen wert. Ist sie nicht reizend, Frau Linde?

FRAU LINDE. Ja, das muß ich sagen —

HELMER. Ist sie nicht ungewöhnlich reizend? Darüber gab es auch in der Gesellschaft nur eine Stimme. Aber entsetzlich eigensinnig ist sie, — das süße, kleine Ding. Was soll man machen? Wollen Sie wohl glauben: ich mußte beinahe Gewalt anwenden, um sie wegzubringen.

NORA. Torvald, Du wirst es noch bereuen, daß Du mir nicht wenigstens noch eine halbe Stunde gegönnt hast.

HELMER. Da hören Sie's, Frau Linde. Sie tanzt ihre Tarantella — hat stürmischen Erfolg, — der auch verdient war —, obgleich der Vortrag vielleicht etwas zu naturalistisch war, ich meine — ein wenig naturalistischer, als es sich streng genommen mit den Forderungen der Kunst verträgt. Immerhin, die Hauptsache ist, — sie hat Erfolg, stürmischen Erfolg. Und danach hätte ich sie noch oben lassen sollen? Die Wirkung abschwächen sollen? I bewahre! Ich nahm mein reizendes kleines Mädchen von Capri — mein capriziöses kleines Mädchen von Capri sollte ich eigentlich sagen — unter den Arm; eine schnelle Runde durch den Saal, eine Verbeugung nach allen Seiten, und — wie es in der Romansprache heißt — das schöne Bild ist verschwunden. Ein Abgang muß immer wirkungsvoll sein, Frau Linde. Aber es ist mir nicht möglich, Nora das begreiflich zu machen. Puh, wie warm es hier ist! Wirft den Domino auf einen Stuhl und öffnet die Tür zu seinem Zimmer. Was? Da ist es ja dunkel! Ach ja, natürlich. Verzeihung — Er geht hinein und zündet einige Kerzen an.

NORA flüstert schnell und atemlos: Nun?!

FRAU LINDE leise. Ich habe ihn gesprochen.

NORA. Und —?

FRAU LINDE. Nora, — Du mußt Deinem Mann alles sagen!

NORA tonlos. Ich wußte es.

FRAU LINDE. Von Krogstads Seite hast Du nichts zu fürchten; aber sprechen m u ß t Du.

NORA. Ich spreche nicht.

FRAU LINDE. Dann spricht der Brief.

NORA. Ich danke Dir, Christine; jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Pst —! Helmer tritt wieder ein.

HELMER. Na, Frau Linde, haben Sie sie bewundert?

FRAU LINDE. Ja, und nun will ich Gutnacht sagen.

HELMER. Ach was, schon? — Gehört Ihnen das Strickzeug da?

FRAU LINDE nimmt es. Ja, danke schön. Beinahe hätte ich es vergessen.

HELMER. Also, Sie stricken?

FRAU LINDE. Ja freilich.

HELMER. Wissen Sie was, Sie sollten lieber sticken.

FRAU LINDE. So? Und weshalb?

HELMER. Weil es viel hübscher aussieht. Sehen Sie nur: man hält die Stickerei mit der linken Hand, — so —, und mit der rechten führt man die Nadel — so -- in leichtem, langgestrecktem Bogen; nicht wahr —?

FRAU LINDE. Ja, das mag schon sein —

HELMER. Das Stricken hingegen, — das kann nur unschön sein. Sehen Sie her: die zusammengeklemmten Arme, — die Stricknadeln, die auf und ab fahren, — das hat so was Chinesisches an sich. — Es war wirklich ein glänzender Champagner, den man uns vorgesetzt hat.

FRAU LINDE. Gute Nacht, Nora, — und sei nicht mehr eigensinnig.

HELMER. Gut gesagt, Frau Linde.

FRAU LINDE. Gute Nacht, Herr Direktor! Helmer begleitet sie zur Tür.

HELMER. Gute Nacht, gute Nacht; ich will nur hoffen, daß Sie gut nach Hause kommen. Ich würde sehr gern —; aber Sie haben ja nicht weit zu gehen. Gute Nacht, gute Nacht. Frau Linde geht; er schließt die Tür hinter sich ab und kommt zurück. Na endlich sind wir sie los. Eine schrecklich langweilige Person —!

NORA. Bist Du nicht sehr müde, Torvald?

HELMER. Nein, nicht im geringsten.

NORA. Auch nicht schläfrig?

HELMER. Durchaus nicht; im Gegenteil, ich fühle mich außerordentlich frisch. Aber Du? Du siehst allerdings müde und schläfrig aus.

NORA. Ja, ich bin sehr müde. Ich werde bald schlafen gehen.

HELMER. Siehst Du, siehst Du! Es war also doch richtig von mir, daß wir nicht länger geblieben sind.

NORA. Ach, alles was Du tust, ist richtig.

HELMER küßt sie auf die Stirn. Jetzt spricht meine Lerche wie ein vernünftiger Mensch. Sag' mal: hast Du bemerkt, wie lustig Rank heut abend war?

NORA. So? War er das? Ich habe gar nicht mit ihm gesprochen.

HELMER. Ich auch fast gar nicht; aber ich habe ihn schon lange nicht in so guter Laune gesehen. Sieht sie einen Augenblick an; darauf tritt er näher zu ihr. Hm, — es ist doch herrlich, wieder in seinen eigenen vier Wänden zu sein, — ganz allein mit Dir. — O Du entzückendes, reizendes Weibchen!

NORA. Sieh mich nicht so an, Torvald!

HELMER. Mein teuerstes Gut soll ich nicht ansehen? All die Herrlichkeit nicht ansehen, die mir gehört, mir allein, mir ganz und ausschließlich.

NORA geht an die andere Seite des Tisches. Du sollst nicht so zu mir sprechen heut abend.

HELMER folgt ihr. Dir liegt noch die Tarantella im Blut, merke ich. Und das macht Dich nur noch verführerischer. Horch! Nun brechen die Gäste auf. Leiser. Nora, — bald ist es still im ganzen Hause.

NORA. Ja, das hoffe ich.

HELMER. Nicht wahr, meine einzig geliebte Nora? Ach, weißt Du, — wenn ich so mit Dir in Gesellschaft bin, — weißt Du, weshalb ich dann so wenig mit Dir spreche, Dir fern bleibe, Dir nur dann und wann einen verstohlenen Blick zuwerfe? — Weißt Du, warum ich das tue? Weil ich mir dann einbilde, Du wärst meine heimliche Geliebte, meine heimliche junge Braut, und es ahne niemand, daß zwischen uns beiden ein Geheimnis ist.

NORA. Ja, ja, ja; ich weiß, daß alle Deine Gedanken bei mir sind.

HELMER. Und wenn wir dann fortwollen, und ich den Schal um Deine zarten, jugendlichen Schultern lege, — um diesen wunderbaren Nacken, — dann stelle ich mir vor, daß Du meine junge Braut bist, daß wir gerade aus der Kirche kommen, daß ich Dich zum ersten Male in meine Wohnung führe, daß ich zum ersten Mal mit Dir allein bin, — ganz allein mit Dir, Du junge, erbebende Schönheit! Diesen ganzen Abend über warst nur Du meine Sehnsucht. Als ich Dich in der Tarantella so verführerisch tollen sah, — da kochte mein Blut; ich hielt es nicht länger aus, — und deshalb führte ich Dich so früh nach Hause —

NORA. Geh jetzt, Torvald. Du sollst mich in Ruhe lassen. Ich will das alles nicht.

HELMER. Was soll das heißen? Du hast mich wohl zum besten, Norachen? Du willst nicht, willst nicht? Bin ich nicht Dein Mann —?

Es klopft an der Treppentür.

NORA fährt zusammen. Hörst Du —?

HELMER nach dem Vorzimmer gehend. Wer ist da?

DOKTOR RANK draußen. Ich bin's. Darf ich einen Augenblick eintreten?

HELMER leise, verdrießlich. Was will denn der jetzt? Laut. Wart' einen Augenblick. Geht hin und schließt auf. Na, das ist ja hübsch von Dir, daß Du nicht an unserer Tür vorübergehst.

RANK. Mir war, als hörte ich Deine Stimme, und da wollte ich gern noch einen Blick herein tun. Läßt das Auge flüchtig umherschweifen. Ach ja, diese lieben, trauten Räume. Ihr habt es nett und behaglich, Ihr beide.

HELMER. Du hast Dich oben offenbar auch recht behaglich gefühlt.

RANK. Außerordentlich. Warum auch nicht? Weshalb soll man in dieser Welt nicht alles mitnehmen? Wenigstens, soviel man kann und solange man es kann. Der Wein war vortrefflich —

HELMER. Besonders der Champagner.

RANK. Hast Du das auch gefunden? Unglaublich, wieviel ich hinunterspülen konnte!

NORA. Torvald hat heut abend auch viel Champagner getrunken.

RANK. So?

NORA. Ja, und danach ist er immer so gut aufgelegt.

RANK. Weshalb soll man sich denn nicht auch einen vergnügten Abend machen nach einem gut angewendeten Tage?

HELMER. Gut angewendeter Tag! Dessen darf ich mich leider nicht rühmen.

RANK schlägt ihn auf die Schulter. Aber siehst Du, ich darf es.

NORA. Sie haben heut gewiß eine wissenschaftliche Untersuchung vorgenommen, Doktor?

RANK. Allerdings.

HELMER. Ei, ei, unsere kleine Nora redet von wissenschaftlichen Untersuchungen!

NORA. Und darf man Ihnen Glück wünschen zu dem Ergebnis?

RANK. Das dürfen Sie getrost.

NORA. Das Ergebnis war also gut?

RANK. Das denkbar beste für den Arzt wie für den Patienten, — Gewißheit.

NORA schnell und forschend. Gewißheit?

RANK. Volle Gewißheit. Konnte ich mir daraufhin nicht einen vergnügten Abend machen?

NORA. Ja, daran haben Sie recht getan, Doktor.

HELMER. Das sage ich auch; wenn Du nur nicht morgen dafür büßen mußt.

RANK. Na, für umsonst ist ja nichts auf der Welt.

NORA. Doktor, — Maskeraden machen Ihnen wohl großes Vergnügen?

RANK. Ja, wenn recht viel komische Masken da sind —

NORA. Hören Sie, als was wollen wir beide gehen auf der nächsten Maskerade?

HELMER. Du kleiner Leichtsinn, — denkst Du jetzt schon an die nächste?

RANK. Wir beide? Das will ich Ihnen sagen: Sie kommen als Glückskind —

HELMER. Ja, aber mach' ein Kostüm ausfindig, das dafür bezeichnend ist.

RANK. Laß Deine Frau nur kommen, wie sie geht und steht in der Welt —

HELMER. Das war wirklich treffend gesagt. Aber weißt Du schon, was Du selber vorstellen wirst?

RANK. Mein lieber Freund, darüber bin ich mit mir vollkommen im reinen.

HELMER. Nun?

RANK. Auf der nächsten Maskerade werde ich unsichtbar sein.

HELMER. Das ist mir ein ulkiger Einfall.

RANK. Es gibt eine große schwarze Kappe—; hast Du noch nie von der Tarnkappe gehört? Die setzt man sich auf, und dann wird man von keinem gesehen.

HELMER mit unterdrücktem Lächeln. Jawohl, — sehr richtig!

RANK. Aber ich vergesse ganz, weshalb ich gekommen bin. Helmer, gib mir eine Zigarre, eine von Deinen dunklen Havannas.

HELMER. Mit dem größten Vergnügen. Reicht ihm sein Zigarrenetui hin.

RANK nimmt eine und schneidet die Spitze ab. Danke!

NORA streicht ein Wachszündhölzchen an. Ich will Ihnen Feuer geben.

RANK. Danke schön. Sie hält das Zündholz hin, er raucht die Zigarre an. Und nun Adieu.

HELMER. Adieu, adieu, lieber Freund!

NORA. Schlafen Sie wohl, Doktor!

RANK. Vielen Dank für diesen Wunsch.

NORA. Wünschen Sie mir dasselbe.

RANK. Ihnen? Na ja, wenn Sie wollen —. Schlafen Sie wohl. Und Dank für das Feuer. Er nickt beiden zu und geht.

HELMER mit gedämpfter Stimme. Er hat schwer getrunken.

NORA wie geistesabwesend. Mag sein. Helmer nimmt seinen Schlüsselbund aus der Tasche und geht ins Vorzimmer. Torvald — was willst Du da?

HELMER. Ich muß den Briefkasten leeren; er ist ganz voll; sonst ist morgen früh kein Platz für die Zeitungen —

NORA. Willst Du heute nacht noch arbeiten?

HELMER. Nein, das weißt Du ja schon. — Was ist das? Da ist jemand am Schloß gewesen.

NORA. Am Schloß —?

HELMER. Allerdings. Was soll das heißen? Ich will doch nicht hoffen, daß die Mädchen —? Hier liegt eine abgebrochene Haarnadel. Nora, das ist Deine —

NORA schnell. Dann müssen es die Kinder gewesen sein —

HELMER. Das mußt Du ihnen aber wirklich abgewöhnen. Hm, hm; — na, nun habe ich ihn doch noch aufbekommen. Nimmt den Inhalt heraus und ruft in die Küche hinein: Helene! — Helene, machen Sie die Lampe aus im Flur. Kommt wieder ins Zimmer und schließt die Tür zum Vorzimmer.

HELMER mit den Briefen in der Hand. Sieh mal, sieh mal, wie sich das angesammelt hat. Blättert darin. Was ist das?

NORA am Fenster. Der Brief! — Ach, nein, nein, Torvald!

HELMER. Zwei Visitenkarten — von Rank.

NORA. Vom Doktor?

HELMER sieht sich die Karten an. Doctor medicinae Rank. Sie lagen obenauf; er muß sie beim Weggehen hineingesteckt haben.

NORA. Steht etwas darauf?

HELMER. Es steht ein schwarzes Kreuz über dem Namen. Sieh mal her. Das ist doch ein unheimlicher Einfall! Gerade als ob er seinen eigenen Tod anzeigte.

NORA. Das tut er auch.

HELMER. Wie? Weißt Du etwas? Hat er Dir etwas gesagt?

NORA. Ja. Mit diesen Karten hat er Abschied von uns genommen. Er will sich einschließen und sterben.

HELMER. Armer Freund! Ich wußte wohl, daß ich ihn nicht lange mehr haben würde. Aber so bald —. Und nun verbirgt er sich wie ein verwundetes Tier.

NORA. Wenn es schon sein m u ß , dann ist es am besten, daß es ohne Worte geschieht. Nicht wahr, Torvald?

HELMER. Er war so mit uns verwachsen. Ich kann mir unser Leben gar nicht ohne ihn denken. Er, mit seinen Leiden und mit seiner Vereinsamung, gab gewissermaßen den wolkigen Hintergrund ab für unser sonnenhelles Glück. Na, es ist vielleicht am besten so. Für ihn wenigstens. — Bleibt stehen. Und am Ende auch für uns, Nora. Jetzt sind wir beide nur auf uns allein angewiesen. Umarmt sie. O du mein geliebtes Weib; mir ist, als könnte ich Dich nicht fest genug halten. Weißt Du, Nora — manchmal wünsche ich, es möchte Dir eine unmittelbare Gefahr drohen, auf daß ich Gut und Blut und alles, alles für Dich aufs Spiel setzen könnte.

NORA reißt sich los und sagt fest und entschlossen: Jetzt sollst Du Deine Briefe lesen, Torvald!

HELMER. Nein, nein, jetzt nicht mehr. Ich will bei Dir sein, geliebtes Weib.

NORA. Mit dem Gedanken an den Tod Deines Freundes —?

HELMER. Du hast recht. Das hat uns beide erschüttert. Es ist etwas Unschönes zwischen uns getreten; der Gedanke an Tod und Auflösung. Wir müssen Befreiung davon suchen. Bis dahin —. Wir wollen jedes auf sein Zimmer gehen.

NORA an seinem Hals. Torvald, — gute Nacht! Gute Nacht!

HELMER küßt sie auf die Stirn. Gute Nacht, mein Singvögelchen; schlaf' wohl, Nora. Jetzt lese ich die Briefe. Er geht mit der Korrespondenz in sein Zimmer und schließt die Tür hinter sich.

NORA, mit irren Blicken, tastet umher, faßt Helmers Domino, wirft ihn sich um und flüstert schnell, heiser und abgerissen: Ihn niemals wiedersehen. Niemals. Niemals. Niemals. Wirft sich den Schal über den Kopf. Und auch die Kinder nicht. Auch die nicht. Niemals; niemals. — O! Das eiskalte, schwarze Wasser. O die bodenlose Tiefe —; diese —. Wenn es nur erst vorüber wäre. — Jetzt hat er den Brief; jetzt liest er ihn. Nein, nein, noch nicht! Torvald, leb' wohl — Du und die Kinder! Sie will durchs Vorzimmer hinausstürzen. In demselben Augenblick reißt Helmer seine Tür auf und steht mit dem offenen Brief in der Hand da.

HELMER. Nora!

NORA schreit laut auf. Ah —!

HELMER. Was ist das? Weißt Du, was in diesem Briefe steht?

NORA. Ja, ich weiß es. Laß mich gehen! Laß mich hinaus!

HELMER hält sie zurück. Wo willst Du hin?

NORA versucht sich loszureißen. Du darfst mich nicht retten, Torvald!

HELMER taumelt zurück. Wahr also? Ist es wahr, was er schreibt? Entsetzlich! Nein, nein, es kann und kann nicht wahr sein!

NORA. Es i s t wahr. Über alles in der Welt habe ich Dich geliebt!

HELMER. Komm mir nicht mit elenden Ausflüchten!

NORA macht einen Schritt auf ihn zu. Torvald —!

HELMER. Du Unglückselige, — was hast Du getan?!

NORA. Laß mich fort! Du sollst nicht für mich büßen. Du sollst es nicht auf Dich nehmen.

HELMER. Kein Komödienspiel. Schließt das Vorzimmer ab. Hier bleibst Du und stehst mir Rede. Hast Du einen Begriff davon, was Du getan hast? Antworte mir! Hast Du einen Begriff davon?

NORA blickt ihn unverwandt an und spricht mit erstarrendem Ausdruck. Ja, jetzt fange ich an, gründlich zu begreifen.

HELMER geht im Zimmer umher. Oh, welch ein furchtbares Erwachen. In diesen ganzen acht Jahren, — sie, die meine Lust und mein Stolz gewesen ist, — eine Heuchlerin, eine Lügnerin, — schlimmer, noch schlimmer — eine Verbrecherin! — Ach, die bodenlose Abscheulichkeit, die in all dem liegt! Pfui, pfui!

NORA schweigt und sieht ihn immer noch unverwandt an.

HELMER bleibt vor ihr stehen. Ich hätte auf so etwas vorher gefaßt sein müssen. Ich hätte es voraussehen müssen. Die leichtsinnigen Grundsätze Deines Vaters —. Schweig! Die leichtsinnigen Grundsätze Deines Vaters hast Du geerbt. Keine Religion, keine Moral, kein Pflichtgefühl —. O, wie bin ich dafür bestraft, daß ich ihm durch die Finger gesehen habe. Um Deinetwillen habe ich es getan. Und so dankst Du mir dafür!

NORA. Ja — so.

HELMER. Mein ganzes Glück hast Du zerstört. Meine ganze Zukunft hast Du mir vernichtet. Ach, entsetzlich, nur daran zu denken. Ich bin in der Gewalt eines gewissenlosen Menschen; er kann mit mir machen, was er will; von mir verlangen, was ihm einfällt; über

mich gebieten, mir befehlen nach seinem Belieben; — ich darf nicht mucksen. Und so jammervoll muß ich sinken und zugrunde gehen um eines leichtsinnigen Weibes willen!

NORA. Wenn ich aus der Welt bin, so bist Du frei.

HELMER. Laß die Possen! Solche Redensarten hatte Dein Vater auch immer bereit. Was würde mir das nützen, wenn Du aus der Welt wärest, wie Du sagst. Nicht das geringste würde mir es nützen. Er kann die Sache trotzdem bekannt machen; und tut er es, so komme ich vielleicht in den Verdacht, daß ich um Deine verbrecherische Tat gewußt habe. Man wird vielleicht glauben, ich hätte dahinter gesteckt, — ich hätte Dich dazu verführt! Und das alles habe ich Dir zu danken, Dir, die ich während unserer ganzen Ehe auf Händen getragen habe. Begreifst Du nun, was Du mir angetan hast?

NORA mit kalter Ruhe. Ja.

HELMER. Es ist so unglaublich, daß ich es noch immer nicht fassen kann. Aber wir müssen sehen, wie wir da heraus kommen! Den Schal herunter! Herunter, sage ich! Ich muß den Mann auf irgend eine Weise zu befriedigen suchen. Die Sache muß um jeden Preis vertuscht werden. — Und was Dich und mich betrifft, so muß es aussehen, als sei alles zwischen uns wie bisher. Aber natürlich nur vor den Augen der Welt. Du bleibst also nach wie vor im Hause; das ist selbstverständlich. Aber die Kinder darfst Du mir nicht erziehen; die wage ich Dir nicht anzuvertrauen —. O! Das der Frau sagen zu müssen, der Frau, die ich so innig geliebt, und die ich noch —! Na, das muß ein Ende haben. Von heut ab handelt es sich nicht mehr ums Glück; es gilt nur noch die Trümmer zu retten, die Überbleibsel, den Schein — Es läutet im Vorzimmer. Helmer schrickt zusammen. Was ist das? So spät noch? Sollte das Entsetzlichste —! Sollte er —? Versteck' Dich, Nora! Sag', Du bist krank. Nora bleibt unbeweglich stehen. Helmer geht und öffnet die Tür zum Vorzimmer.

DAS HAUSMÄDCHEN halb angekleidet im Vorzimmer. Ein Brief für die gnädige Frau.

HELMER Geben Sie her. Nimmt den Brief und schließt die Tür. Ja, — von ihm. Du bekommst ihn nicht. Ich werde ihn selbst lesen.

NORA. So lies.

HELMER an der Lampe. Ich habe kaum den Mut dazu. Vielleicht sind wir verloren, Du und ich. Doch — ich m u ß es wissen. Reißt den Brief auf, durchfliegt einige Zeilen, blickt auf ein beigelegtes Papier; ein Freudenschrei: Nora!

NORA sieht ihn fragend an.

HELMER. Nora! — Nein! Ich muß es noch einmal lesen. — Ja, ja; es ist so. Ich bin gerettet. Nora, ich bin gerettet.

NORA. Und ich?

HELMER. Du auch, — natürlich; wir sind beide gerettet; Du und ich. Sieh her. Er schickt Dir Deinen Schuldschein zurück. Er schreibt, daß er bedauert und bereut —; daß eine glückliche Wendung in seinem Leben —. Aber was er schreibt, das ist ja ganz gleichgültig. Wir sind gerettet, Nora! Keiner kann Dir was anhaben. Ach Nora, Nora —; doch zuerst weg mit den abscheulichen Sachen hier. Laß mich sehen — Wirft einen Blick auf die Schuldverschreibung. Nein, ich will es nicht sehen; die ganze Geschichte soll für mich nichts andres sein als ein Traum. Reißt den Schein und beide Briefe in Stücke, wirft alles in den Ofen und sieht zu, wie es brennt. So, nun existiert es nicht mehr. — Er schrieb, daß Du seit dem heiligen Abend —. O, das müssen drei furchtbare Tage für Dich gewesen sein, Nora!

NORA. Ich habe in diesen drei Tagen einen harten Kampf gekämpft.

HELMER. Und Du hast gelitten und keinen anderen Ausweg gesehen als —. Doch wir wollen alle die häßlichen Dinge begraben. Wir wollen nur jubeln und wiederholen: es ist vorbei, es ist vorbei! So hör' mich doch an, Nora. Du scheinst es noch nicht zu fassen:

es ist vorbei. Aber was ist das — diese starren Mienen? Ach, meine arme, kleine Nora, ich verstehe schon, Du willst noch nicht daran glauben, daß ich Dir verziehen habe. Aber das habe ich. Nora, ich schwöre Dir, ich habe Dir alles verziehen. Ich weiß ja, was Du getan hast, das hast Du aus Liebe zu mir getan.

NORA. Das ist wahr.

HELMER. Du hast mich geliebt, wie eine Frau ihren Mann lieben soll. Es fehlte Dir nur an der nötigen Einsicht zur Beurteilung der Mittel. Aber glaubst Du, daß Du mir weniger teuer bist, weil Du nicht selbständig zu handeln verstehst? Nein, nein, stütz' Dich nur auf mich, ich will Dir Berater, will Dir Führer sein. Ich müßte kein Mann sein, wenn nicht gerade diese weibliche Hilflosigkeit Dich doppelt anziehend in meinen Augen machte. Kehr' Dich nicht an die harten Worte, die ich im ersten Schrecken sprach, in einem Augenblicke, da ich meinte, alles müßte über mir zusammenstürzen. Ich habe Dir verziehen, Nora; ich schwöre Dir zu, ich habe Dir verziehen.

NORA. Ich danke Dir für Deine Verzeihung. Geht rechts durch die Tür ab.

HELMER. So bleib doch —. Sieht hinein. Was willst Du da im Alkoven?

NORA drinnen. Das Maskenzeug heruntertun.

HELMER an der offenen Tür. Recht so, suche Dich zu fassen und das Gleichgewicht Deiner Seele wieder zu erlangen, Du mein kleines, verschüchtertes Singvögelchen! Ruh' Dich getrost aus; ich werde Dich mit meinen starken Flügeln decken. Geht in der Nähe der Tür umher. O wie behaglich und schön unser Haus ist, Nora. Hier bist Du geborgen; ich will Dich halten wie eine verfolgte Taube, die ich den mörderischen Krallen des Habichts entrissen habe; ich werde Dein armes, pochendes Herz schon zur Ruhe bringen. Nach und nach, Nora, — glaub' mir das. Schon morgen wirst Du alles mit ganz anderen Augen ansehen; bald wird alles wieder beim alten sein. Ich werde Dir nicht

mehr oft zu wiederholen brauchen, daß ich Dir verziehen habe; Du selbst wirst untrüglich fühlen, daß es so ist. Wie bist Du auf den Gedanken gekommen, ich könnte Dich verstoßen oder Dir auch nur einen Vorwurf machen? O Nora, Du kennst das Herz eines wirklichen Mannes nicht. Für den Mann liegt etwas unbeschreiblich Holdes und Befriedigendes in dem Bewußtsein, seiner Frau vergeben zu haben, — ihr aus vollem, aufrichtigem Herzen vergeben zu haben. Ist sie doch gewissermaßen in doppeltem Sinne dadurch sein Eigen geworden; als hätte er sie zum zweiten Male in die Welt gesetzt. Sie ist sozusagen sein Weib und sein Kind zugleich geworden. Das sollst Du mir fortan sein, Du ratloses, hilfloses Persönchen. Fürchte nichts, Nora; sei nur offenherzig gegen mich, dann werde ich Dein Wille und auch Dein Gewissen sein. — Was ist das? Du gehst nicht zu Bett? Du hast Dich umgekleidet?

NORA in ihrem Alltagskleide. Ja, Torvald, ich habe mich umgekleidet.

HELMER. Aber warum denn? Jetzt? So spät —?

NORA. Diese Nacht werde ich nicht schlafen.

HELMER. Aber, liebe Nora —

NORA sieht auf ihre Uhr. Es ist noch nicht allzu spät. Nimm Platz, Torvald; wir zwei haben viel miteinander zu reden. Setzt sich an die eine Seite des Tisches.

HELMER. Nora, — was soll das heißen? Diese starre Miene —.

NORA. Setz' Dich. Es dauert lange. Ich habe mit Dir über vieles zu reden.

HELMER setzt sich ihr gegenüber an den Tisch. Du machst mir Angst, Nora. Und ich verstehe Dich nicht.

NORA. Ja, das ist es eben. Du verstehst mich nicht. Und ich habe Dich ebenfalls nicht verstanden — bis zu dieser Stunde. Bitte, unterbrich mich nicht. Du sollst mir nur zuhören. — Es ist eine Abrechnung, Torvald.

HELMER. Wie meinst Du das?

NORA nach kurzem Schweigen. Wie wir so dasitzen, — fällt Dir gar nichts daran auf?

HELMER. Was sollte das sein?

NORA. Wir sind jetzt acht Jahre verheiratet. Fällt es Dir nicht auf, daß wir — Du und ich, Mann und Frau — heute zum ersten Male ein ernstes Gespräch miteinander führen?

HELMER. Ein ernstes Gespräch, — was heißt das?

NORA. Acht ganze Jahre — und länger noch, — vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an haben wir nie ein ernstes Wort über ernste Dinge gewechselt.

HELMER. Hätte ich Dich etwa beständig einweihen sollen in Widerwärtigkeiten, die Du doch nicht mit mir hättest teilen können?

NORA. Ich spreche nicht von Widerwärtigkeiten. Ich sage nur, daß wir niemals ernst beieinandergesessen haben, um etwas gründlich zu überlegen.

HELMER. Aber liebste Nora, das wäre doch nichts für Dich gewesen.

NORA. Da sind wir bei der Sache. Du hast mich nie verstanden. — Ihr habt viel an mir gesündigt, Torvald. Zuerst Papa, dann Du.

HELMER. Was? Wir beide —? Wir beide, die wir Dich über alles in der Welt geliebt haben?

NORA schüttelt den Kopf. Ihr habt mich nie geliebt. Euch machte es nur Spaß, in mich verliebt zu sein.

HELMER. Aber, Nora, was sind das für Worte!

NORA. Ja, es ist so, Torvald. Als ich zu Hause war bei Papa, teilte er mir alle seine Ansichten mit, und so hatte ich dieselben Ansichten. War ich aber einmal anderer Meinung, dann verheimlichte ich das; denn es wäre ihm nicht recht gewesen. Er nannte mich sein Puppenkind, und spielte mit mir, wie ich mit meinen Puppen spielte. Dann kam ich zu Dir ins Haus —

HELMER. Was für einen Ausdruck gebrauchst Du da von unserer Ehe?

NORA unbeirrt. Ich meine, dann ging ich aus Papas Händen in Deine über. Du richtetest alles nach

Deinem Geschmack ein, und so bekam ich denselben Geschmack wie Du; aber ich tat nur so: ich weiß es nicht mehr recht — vielleicht war es auch beides: bald so und bald so. Wenn ich jetzt zurückblicke, so ist mir, als hätte ich hier wie ein Bettler gelebt, — nur von der Hand in den Mund. Ich lebte davon, daß ich Dir Kunststücke vormachte, Torvald. Aber Du wolltest es ja so haben. Du und Papa, Ihr habt Euch schwer an mir versündigt. Ihr seid schuld daran, daß nichts aus mir geworden ist.

HELMER. Wie lächerlich und wie undankbar, Nora! Bist Du hier nicht glücklich gewesen?

NORA. Nein. Das bin ich nie gewesen. Ich habe es geglaubt, aber ich bin es nie gewesen.

HELMER. Nicht — nicht glücklich?

NORA. Nein, — nur lustig. Und Du warst immer so lieb zu mir. Aber unser Heim ist nichts anderes als eine Spielstube gewesen. Hier bin ich Deine Puppen*frau* gewesen, wie ich zu Hause Papas Puppen*kind* war. Und die Kinder, die waren wiederum meine Puppen. Wenn Du mich nahmst und mit mir spieltest, so machte mir das gerade solchen Spaß, wie es den Kindern Spaß machte, wenn ich sie nahm und mit ihnen spielte. *Das* ist unsere Ehe gewesen, Torvald.

HELMER. Etwas Wahres liegt in Deinen Worten, — so übertrieben und überspannt sie auch sind. Aber von jetzt an soll es anders werden. Die Tage des Spiels sind nun vorüber; jetzt kommt die Zeit der Erziehung.

NORA. Wessen Erziehung? Meine oder die der Kinder?

HELMER. Sowohl Deine wie die der Kinder, meine geliebte Nora.

NORA. Ach, Torvald, Du bist nicht der Mann, mich zu einer richtigen Frau für Dich zu erziehen.

HELMER. Und das sagst Du so?

NORA. Und ich, — bin ich denn für die Aufgabe gerüstet, die Kinder zu erziehen?

HELMER. Nora!

NORA. Hast Du vorhin nicht selber gesagt, — Du dürftest mir diese Aufgabe nicht anvertrauen?

HELMER. Im Moment der Erregung! Wie kannst Du darauf etwas geben?

NORA. Doch. Du hattest sehr recht. Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen. Das ist eine andere Aufgabe, die ich zuvor lösen muß. Ich muß trachten, mich selbst zu erziehen. Und Du bist nicht der Mann, mir dabei zu helfen. Das muß ich allein vollbringen. Und darum verlasse ich Dich jetzt.

HELMER springt auf. Was sagst Du da?

NORA. Ich muß ganz allein stehen, wenn ich mich mit mir selbst und mit der Außenwelt zurechtfinden soll. Deshalb kann ich nicht länger bei Dir bleiben.

HELMER. Nora! Nora!

NORA. Ich verlasse Dich sofort. Christine wird mich für diese eine Nacht aufnehmen —

HELMER. Du bist von Sinnen! Das darfst Du nicht! Ich verbiete es Dir!

NORA. Es hat fortan keinen Zweck mehr, mir etwas zu verbieten. Ich nehme mit, was mir gehört. Von Dir will ich nichts haben, — nicht heut, noch später.

HELMER. Welcher Wahnsinn!

NORA. Morgen reise ich nach Hause — das heißt: in meine alte Heimat. Dort wird es mir am leichtesten sein, irgend etwas anzufangen.

HELMER. O Du verblendetes, unerfahrenes Geschöpf!

NORA. Ich muß trachten, mir Erfahrung zu erwerben, Torvald.

HELMER. Deine Häuslichkeit, Deinen Mann und Deine Kinder zu verlassen! Bedenke: was werden die Leute sagen!

NORA. Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich weiß nur, daß es für mich notwendig ist.

HELMER. O, das ist empörend. So entziehst Du Dich Deinen heiligsten Pflichten?

NORA. Was verstehst Du unter meinen heiligsten Pflichten?

HELMER. Das muß ich Dir erst sagen! Sind es nicht die Pflichten gegen Deinen Mann und gegen Deine Kinder?

NORA. Ich habe andere Pflichten, die ebenso heilig sind.

HELMER. Das hast Du nicht. Was für Pflichten könnten d a s wohl sein!

NORA. Die Pflichten gegen mich selbst.

HELMER. In erster Linie bist Du Gattin und Mutter.

NORA. Das glaube ich nicht mehr. Ich glaube, daß ich vor allen Dingen Mensch bin, so gut wie Du, — oder vielmehr, ich will versuchen, es zu werden. Ich weiß wohl, daß die Welt Dir Recht geben wird, Torvald, und daß etwas ähnliches in den Büchern steht. Aber was die Welt sagt und was in den Büchern steht, das kann nicht länger maßgebend für mich sein. Ich muß selbst nachdenken, um in den Dingen Klarheit zu erlangen.

HELMER. Du solltest Dir nicht klar sein über Deine Stellung in der eigenen Familie? Hast Du in solchen Sachen nicht einen untrüglichen Führer? Hast Du nicht die Religion?

NORA. Ach, Torvald, was Religion ist, das weiß ich ja gar nicht einmal genau.

HELMER. Was sagst Du da?

NORA. Ich weiß ja nur, was Pastor Hansen sagte, als ich zur Konfirmationsstunde ging. Er trug vor, d i e s sei Religion und d a s. Wenn ich erst aus meinen gegenwärtigen Verhältnissen heraus und auf mich allein angewiesen bin, dann werde ich auch d i e s zu ergründen suchen. Ich will sehen, ob das, was Pastor Hansen gesagt hat, richtig war, oder vielmehr, ob es für m i c h richtig ist.

HELMER. Ah, — das ist doch unerhört im Munde einer jungen Frau! Aber wenn die Religion Dir eine Führerin nicht sein kann, so laß mich wenigstens Dein

Gewissen aufrütteln. Denn moralisches Gefühl, das hast Du doch? Oder, antworte mir, — hast Du es vielleicht nicht?

NORA. Ja, Torvald, es ist nicht leicht, Dir darauf zu antworten, Torvald. Ich weiß es ja absolut nicht. Ich bin gänzlich irre daran geworden. Ich weiß nur, daß ich von dergleichen eine durchaus andere Anschauung habe als Du. Daß die Gesetze anders sind, als ich gedacht hatte, höre ich jetzt ja auch; daß sie aber richtig sind, — das will mir durchaus nicht in den Kopf. Eine Frau sollte also nicht das Recht haben, ihren alten sterbenden Vater zu schonen oder das Leben ihres Mannes zu retten! So etwas glaube ich nicht!

HELMER. Du sprichst wie ein Kind. Du verstehst die Gesellschaft nicht, in der Du lebst.

NORA. Ich verstehe sie nicht — allerdings. Aber jetzt will ich sie mir näher ansehen. Ich muß dahinter kommen, wer recht hat, die Gesellschaft oder ich.

HELMER. Du bist krank, Nora; Du hast Fieber; ich glaube gar, Du bist von Sinnen.

NORA. Ich habe noch nie so klar und sicher empfunden, wie jetzt.

HELMER. Und klar und sicher gehst Du von Deinem Gatten und Deinen Kindern?

NORA. Ja, das tue ich.

HELMER. Dann ist nur noch e i n e Erklärung möglich.

NORA. Welche?

HELMER. Du liebst mich nicht mehr.

NORA. Ja, das ist es eben.

HELMER. Nora! — Und das sagst Du so?!

NORA. Es tut mir bitter weh, Torvald; denn Du bist immer so gut zu mir gewesen. Aber was ist da zu machen?! Ich liebe Dich nicht mehr.

HELMER mit mühsam erkämpfter Fassung. Ist das auch eine klare und sichere Überzeugung?

NORA. Eine ganz klare und sichere Überzeugung. Das ist der Grund, warum ich nicht länger hier bleiben will.

HELMER. Und kannst Du mir auch erklären, wodurch ich Deine Liebe verscherzt habe?

NORA. Ja, das kann ich. Es war heut abend, als das Wunderbare nicht kam; und da sah ich, daß Du nicht der Mann bist, für den ich Dich gehalten hatte.

HELMER. Sei deutlicher; ich verstehe Dich nicht.

NORA. Acht Jahre lang habe ich geduldig gewartet; denn, du lieber Gott, ich sah ja ein, daß das Wunderbare nicht wie ein Alltägliches kommen könne. Dann brach das Verderben über mich herein; und nun war ich unerschütterlich fest davon überzeugt: jetzt kommt das Wunderbare. Als Krogstads Brief draußen lag, — da dachte ich auch nicht einen Augenblick, Du könntest Dich den Bedingungen dieses Menschen fügen. Ich war fest überzeugt, daß Du ihm entgegnen würdest: tu es nur der ganzen Welt kund! Und wenn das geschehen —

HELMER. Nun, und —? Wenn ich meine eigene Frau dem Schimpf und der Schande preisgegeben hätte —?

NORA. Wenn das geschehen wäre, so glaubte ich felsenfest — dann würdest Du hervortreten und alles auf Dich nehmen und sagen: ich bin der Schuldige.

HELMER. Nora —!

NORA. Du meinst, ich hätte ein solches Opfer niemals von Dir angenommen? Natürlich nicht. Aber was hätten meine Versicherungen gegenüber den Deinen gegolten? — Das war das Wunderbare, worauf ich in Angst und Bangen gehofft habe. Und um das zu verhindern, hätte ich meinem Leben ein Ende gemacht.

HELMER. Mit Freuden würde ich Tag und Nacht für Dich arbeiten, Nora, — für Dich Kummer und Sorge ertragen. Aber es opfert keiner seine Ehre denen, die er liebt!

NORA. Das haben hunderttausend Frauen getan!

HELMER. Ach, Du denkst und sprichst wie ein unvernünftiges Kind.

NORA. Mag sein. Aber Du, Du denkst weder, noch

sprichst Du wie der Mann, an den ich mich anschließen könnte. Als sie vorüber war, — Deine Angst — nicht vor dem, was mir drohte, sondern vor dem, was Dich selber treffen könnte, als alle Gefahr vorbei war, — da tatest Du, als ob nichts geschehen wäre. Genau so wie sonst war ich wieder Deine kleine Lerche, Deine Puppe, die Du fortan doppelt vorsichtig auf Händen tragen wolltest, weil sie so schwach und zerbrechlich wäre. Steht auf. Torvald, in dem Augenblick kam ich zu der Erkenntnis, daß ich hier acht Jahre lang mit einem fremden Manne zusammen gehaust, und daß ich drei Kinder mit ihm gehabt hatte —. O, nicht daran denken darf ich! In tausend Stücke könnte ich mich zerreißen.

HELMER schwermütig. Ich sehe, ich sehe. In der Tat, — zwischen uns hat sich ein Abgrund aufgetan. — Aber, Nora, sollte er sich nicht überbrücken lassen?

NORA. So wie ich jetzt bin, bin ich keine Frau für Dich.

HELMER. Ich habe die Kraft, ein anderer zu werden.

NORA. Vielleicht, — wenn Dir die Puppe genommen wird.

HELMER. Eine Trennung — eine Trennung von Dir! Nein, nein, Nora, — den Gedanken kann ich nicht fassen.

NORA geht rechts hinein. Um so entschiedener muß es geschehen. Sie kommt mit Hut und Mantel zurück und trägt eine kleine Reisetasche, die sie auf den Stuhl am Tische stellt.

HELMER. Nora, Nora, nicht jetzt! Warte bis morgen.

NORA nimmt den Mantel um. Ich kann in der Wohnung eines fremden Mannes nicht die Nacht über bleiben.

HELMER. Aber könnten wir nicht hier hausen wie Bruder und Schwester —?

NORA setzt den Hut auf. Du weißt ganz gut, daß das nicht von langer Dauer wäre —. Hüllt sich in den

Schal ein. Leb' wohl, Torvald; die Kleinen will ich nicht sehen. Ich weiß, sie sind in besseren Händen als bei mir. So wie ich jetzt bin, kann ich ihnen nichts sein.

HELMER. Doch später einmal, Nora, — später?

NORA. Wie kann ich das wissen? Ich weiß ja gar nicht, was aus mir wird.

HELMER. Aber Du bist mein Weib, jetzt und in Zukunft.

NORA. Hör' zu, Torvald; — wenn eine Frau das Haus ihres Mannes verläßt, wie ich jetzt tue, so entbindet ihn meines Wissens das Gesetz aller Verpflichtungen gegen sie. Wenigstens entbinde ich Dich jedweder Verpflichtung. Du sollst durch nichts gefesselt sein, ebensowenig wie ich es sein will. Auf beiden Seiten muß volle Freiheit herrschen. So, — da hast Du Deinen Ring zurück. Gib mir den meinen.

HELMER. Auch das noch?

NORA. Auch das.

HELMER. Hier ist er.

NORA. So. Nun ist es also aus. Da lege ich die Schlüssel hin. Die Mädchen wissen in der Wirtschaft genau Bescheid — besser als ich. Morgen, wenn ich abgereist bin, wird Christine kommen, um die Sachen zusammenzupacken, die von Haus aus mein Eigentum sind. Sie sollen mir nachgeschickt werden.

HELMER. Aus?! Aus?! Nora, wirst Du nie mehr an mich denken?

NORA. Ich werde gewiß oft an Dich und die Kinder und dies Haus denken müssen.

HELMER. Darf ich Dir schreiben, Nora?

NORA. Nein, — niemals. Das verbiete ich Dir.

HELMER. Aber schicken darf ich Dir doch — —

NORA. Nichts; nichts.

HELMER. — Dir helfen, wenn Du Hilfe brauchst.

NORA. Nein, sage ich. Ich nehme nichts von Fremden an.

HELMER. Nora, — werde ich Dir niemals wieder mehr als ein Fremder sein können?

NORA nimmt die Reisetasche. Ach, Torvald, dann müßte das Wunderbarste geschehen —.

HELMER. Nenn es mir, dieses Wunderbarste!

NORA. Dann müßte mit uns beiden, mit Dir und mir, eine solche Wandlung vorgehen, daß —. Ach, Torvald, ich glaube an keine Wunder mehr.

HELMER. Aber ich will daran glauben. Sprich zu Ende. Eine solche Wandlung, daß —?

NORA. — daß unser Zusammenleben eine Ehe werden könnte. Leb' wohl! Geht durch das Vorzimmer ab.

HELMER sinkt auf einen Stuhl neben der Tür zusammen und birgt das Gesicht in den Händen. Nora! Nora! Sieht sich um und steht auf. Leer. Sie ist fort! Eine Hoffnung steigt in ihm auf. Das Wunderbarste —?

Man hört, wie unten die Haustür dröhnend ins Schloß fällt.

GESPENSTER

EIN FAMILIENDRAMA IN DREI AKTEN

PERSONEN

HELENE ALVING, Witwe des Hauptmanns und Kammerherrn Alving
OSVALD, ihr Sohn, Maler
MANDERS, Pastor
ENGSTRAND, Tischler
REGINE ENGSTRAND, im Hause der Frau Alving

Das Stück spielt auf Frau Alvings Landgut an einem großen Fjord im westlichen Norwegen.

(Sprich: Alwing, Oswald, Solwik, Rosenwold.)

ERSTER AKT

Ein geräumiges Gartenzimmer mit einer Tür an der linken Seitenwand und zwei Türen an der Wand rechts. In der Mitte des Zimmers ein runder Tisch mit Stühlen rings herum; auf dem Tische liegen Bücher, Zeitschriften und Zeitungen. Links im Vordergrund ein Fenster; daneben ein kleines Sofa, vor dem ein Nähtisch steht. Im Hintergrunde läuft der Raum in ein offenes, etwas schmaleres Blumenzimmer aus, das nach außen durch Glaswände und große Scheiben geschlossen ist. An der rechten Seitenwand des Blumenzimmers ist eine Tür, die zum Garten hinunterführt. Durch die Glaswand sieht man die Umrisse einer düsteren, in gleichmäßigen Regen getauchten Fjordlandschaft.

Engstrand steht oben an der Gartentür. Sein linkes Bein ist etwas krumm; unter der Stiefelsohle hat er einen Holzklotz. Regine, in der Hand eine leere Gießkanne, verwehrt ihm den Eintritt.

REGINE mit gedämpfter Stimme. Was willst Du denn? Rühr' Dich nicht vom Fleck. Du triefst ja von Nässe.

ENGSTRAND. Unseres Herrgotts Regen ist das, mein Kind!

REGINE. I, — dem Teufel sein Regen ist's!

ENGSTRAND. Herrjeh, was sind das für Reden, Regine. Hinkt ein paar Schritt ins Zimmer hinein. Aber was ich sagen wollte —

REGINE. Stampf' nicht so mit dem Fuß auf, Mensch! Der junge Herr liegt oben und schläft.

ENGSTRAND. Liegt noch und schläft? Am hellichten Tage?

REGINE. Was geht das Dich an!

ENGSTRAND. Gestern abend war ich auf einem Bummel —

REGINE. Das glaube ich gern.

ENGSTRAND. Ja, mein Kind, wir Menschen sind nun mal schwach —

REGINE. Ja allerdings!

ENGSTRAND. – und der Versuchungen sind so manche auf dieser Welt, siehst Du —; aber, weiß Gott, ich stand doch schon heut früh um halb sechs bei meiner Arbeit.

REGINE. Na ja, — aber jetzt mach' nur, daß Du fort kommst. Ich will nicht hier stehen und Rendezvous' mit Dir haben.

ENGSTRAND. Was willst Du nicht haben?

REGINE. Ich will nicht haben, daß Dich hier wer trifft. Na also, — nun geh Deiner Wege.

ENGSTRAND kommt einige Schritte näher. I was, ich gehe nicht eher, als bis ich eins mit Dir geredet habe. Heut nachmittag bin ich mit meiner Arbeit unten im Schulhaus fertig, und dann mache ich gleich abends noch, daß ich mit dem Dampfboot nach Hause komme.

REGINE murmelt. Glückliche Reise!

ENGSTRAND. Danke schön, mein Kind. Siehst Du, morgen soll doch das Asyl eingeweiht werden, und da wird's hier wahrscheinlich wieder hoch hergehen mit berauschenden Getränken, siehst Du. Na, und da soll keiner dem Jakob Engstrand nachsagen, daß er nicht fest bleiben kann, wenn die Versuchung kommt.

REGINE. Ha!

ENGSTRAND. Denn morgen kommen hier ja doch so viele feine Leute zusammen. Pastor Manders wird doch auch aus der Stadt erwartet.

REGINE. Er kommt schon heut.

ENGSTRAND. Siehst Du wohl. Teufel auch, — da will ich ihm doch nicht Grund zu Vorwürfen geben, weißt Du.

REGINE. Aha! So steht's also!

ENGSTRAND. Was steht —?

REGINE sieht ihn fest an. Mit was willst Du nun schon wieder den Pastor hereinlegen?

ENGSTRAND. Pst! Pst! Du bist wohl nicht recht bei Trost! Ich den Pastor hereinlegen? Ach nein, dazu ist der Pastor viel zu nett gegen mich gewesen. Aber was ich Dir sagen wollte — also, wie gesagt, heut nacht fahre ich also wieder nach Haus.

REGINE. Meinen Segen hast Du.

ENGSTRAND. Ja, aber ich will Dich mitnehmen, Regine.

REGINE mit offenem Munde. Mich mit —? Was sagst Du da?

ENGSTRAND. Ich will Dich mit nach Hause nehmen, sage ich.

REGINE höhnisch. Da kannst Du lange warten, bis Du mich mitkriegst.

ENGSTRAND. Das werden wir ja sehen.

REGINE. Ja, da kannst Du sicher sein, daß wir das sehen werden. I c h , die ich bei der Frau Kammerherr Alving aufgewachsen bin —? I c h , die ich hier beinah bin wie Kind im Hause —? I c h soll zu D i r? In ein solches Haus? Pfui Teufel!

ENGSTRAND. Donnerwetter, was soll das heißen? Du lehnst Dich gegen Deinen Vater auf, Du Gans?

REGINE murmelt, ohne ihn anzusehen. Hast Du nicht oft genug gesagt, ich ginge Dich nichts an?

ENGSTRAND. Ach was, kehr' Dich doch d a r a n nicht —

REGINE. Hast Du mich nicht manches liebe Mal ausgeschimpft und gesagt, ich sei ein —? Fi donc!

ENGSTRAND. Nein, wahrhaftigen Gott, ein gemeines Wort habe ich nie gebraucht.

REGINE. O! Ich weiß ganz gut, was für ein Wort Du gebraucht hast.

ENGSTRAND. Ja, das war aber doch immer nur, wenn ich einen weg hatte — hm. Der Versuchungen gibt's so manche auf dieser Welt, Regine.

REGINE. Uh!

ENGSTRAND. Und dann doch auch immer bloß, wenn Deine Mutter sich dicke tat. Irgend was mußte ich doch haben, mein Kind, womit ich sie ärgerte. Zu allem war sie zu schade. Ahmt nach. „Laß mich, Engstrand! Laß mich in Ruh! Ich habe drei Jahre bei Kammerherrn Alvings auf Rosenvold gedient, — da hab' ich!" Lacht. Gott, o Gott, o Gott! Nie konnte sie vergessen, daß der Hauptmann Kammerherr wurde während ihrer Dienstzeit.

REGINE. Arme Mutter; — Du hast sie früh genug zu Tode gequält.

ENGSTRAND richtet sich auf. Ja, versteht sich; ich muß ja immer an allem schuld sein.

REGINE wendet sich ab, halblaut. Uh —! Und dann das Bein!

ENGSTRAND. Was sagst Du, mein Kind?

REGINE. Pied de mouton!

ENGSTRAND. Das ist wohl englisch?

REGINE. Ja.

ENGSTRAND. Freilich, gelernt hast Du hier draußen was, und das kann uns jetzt zu statten kommen, Regine.

REGINE nach kurzer Pause. Was hast Du eigentlich in der Stadt mit mir vor?

ENGSTRAND. Du kannst noch fragen, was ein Vater mit seinem einzigen Kinde vorhat? Bin ich denn nicht ein einsamer und verlassener Witwer?

REGINE. Ach, komm mir bloß nicht mit solchem Quatsch. Warum willst Du mich in die Stadt mithaben?

ENGSTRAND. Na, ich will Dir sagen, ich möchte mal was Neues anfangen.

REGINE pfeift. Das hast Du schon oft versucht, aber es ist immer schief gegangen.

ENGSTRAND. Ja, aber diesmal sollst Du sehen, Regine! — Der Teufel soll mich holen —

REGINE stampft mit dem Fuß auf. Laß die Flucherei!

ENGSTRAND. Na ja! Na ja! Da hast Du weiß Gott recht, mein Kind! Aber was ich sagen wollte: — ich hab' mir bei der Arbeit an dem neuen Asyl ein hübsches Sümmchen auf die hohe Kante gelegt.

REGINE. So? Na, das ist ja gut für Dich.

ENGSTRAND. Wofür sollte man auch hier bei den Bauern seine paar Kröten ausgeben?

REGINE. Na, und nun?

ENGSTRAND. Ja, sieh mal, nun habe ich die Idee, das Geld in was Lohnendem anzulegen. Ich denke mir so eine Art Wirtschaft für Seeleute —

REGINE. Uh!

ENGSTRAND. Eine pikfeine Wirtschaft, weißt Du,

nicht solche Schweinebude für Matrosen. Himmeldonnerwetter ja, — Du, es müßte eine Sache für Schiffskapitäne und Steuermänner und — und wirklich feine Kunden sein.

REGINE. Und da sollte ich —?

ENGSTRAND. Du müßtest mittun, jawohl. Nur so zum Schein, — das kannst Du Dir wohl denken. Verdammt, Du sollst es nicht schwer haben, mein Kind. Du kriegst es akkrat so, wie Du es haben willst.

REGINE. Ja — jawohl!

ENGSTRAND. Aber Frauenzimmer müssen im Haus sein — das ist klar wie der Tag. Denn abends muß es ein bißchen vergnügt hergehen bei Gesang und Tanz und so weiter. Vergiß nicht, es sind Seeleute, die auf dem Weltmeer reisen. Näher kommend. Nu sei nicht dumm, Regine, und steh Dir nicht selbst im Wege. Wie weit kannst Du's denn hier draußen bringen? Was für einen Vorteil hast Du davon, daß die gnädige Frau so viel an Dich gewandt hat? Du sollst ja auf die Rangen passen im neuen Asyl, hör' ich. Ist denn das was für Dich? Bist Du denn gar so versessen darauf, Dich für die dreckigen Rangen tot zu schuften?

REGINE. Nein, wenn's nach m e i n e m Wunsche ginge, so —. Na, das kann ja noch kommen. Das kann ja noch kommen!

ENGSTRAND. W a s kann noch kommen!

REGINE. Nichts, was Dich anginge. — Ist das viel Geld, was Du Dir hier auf die hohe Kante gelegt hast?

ENGSTRAND. Alles in allem mögen es wohl so an sieben-, achthundert Kronen sein.

REGINE. Gar nicht so übel.

ENGSTRAND. Für den Anfang wird es schon langen, mein Kind.

REGINE. Denkst Du nicht dran, mir von dem Geld etwas abzugeben?

ENGSTRAND. Weiß Gott, nein, daran denke ich nicht.

REGINE. Nicht einmal so viel wie 'nen armseligen Stoff zu einem Kleide willst Du mir schicken?

ENGSTRAND. Komm nur mit in die Stadt und bleib bei mir, dann kriegst Du Kleider, so viel Du willst.

REGINE. Pah! das könnt' ich auf eigene Faust tun, wenn ich Lust dazu hätte.

ENGSTRAND. Nein, Regine, an eines Vaters leitender Hand geht das besser. Ich kann jetzt ein nettes Haus in der Kleinen Hafengasse haben. Viel bares Geld gehört nicht dazu; und siehst Du, d a s könnte eine Art Seemannsheim werden.

REGINE. Aber ich w i l l nicht zu Dir! Ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Geh Deiner Wege!

ENGSTRAND. Hol' mich der Henker, Du würdest nicht lange bei mir bleiben, mein Kind. Ach, leider nicht! Wenn Du Dich zu benehmen verständest. So ein hübsches Mädel wie Du in den letzten Jahren geworden bist —

REGINE. Na —?

ENGSTRAND. Es würde gar nicht so lange dauern, und es käme ein Steuermann, — vielleicht sogar ein Kapitän —

REGINE. So einen würde ich doch nicht heiraten. Die Seeleute haben kein savoir vivre.

ENGSTRAND. Was haben sie nicht?

REGINE. Ich kenne die Seeleute, meine ich. Das sind keine Leute, die man heiratet.

ENGSTRAND. Du brauchst sie ja nicht zu heiraten. Es kann sich ja auch so lohnen. Vertraulicher. Er — der Engländer — der mit der Lustyacht — der gab dreihundert Speziestaler; — und sie, sie war nicht hübscher als Du.

REGINE auf ihn zu. Hinaus mit Dir!

ENGSTRAND. Na, na, Du willst doch wohl nicht etwa schlagen.

REGINE. Jawohl! Wenn Du so von Mutter sprichst, dann schlage ich zu. Hinaus, sage ich! Drängt ihn nach der Gartentür hin. Und wirf die Türen nicht, der junge Herr Alving —

ENGSTRAND. — schläft, jawohl. Merkwürdig,

wie Du um den jungen Herrn Alving besorgt bist. — Leiser. Hoho! D e r wird doch wohl nicht gar —?

REGINE. Hinaus! Und zwar fix! Du bist verdreht, Mensch! Nein, nicht d e n Weg. Da kommt Pastor Manders. Die Küchentreppe hinunter mit Dir!

ENGSTRAND nach rechts. Ich gehe ja schon, ja doch. Aber sprich mal mit dem Mann, der d a kommt. D e r wird Dir schon sagen, was ein Kind seinem Vater schuldig ist. Denn ich bin doch mal Dein Vater, siehst Du. Das kann ich aus dem Kirchenbuch beweisen.

Er geht hinaus durch die zweite Tür, die Regine geöffnet hat und wieder hinter ihm schließt.

Regine sieht hastig in den Spiegel, fächelt sich mit dem Taschentuch und bringt ihre Kravatte in Ordnung; darauf macht sie sich wieder an den Blumen zu schaffen.

M a n d e r s im Paletot und mit Regenschirm; er trägt eine kleine Reisetasche an einem Riemen über der Schulter; tritt durch die Gartentür in das Blumenzimmer ein.

MANDERS. Guten Tag, Jungfer Engstrand.

REGINE dreht sich freudig überrascht um. Ei sieh da, Herr Pastor! Guten Tag. Ist das Dampfschiff schon angekommen?

MANDERS. In diesem Augenblick. Geht ins Gartenzimmer. Das Regenwetter, das wir nun schon tagelang haben, ist doch recht verdrießlich.

REGINE folgt ihm. Für den Landmann ist dies Wetter aber ein wahrer Segen, Herr Pastor.

MANDERS. Da haben Sie freilich recht. Daran denken wir Stadtleute so wenig. Will den Paletot ausziehen.

REGINE. Ach, darf ich helfen? — So — so! Nein, wie naß er ist! Ich will ihn gleich im Vorzimmer aufhängen. Und dann den Regenschirm —; den spanne ich auf, daß er trocknen kann.

Sie geht mit den Sachen durch die zweite Tür rechts ab. Manders nimmt die Reisetasche ab und legt sie und den Hut auf einen Stuhl. Inzwischen kommt Regine wieder herein.

MANDERS. Ah! Es tut ordentlich gut, unter Dach und Fach zu kommen. Na, hier auf dem Gut ist doch alles wohl?

REGINE. Ja, danke sehr.

MANDERS. Aber tüchtig zu tun gibt es für den morgigen Tag, was?

REGINE. Ach ja, wir haben rechtschaffen zu tun.

MANDERS. Und Frau Alving ist hoffentlich zu Hause?

REGINE. Ja natürlich; sie ist nur oben und besorgt die Schokolade für den jungen Herrn.

MANDERS. Ja, sagen Sie mal —, ich habe schon unten am Landungsplatz gehört, daß Osvald da sein soll.

REGINE. Er ist vorgestern angekommen. Wir hatten ihn erst heut erwartet.

MANDERS. Und ich will hoffen, frisch und munter?

REGINE. Danke schön, das ist er wohl. Aber gräßlich müde von der Reise. Er ist in e i n e r Tour von Paris hergereist —; ich meine, er hat die ganze Route in einem und demselben Train gemacht. Ich glaube, er schläft jetzt ein wenig; deshalb müssen wir wohl ein klein bißchen leise sprechen.

MANDERS. St! Wir wollen ganz leise sein.

REGINE, indem sie einen Lehnstuhl am Tisch zurechtrückt. So, nehmen Sie doch gütigst Platz, Herr Pastor, und machen Sie sich's recht bequem. Er setzt sich; sie schiebt ihm einen Schemel unter die Füße. So —! Sitzen Sie gut so, Herr Pastor?

MANDERS. Danke, danke, ich sitze ausgezeichnet. Betrachtet sie. Wissen Sie was, Jungfer Engstrand, — ich glaube wirklich, Sie sind gewachsen, seit ich Sie das letzte Mal gesehen habe.

REGINE. Finden Sie, Herr Pastor? Die gnädige Frau sagt, ich sei auch voller geworden.

MANDERS. Voller geworden? Na ja, ein bißchen vielleicht — so wie's sein soll.

Kurze Pause.

REGINE. Soll ich vielleicht die gnädige Frau holen?

MANDERS. Danke, danke, das eilt ja nicht, mein liebes Kind. — Na, nun sagen Sie mir, meine gute Regine, wie geht es Ihrem Vater hier draußen?

REGINE. Danke, Herr Pastor, es geht ihm ja so leidlich.
MANDERS. Er hat mich aufgesucht, als er das letzte Mal in der Stadt war.
REGINE. Wirklich? Er ist immer so froh, wenn er mit dem Herrn Pastor reden kann.
MANDERS. Und Sie gehen jetzt wohl fleißig zu ihm hinunter?
REGINE. Ich? Ja, das tue ich schon; so oft ich Zeit habe —
MANDERS. Als Mensch ist Ihr Vater nicht der stärkste, Jungfer Engstrand. Er bedarf recht sehr einer führenden Hand.
REGINE. Ach ja, das mag schon wahr sein.
MANDERS. Er braucht notwendig jemanden um sich, dem er zugetan ist, auf dessen Ansicht er etwas geben kann. Er hat das selbst so treuherzig zugestanden das letzte Mal, als er bei mir war.
REGINE. Ja, er hat auch zu mir so etwas Ähnliches gesagt. Aber ich weiß nicht, ob Frau Alving mich entbehren kann — und gerade jetzt, wo wir das neue Asyl zu leiten haben. Und dann möchte ich auch so schrecklich ungern von Frau Alving fort; denn sie ist doch immer so gut zu mir gewesen.
MANDERS. Aber die Pflicht der Tochter, mein gutes Mädchen —. Natürlich müßten wir zuerst Frau Alvings Zustimmung einholen.
REGINE. Aber ich weiß nicht, ob es sich für mich schickt, in meinem Alter, einer alleinstehenden Mannsperson die Wirtschaft zu führen.
MANDERS. Was! Aber liebe Jungfer Engstrand, von Ihrem eigenen Vater ist hier doch die Rede!
REGINE. Ja, das mag wohl sein, jedoch —. Ja, wenn es ein gutes Haus und ein durch und durch reeller Herr wäre —
MANDERS. Aber meine liebe Regine —
REGINE. — einer, zu dem ich Zuneigung fassen, zu dem ich aufblicken könnte, dem ich wie eine Tochter wäre —

MANDERS. Ja, aber mein liebes, gutes Kind —

REGINE. — dann möchte ich ja ganz gern in die Stadt. Hier draußen ist es furchtbar einsam, — und Sie wissen ja selbst, Herr Pastor, was es heißt, allein in der Welt zu stehen. Und ich darf wohl sagen, daß ich flink und willig bin. Wissen Sie nicht solch einen Platz für mich, Herr Pastor?

MANDERS. Ich? Wirklich nicht, — ich weiß keinen.

REGINE. Aber lieber, lieber Herr Pastor — denken Sie jedenfalls an mich, wenn einmal —

MANDERS steht auf. Ja, das will ich wohl, Jungfer Engstrand.

REGINE. Denn wenn ich —

MANDERS. Wollen Sie jetzt nicht so freundlich sein und Frau Alving holen?

REGINE. Sie wird gleich hier sein, Herr Pastor. Links ab.

MANDERS geht ein paarmal im Zimmer auf und ab, bleibt einen Augenblick, mit den Händen auf dem Rücken, im Hintergrunde stehen und sieht in den Garten hinaus. Dann kommt er wieder in die Nähe des Tisches, nimmt ein Buch in die Hand und sieht das Titelblatt an; er stutzt und besieht dann noch mehrere. Hm, — ja so!!

Frau Alving kommt durch die Tür links. Regine folgt ihr und geht dann gleich durch die vorderste Tür rechts hinaus.

FRAU ALVING reicht Manders die Hand. Willkommen, Herr Pastor.

MANDERS. Guten Tag, gnädige Frau. Da wäre ich also, wie ich versprochen habe.

FRAU ALVING. Immer mit dem Glockenschlag.

MANDERS. Aber glauben Sie mir, es war gar nicht so leicht, abzukommen. Diese Masse Kommissionen und Ämter, in denen ich sitze —

FRAU ALVING. Desto netter war es von Ihnen, daß Sie so zeitig gekommen sind. Da können wir unsere Geschäfte noch vor dem Mittagessen erledigen. Aber wo haben Sie denn Ihren Koffer?

MANDERS schnell. Meine Sachen sind unten beim Krämer. Ich übernachte da.

FRAU ALVING unterdrückt ein Lächeln. Sind Sie wirklich auch diesmal nicht zu bewegen, bei mir zu übernachten?

MANDERS. Nein, nein, verehrte Frau; übrigens meinen herzlichen Dank. Ich bleibe da unten, wie ich's gewohnt bin. Es ist so bequem für mich, wenn ich wieder an Bord muß.

FRAU ALVING. Na, ganz wie Sie wollen. Aber sonst meine ich doch, wir beiden alten Leute —

MANDERS. Nein, wie Sie scherzen! Na, heut sind Sie natürlich über die Maßen vergnügt. Erstens der Festtag morgen, und dann haben sie ja Ihren Osvald wieder.

FRAU ALVING. Ja, nicht wahr, solch ein Glück! Über zwei Jahre ist es nun schon her, daß er das letzte Mal zu Hause war. Er hat aber auch versprochen, den ganzen Winter über bei mir zu bleiben.

MANDERS. So? Hat er das? Das ist ja schön und kindlich von ihm gehandelt. Denn es mag weit verführerischer sein, in Rom und Paris zu leben, denke ich mir.

FRAU ALVING. Aber h i e r hat er doch seine Mutter, sehen Sie. Mein lieber, prächtiger Junge, — er hat doch noch ein Herz für seine Mutter!

MANDERS. Es wäre doch auch sehr traurig, wenn Trennung und Beschäftigung mit Dingen wie Kunst imstande wären, so natürliche Gefühle abzustumpfen.

FRAU ALVING. Allerdings. Aber nein, mit ihm hat es wahrlich keine Not. Jetzt soll es mich aber wundern, ob Sie ihn wiedererkennen. Er kommt bald herunter; er liegt nur ein wenig auf dem Sofa oben und ruht sich aus. — Aber nehmen Sie doch Platz, mein lieber Herr Pastor.

MANDERS. Danke sehr. Es ist Ihnen also recht —?

FRAU ALVING. Aber gewiß. Setzt sich an den Tisch.

MANDERS. Gut. Nun passen Sie mal auf —. Geht

an den Stuhl, wo die Reisetasche liegt, entnimmt ihr ein Paket Papiere, setzt sich an die andere Seite des Tisches und macht einen Platz für seine Papiere frei. Hier sind also zunächst —. Hält inne. Sagen Sie mal, Frau Alving, wie kommen d i e Bücher h i e r h e r?

FRAU ALVING. Die Bücher? Das sind Bücher, die ich l e s e.

MANDERS. Solche Schriften lesen Sie?

FRAU ALVING. Ja, freilich tue ich das.

MANDERS. Fühlen Sie denn, daß Sie besser oder glücklicher werden durch Lektüre dieser Art?

FRAU ALVING. Mir ist gewissermaßen, als ob ich ruhiger würde.

MANDERS. Merkwürdig. Inwiefern?

FRAU ALVING. Ja, ich finde dort etwas wie eine Erklärung und Bestätigung für sehr vieles, worüber ich schon selbst nachgedacht habe. D a s ist nämlich das Seltsame, Herr Pastor, — eigentlich steht gar nichts Neues in diesen Büchern; es steht nur das darin, was die Welt im allgemeinen denkt und glaubt. Nur, daß die Welt im allgemeinen sich nicht klar darüber wird oder es sich nicht eingestehen will.

MANDERS. Aber du lieber Gott! Glauben Sie denn allen Ernstes, daß die Welt —?

FRAU ALVING. Das glaub' ich allerdings.

MANDERS. Ja, aber doch wohl nicht hier zu Lande? Nicht bei uns hier?

FRAU ALVING. O freilich, auch hier bei uns.

MANDERS. Na, da muß ich aber doch sagen —!

FRAU ALVING. Übrigens, was haben Sie denn eigentlich gegen diese Bücher einzuwenden?

MANDERS. Einzuwenden? Sie glauben doch wohl nicht gar, daß ich mich mit der Prüfung solcher Erzeugnisse beschäftige?

FRAU ALVING. Mit andern Worten, Sie kennen das gar nicht, was Sie verdammen?

MANDERS. Ich habe genügend ü b e r diese Schriften gelesen, um sie zu mißbilligen.

FRAU ALVING. Ja, aber Ihre eigene Meinung —

MANDERS. Liebe Frau Alving, es gibt gar manche Fälle im Leben, wo man sich auf andere verlassen muß. Das ist nun einmal so hier auf der Welt, und das ist gut. Was sollte auch sonst wohl aus der menschlichen Gesellschaft werden?

FRAU ALVING. Ja, ja, — da mögen Sie recht haben.

MANDERS. Übrigens leugne ich gar nicht, daß in derlei Schriften manches Anziehende enthalten sein mag. Und ich kann es Ihnen ja auch gar nicht verdenken, daß Sie sich mit den geistigen Strömungen vertraut zu machen wünschen, die da draußen in der großen Welt bestehen, wie es heißt, — wo Sie ja Ihren Sohn so lange herumfahren ließen. Aber —

FRAU ALVING. Aber —?

MANDERS senkt die Stimme. Aber man spricht nicht davon, Frau Alving. Man hat doch wahrhaftig nicht nötig, jedem einzelnen Menschen Rechenschaft über das zu geben, was man liest und was man in seinen vier Wänden denkt.

FRAU ALVING. Natürlich nicht; der Meinung bin ich auch.

MANDERS. Bedenken Sie doch nur, welche Rücksichten Sie diesem Asyl schulden, das Sie zu einer Zeit zu errichten beschlossen haben, da Ihre Ansichten über geistige Dinge noch stark abwichen von Ihren jetzigen; — soweit i c h da urteilen kann.

FRAU ALVING. Ja, ja, das gebe ich ohne weiteres zu. Aber wir wollten vom Asyl —

MANDERS. Wir wollten vom Asyl reden, jawohl. Also — Vorsicht, beste Frau! Und nun wollen wir an unsere Geschäfte gehen. Öffnet den Umschlag und nimmt etliche Papiere heraus. Sehen Sie das hier?

FRAU ALVING. Die Dokumente?

MANDERS. Alle, und in bester Ordnung. Glauben Sie nur, es hat schwer gehalten, sie noch rechtzeitig zu bekommen. Ich mußte förmlich Pression üben. Die

Behörden sind ja fast peinlich gewissenhaft, wenn es sich um Entscheidungen handelt. Aber nun hätten wir sie also. Blättert in dem Bündel. Sehen Sie, hier ist die ins Grundbuch eingetragene Abtretungsurkunde für den Gutsteil Solvik, zugehörig zum Herrenhof Rosenvold, mit den darauf befindlichen neuaufgeführten Gebäuden an Häusern, Schullokalen, Lehrerwohnung und Kapelle. Und hier ist die Bestätigung des Legats und der Stiftungsstatuten. Sehen Sie, bitte —. Liest. „Die Statuten des Kinderheims ‚Hauptmann Alving-Stiftung'." —

FRAU ALVING blickt lange auf das Dokument. Da ist es also.

MANDERS. Ich habe den Titel Hauptmann und nicht Kammerherr gewählt. Hauptmann hört sich nicht so protzig an.

FRAU ALVING. Jawohl; ganz wie Sie denken.

MANDERS. Und hier haben Sie das Sparkassenbuch über das zu verzinsende Kapital, das ausgesetzt ist, um die Betriebskosten des Asyls zu decken.

FRAU ALVING. Danke sehr; aber seien Sie so gut und behalten Sie es der Bequemlichkeit wegen.

MANDERS. Sehr gern. Ich denke, wir lassen das Geld vorläufig noch auf der Sparkasse stehen. Der Zinsfuß ist allerdings nicht sehr verlockend; vier Prozent bei halbjähriger Kündigung. Wenn man später zu einer guten Pfandobligation kommen könnte, — es müßte selbstverständlich erste Priorität und ein Papier von zweifelloser Sicherheit sein, — dann ließe sich ja weiter darüber reden.

FRAU ALVING. Ja, ja, lieber Herr Pastor, das verstehen Sie alles besser.

MANDERS. Jedenfalls werde ich mich umsehen. — Aber nun noch eins, was ich Sie schon immer fragen wollte.

FRAU ALVING. Und das wäre?

MANDERS. Sollen die Asylgebäude versichert werden oder nicht?

FRAU ALVING. Ja, natürlich müssen sie versichert werden.

MANDERS. Nur Geduld, verehrte Frau. Wir müssen uns die Sache näher ansehen.

FRAU ALVING. Bei mir ist alles versichert; Gebäude und fahrende Habe, die Ernte wie das Inventar.

MANDERS. Selbstverständlich. Auf Ihren eigenen Besitzungen. Das tue ich ja auch, — natürlicherweise. Aber hier, schauen Sie, liegt die Sache ganz anders. Das Asyl soll doch sozusagen einer höheren Lebensaufgabe geweiht sein.

FRAU ALVING. Ja, aber wenn —

MANDERS. Was mich persönlich betrifft, so nehme ich wahrhaftig nicht den geringsten Anstoß daran, wenn wir uns gegen alle Möglichkeiten sicherten —

FRAU ALVING. Das meine ich doch auch.

MANDERS. — aber wie ist es hier in der Gegend mit der Stimmung der Leute. Die kennen Sie doch besser als ich.

FRAU ALVING. Hm, die Stimmung —

MANDERS. Gibt es hier eine beträchtliche Anzahl von Meinungsberechtigten, — von wirklichen Meinungsberechtigten, die Anstoß daran nehmen könnten?

FRAU ALVING. Ja, was verstehen Sie eigentlich unter wirklichen Meinungsberechtigten?

MANDERS. Na, vor allen Dingen denke ich an Männer in so weit unabhängiger und einflußreicher Stellung, daß man nicht gut umhin kann, ihren Ansichten ein gewisses Gewicht beizulegen.

FRAU ALVING. Solcher gibt es hier verschiedene, die vielleicht doch Anstoß daran nehmen könnten, wenn —

MANDERS. Na sehen Sie wohl! In der Stadt haben wir deren eine ganze Menge. Denken Sie nur an die vielen Anhänger meines Amtsbruders! Man könnte wirklich unschwer zu der Auffassung kommen, als ob weder Sie noch ich das rechte Vertrauen zu einem höheren Willen hätten.

FRAU ALVING. Aber was Sie betrifft, lieber Herr Pastor, Sie sind doch jedenfalls überzeugt, daß —

MANDERS. Ja, ich weiß, ich weiß; — ich habe meine gute innere Überzeugung, das ist wohl wahr. Trotzdem aber würden wir eine verkehrte und nachteilige Auslegung nicht verhindern können. Und eine solche könnte wiederum leicht einen hemmenden Einfluß auf die Tätigkeit des Asyls selbst ausüben.

FRAU ALVING. Wenn das der Fall sein könnte, so —

MANDERS. Ich kann auch nicht ganz von der schwierigen, — ja, ich möchte fast sagen, peinlichen Stellung absehen, in die ich möglicherweise geraten würde. In den leitenden Kreisen der Stadt beschäftigt man sich sehr viel mit dieser Asylfrage. Teilweise ist das Asyl ja auch zugunsten der Stadt gegründet, und hoffentlich wird es in nicht geringem Grade dazu beitragen, unsere kommunalen Armenlasten zu erleichtern. Da ich nun aber Ihr Ratgeber gewesen bin und den geschäftlichen Teil der Sache besorgt habe, so muß ich befürchten, die Neider werden in erster Linie über mich herfallen —

FRAU ALVING. Ja, dem dürfen Sie sich nicht aussetzen.

MANDERS. Von den Angriffen gar nicht zu reden, die gewisse Blätter und Zeitschriften zweifellos gegen mich richten würden —

FRAU ALVING. Genug, lieber Pastor; diese Rücksicht ist durchaus entscheidend.

MANDERS. Sie wollen also nicht, daß versichert wird?

FRAU ALVING. Nein; lassen wir es.

MANDERS lehnt sich im Stuhl zurück. Aber wenn nun einmal ein Unglück passierte? Man kann ja nie wissen —. Würden Sie den Schaden ersetzen können?

FRAU ALVING. Nein, das sage ich Ihnen offen, — das könnte ich auf keinen Fall.

MANDERS. Ja, aber wissen Sie, Frau Alving, dann übernehmen wir eigentlich eine bedenkliche Verantwortung.

FRAU ALVING. Meinen Sie denn, daß wir anders können?

MANDERS. Nein. Das ist es ja gerade; wir können eigentlich nicht anders. Wir dürfen uns doch keiner schiefen Beurteilung aussetzen; und wir dürfen auch auf keinen Fall Ärgernis wecken in der Gemeinde.

FRAU ALVING. Sie als Geistlicher jedenfalls nicht.

MANDERS. Und ich meine auch wahrlich, wir können doch die Zuversicht haben, mit einer solchen Anstalt werde das Glück im Bunde sein — ja, sie werde unter einem besonderen Schutze stehen.

FRAU ALVING. Hoffen wir es, Herr Pastor.

MANDERS. Wollen wir es also dabei bewenden lassen?

FRAU ALVING. Ja, gewiß.

MANDERS. Gut. Wie Sie wollen. Notiert. Also — nicht versichern.

FRAU ALVING. Übrigens — merkwürdig, wie Sie gerade heute darauf zu sprechen kommen —

MANDERS. Ich habe Sie schon oft deswegen befragen wollen —

FRAU ALVING. — denn gestern hätten wir unten beinahe eine Feuersbrunst gehabt.

MANDERS. Was Sie sagen!

FRAU ALVING. Nun, es hatte weiter nichts auf sich. In der Tischlerwerkstatt hatten Hobelspäne Feuer gefangen.

MANDERS. Wo Engstrand arbeitet?

FRAU ALVING. Ja. Er soll, wie man sagt, oft sehr unvorsichtig mit den Zündhölzern umgehen.

MANDERS. Er hat so viele Dinge im Kopf, der Mann, — so mancherlei Anfechtungen. Gott sei Dank, er befleißigt sich ja jetzt eines tadellosen Lebenswandels, wie ich höre.

FRAU ALVING. So? Wer sagt das?

MANDERS. Das hat er mir selbst versichert. Und ein tüchtiger Arbeiter ist er ja doch auch.

FRAU ALVING. O ja, solange er nüchtern ist —

MANDERS. Ja, diese traurige Schwäche! Aber er ist manchmal seines elenden Beines wegen dazu gezwungen, sagt er. Als er das letzte Mal in der Stadt war, da hat er mich wirklich ganz weich gemacht. Er kam zu mir und wußte mir nicht genug zu danken dafür, daß ich ihm die Arbeit hier verschafft hatte, und er nun doch mit Regine zusammen sein konnte.

FRAU ALVING. Er sieht sie aber nicht oft.

MANDERS. O doch; er spricht sie jeden Tag; das hat er mir selbst gesagt.

FRAU ALVING. Na ja, — kann sein.

MANDERS. Er fühlt sehr wohl, daß er wen braucht, der ihn zurückhalten kann, wenn die Versuchung naht. D a s ist das Liebenswürdige an Jakob Engstrand, daß er so ganz hilflos zu einem kommt und sich selbst anklagt und seine Gebrechlichkeit bekennt. Als er das letzte Mal bei mir war und mich sprach —. Hören Sie, Frau Alving, wenn es ihm nun ein Herzensbedürfnis wäre, Regine wieder bei sich zu haben —

FRAU ALVING steht schnell auf. Regine!

MANDERS. — dann dürfen Sie sich dem nicht widersetzen.

FRAU ALVING. Dem werde ich mich allerdings widersetzen. Und außerdem, — Regine bekommt doch eine Stellung im Asyl.

MANDERS. Aber bedenken Sie doch, — er ist ihr Vater —

FRAU ALVING. Ach, ich weiß am besten, was für ein Vater er ihr gewesen ist. Nein, zu ihm wird sie mit meiner Einwilligung niemals zurückkehren.

MANDERS steht auf. Aber beste Frau, werden Sie doch nicht so heftig. Es ist wirklich traurig, wie Sie Engstrand verkennen. Es ist ja, als ob Sie geradezu entsetzt —

FRAU ALVING ruhiger. Einerlei. Ich habe Regine zu mir genommen, und bei mir bleibt sie. Horcht auf. Still, lieber Pastor, — nichts mehr von diesem Thema. Ihre Miene verklärt sich freudig. Hören Sie nur. Da kommt

Osvald die Treppe herunter. Jetzt wollen wir nur an ihn denken!

Osvald, in leichtem Paletot, den Hut in der Hand, kommt durch die Tür links; er raucht aus einer großen Meerschaumpfeife.

OSVALD bleibt in der Tür stehen. Ach, pardon — ich glaubte, die Herrschaften seien im Kontor. Kommt näher. Guten Tag, Herr Pastor.

MANDERS starrt ihn an. Ah —! Das ist doch seltsam —

FRAU ALVING. Na — was sagen Sie zu dem da, Pastor.

MANDERS. Ich sage, — ich sage —. Aber ist das auch wirklich —?

OSVALD. Ja! Es ist wirklich der verlorene Sohn, Herr Pastor.

MANDERS. Aber mein lieber, junger Freund —

OSVALD. Na, also der heimgekehrte Sohn.

FRAU ALVING. Osvald denkt daran, wie Sie damals so sehr dagegen waren, daß er Maler wurde.

MANDERS. Dem Menschenauge mag ja mancher Schritt bedenklich erscheinen, der später trotzdem — Schüttelt ihm die Hand. Na, willkommen! willkommen! Mein lieber Osvald —. Ich darf Sie doch beim Vornamen nennen?

OSVALD. Ja, wie wollten Sie mich denn sonst nennen?

MANDERS. Schön. Was ich also sagen wollte, mein lieber Osvald, — glauben Sie nur nicht von mir, daß ich den Künstlerstand unbedingt verdamme. Ich nehme an, daß es viele gibt, die sich auch in diesem Stande ihren inneren Menschen unverdorben zu bewahren vermögen.

OSVALD. Hoffentlich doch.

FRAU ALVING vor Freude strahlend. Ich kenne Einen, der seinen inneren wie seinen äußeren Menschen unverdorben bewahrt hat. Sehen Sie ihn nur an, Herr Pastor.

OSVALD spaziert durchs Zimmer. Gewiß, liebe Mutter; laß gut sein.

MANDERS. Na, selbstverständlich — das läßt sich nicht leugnen. Sie haben sich ja auch nachgerade schon einen Namen gemacht. Die Zeitungen haben Sie oft erwähnt, und zwar in außerordentlich günstigem Sinne. Ja, das heißt — seit einiger Zeit habe ich den Eindruck, als ob es ein bißchen stille würde.

OSVALD steht bei den Blumen. Ich habe in letzter Zeit nicht mehr so viel malen dürfen.

FRAU ALVING. Ein Maler muß sich doch auch zwischendurch ausruhen.

MANDERS. Das kann ich mir denken. Man bereitet sich dann vor und sammelt Kräfte zu etwas Großem.

OSVALD. Ja. — Mutter, essen wir noch nicht bald?

FRAU ALVING. In einer kleinen halben Stunde. Appetit hat er ja, Gott sei Dank.

MANDERS. Und der Tabak schmeckt ihm auch.

OSVALD. Ich habe Papas Pfeife auf der Kammer oben gefunden, und da —

MANDERS. Aha, das war es also!

FRAU ALVING. Was?

MANDERS. Als Osvald ins Zimmer trat, die Pfeife im Munde, da war mir's doch, als sähe ich seinen Vater leibhaftig vor mir.

OSVALD. Nein, wirklich?

FRAU ALVING. Wie können Sie so etwas sagen! Osvald schlägt doch ganz mir nach.

MANDERS. Mag sein; aber da ist ein Zug um die Mundwinkel, ein Etwas um die Lippen, das haarscharf an Alving erinnert — wenigstens jetzt, wo er raucht.

FRAU ALVING. Keineswegs. Osvald, meine ich, hat eher so etwas von einem Priester um den Mund.

MANDERS. O ja! O ja! Verschiedene meiner Amtsbrüder haben einen ähnlichen Zug.

FRAU ALVING. Aber nun tu die Pfeife weg, lieber Junge, ich mag hierdrin keinen Rauch haben.

OSVALD tut es. Gern. Ich wollte sie nur probieren, denn als Kind habe ich einmal aus ihr geraucht.

FRAU ALVING. Du?

OSVALD. Ja. Ich war noch ganz klein. Aber ich weiß noch, eines Abends kam ich zu Papa ins Zimmer, und er war so lustig und ausgelassen.

FRAU ALVING. Ach, gar nichts mehr weißt Du aus jenen Jahren.

OSVALD. Doch; ich weiß noch genau, daß er mich auf seinem Knie sitzen und mich aus der Pfeife rauchen ließ. „Rauch', Junge," sagte er — „rauch' tüchtig, Junge!" Und ich rauchte, was ich nur konnte, bis ich merkte, wie ich blaß wurde und wie mir der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat. Und da lachte er aus Leibeskräften —

MANDERS. Das ist doch höchst sonderbar.

FRAU ALVING. Lieber Freund, das hat Osvald nur geträumt.

OSVALD. Nein, Mutter, ich habe das ganz und gar nicht geträumt. Denn da — hast Du denn d a s vergessen — da kamst Du herein und trugst mich in die Kinderstube hinüber. Dort wurde mir übel, und ich sah, wie Du weintest. — Hat Papa oft solche Possen getrieben?

MANDERS. In seiner Jugend war er ein ungemein lebensfroher Mann —

OSVALD. Und hat doch so viel geschafft hier in der Welt. So viel Gutes und Nützliches; und dabei ist er gar nicht alt geworden.

MANDERS. Ja, Sie haben in der Tat den Namen eines tätigen und würdigen Mannes geerbt, mein lieber Osvald. Na, das wird Ihnen hoffentlich ein Sporn sein —

OSVALD. Es sollte so sein, jawohl.

MANDERS. Jedenfalls war es schön von Ihnen, daß Sie zu seinem Ehrentage gekommen sind.

OSVALD. Weniger könnte ich doch für Papa nicht tun.

FRAU ALVING. Und daß ich ihn nun so lange hier behalten darf; — das ist doch das Allerschönste von ihm.

MANDERS. Sie bleiben ja wohl den Winter über hier, wie ich höre.

OSVALD. Ich bleibe auf unbestimmte Zeit, Herr Pastor. — Ach, es ist doch herrlich, wieder bei Mutter zu sein!

FRAU ALVING strahlend. Ja, nicht wahr, Du?

MANDERS blickt ihn teilnahmsvoll an. Sie sind früh in die Welt hinausgekommen, mein lieber Osvald.

OSVALD. Allerdings. Manchmal denke ich, ob es nicht zu früh gewesen ist.

FRAU ALVING. Ach, durchaus nicht. Das kann einem gesunden Burschen nur gut tun. Und besonders einem, der das einzige Kind ist. So einer soll nicht zuhause bei Papa und Mama hocken und sich verziehen lassen.

MANDERS. Das ist eine sehr strittige Frage, Frau Alving. Das Vaterhaus ist und bleibt doch immer des Kindes bester Aufenthalt.

OSVALD. Da bin ich mit dem Herrn Pastor ganz einer Meinung.

MANDERS. Sehen Sie sich nur einmal Ihren eigenen Sohn an. Ja, wir können in seiner Gegenwart ganz gut davon sprechen. Was für Folgen hat es für ihn gehabt? Er ist sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt und hat noch nie Gelegenheit gehabt, ein ordentliches Heim kennen zu lernen.

OSVALD. Vergebung, Herr Pastor, — da sind Sie in einem großen Irrtum.

MANDERS. So? Ich glaubte, Sie hätten fast ausschließlich in Künstlerkreisen verkehrt.

OSVALD. Das habe ich auch.

MANDERS. Und meistens mit jüngeren Künstlern.

OSVALD. Nun ja.

MANDERS. Ich glaubte doch, diese Leute hätten größtenteils nicht die Mittel, eine Familie und Haus und Herd zu gründen.

OSVALD. Es sind manche unter ihnen, die nicht die Mittel haben, sich zu verheiraten, Herr Pastor.

MANDERS. Na, das meine ich ja gerade.

OSVALD. Deshalb können sie aber doch ein Heim haben. Und einer oder der andere h a t es auch; und zwar ein sehr ordentliches und sehr gemütliches Heim.

Frau Alving folgt gespannt, nickt, sagt jedoch nichts.

MANDERS. Aber ich spreche ja nicht von einer Junggesellenwirtschaft. Unter einem Heim verstehe ich doch das Heim einer Familie, wo der Mann mit seiner Frau und seinen Kindern lebt.

OSVALD. Ja; oder mit seinen Kindern und der Mutter seiner Kinder.

MANDERS stutzt, schlägt die Hände zusammen. Aber du barmherziger —!

OSVALD. Nun?

MANDERS. Zusammen lebt mit — der Mutter seiner Kinder!

OSVALD. Ja, sähen Sie es denn lieber, er sollte die Mutter seiner Kinder verstoßen?

MANDERS. Also von u n g e s e t z l i c h e n Verhältnissen sprechen Sie! Von den sogenannten wilden Ehen!

OSVALD. Ich habe niemals etwas besonders Wildes in dem Zusammenleben dieser Leute bemerkt.

MANDERS. Aber wie ist es möglich, daß ein — ein nur leidlich gesitteter Mensch oder ein junges Weib sich zu einem derartigen Leben verstehen kann — so vor aller Leute Augen!

OSVALD. Aber was sollen sie denn tun? Ein armer, junger Künstler, — ein armes, junges Mädchen —. Heiraten kostet viel Geld. Was sollen sie also tun?

MANDERS. Was sie tun sollen? Ja, Herr Alving, ich will Ihnen sagen, was sie tun sollen. Von allem Anfang an hätten sie einander meiden sollen, — das hätten sie sollen!

OSVALD. Mit solchen Reden kommen Sie nicht weit bei jungen heißblütigen, verliebten Menschen.

FRAU ALVING. Nein, damit kommen Sie nicht weit!

MANDERS fortfahrend. Und daß die Behörden so etwas dulden! Daß so etwas vor aller Augen geschehen darf! Zu Frau Alving gewendet. Hatte ich nun nicht Ursache, um Ihren Sohn aufrichtig besorgt zu sein? In Kreisen, wo die unverhüllte Unsittlichkeit im Schwang ist und gewissermaßen Wurzel gefaßt hat —

OSVALD. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Pastor. Ich bin ein ständiger Sonntagsgast in einigen solchen unregelmäßigen Haushaltungen gewesen —

MANDERS. Und das am Sonntag!

OSVALD. Ja, da soll man sich doch vergnügen. Aber nie habe ich dort ein anstößiges Wort gehört, und noch weniger bin ich jemals Zeuge dessen gewesen, was man unsittlich nennen könnte. Nein, wissen Sie, wann und wo ich die Unsittlichkeit in Künstlerkreisen gefunden habe?

MANDERS. Gott sei Dank, nein!

OSVALD. Na, dann bin ich so frei, es Ihnen zu sagen. Ich habe sie gefunden, wenn mal einer von unseren mustergültigen Ehemännern und Familienvätern nach Paris kam, um sich dort ein bißchen auf eigene Faust umzutun — und dann uns Künstlern die Ehre erwies, uns in unseren armseligen Kneipen aufzusuchen. Da konnten wir etwas lernen! Die Herren wußten uns von Orten und Dingen zu erzählen, von denen wir uns nie hatten träumen lassen.

MANDERS. Was?! Sie wollen behaupten, daß ehrenhafte Männer unseres Landes —

OSVALD. Haben Sie denn nie gehört, wie diese ehrenhaften Männer über die zunehmende Unsittlichkeit im Auslande klagten, wenn sie wieder nach Hause kamen?

MANDERS. Ja, natürlich —

FRAU ALVING. Das habe ich auch gehört.

OSVALD. Man darf ihnen getrost aufs Wort glauben. Es sind sachkundige Leute unter ihnen. Greift sich an den Kopf. Ach! — das schöne, herrliche Leben der Freiheit da draußen — daß es so besudelt werden muß!

FRAU ALVING. Du sollst Dich nicht aufregen, Osvald, es tut Dir nicht gut.

OSVALD. Da hast Du recht, Mutter. Es ist mir nicht gesund. Diese verdammte Müdigkeit, siehst Du. Ja, nun will ich vor Tisch noch ein bißchen laufen. Entschuldigen Sie, Herr Pastor; Sie können sich da nicht hineinversetzen; aber es ist so über mich gekommen.

Ab durch die zweite Tür rechts.

FRAU ALVING. Mein armer Junge —!

MANDERS. Ja, das dürfen Sie schon sagen. So weit ist es also mit ihm gekommen!

Frau Alving sieht ihn an und schweigt.

MANDERS geht auf und ab. Er nannte sich selbst den verlorenen Sohn. Ja, leider, — leider!

FRAU ALVING sieht ihn unverwandt an.

MANDERS. Und was sagen Sie zu alledem?

FRAU ALVING. Ich sage, daß Osvald Wort für Wort recht hatte.

MANDERS bleibt stehen. Recht? Recht! Mit solchen Grundsätzen!

FRAU ALVING. Hier in meiner Einsamkeit bin ich dahin gelangt, ebenso zu denken, Herr Pastor. Aber ich habe nie den Mut gehabt, daran zu rühren. Nun denn; mein Junge soll für mich reden.

MANDERS. Sie sind ein beklagenswertes Weib, Frau Alving. Aber jetzt will ich ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Nicht mehr Ihr Geschäftsführer und Ratgeber, nicht Ihr und Ihres verstorbenen Mannes Jugendfreund steht jetzt vor Ihnen. Es ist der Priester — so, wie er vor Ihnen stand in der verirrungsvollsten Stunde Ihres Lebens.

FRAU ALVING. Und was hat der Priester mir zu sagen?

MANDERS. Vor allen Dingen will ich Ihr Gedächtnis aufrütteln, Frau Alving. Der Zeitpunkt ist gut gewählt. Morgen ist der zehnjährige Todestag

Ihres Mannes; morgen wird dem Heimgegangenen das Ehrendenkmal enthüllt werden; morgen werde ich zu der ganzen Schar der Versammelten sprechen; — heute aber will ich zu Ihnen allein sprechen.

FRAU ALVING. Gut, Herr Pastor; so sprechen Sie!

MANDERS. Erinnern Sie sich, daß Sie nach kaum einjähriger Ehe am äußersten Rande des Abgrunds standen? Daß Sie Haus und Hof verließen, — daß Sie Ihrem Manne entflohen; — ja, Frau Alving, entflohen, entflohen, und daß Sie sich sträubten, zu ihm zurückzukehren, wie sehr er Sie auch darum bat und anflehte?

FRAU ALVING. Haben Sie vergessen, wie grenzenlos unglücklich ich mich in diesem ersten Jahre fühlte?

MANDERS. Just das ist der rechte Geist des Aufruhrs, das Glück zu fordern hier im Leben. Was für ein Recht haben wir Menschen auf das Glück? Nein, wir sollen unsere Pflicht tun, werte Frau! Und Ihre Pflicht war es, bei dem Manne auszuhalten, den Sie einmal gewählt hatten, und an den Sie durch heilige Bande geknüpft waren.

FRAU ALVING. Sie wissen ganz gut, was für ein Leben Alving damals führte; welcher Ausschweifungen er sich schuldig machte.

MANDERS. Ich weiß sehr wohl, was für Gerüchte über ihn umgingen; und ich bin gewiß der letzte, der seinen Lebenswandel während der Jugendjahre billigt, insoweit als die Gerüchte auf Wahrheit beruhten. Aber eine Ehefrau ist nicht zur Richterin ihres Mannes berufen. Ihre Schuldigkeit wäre es gewesen, demütigen Sinnes das Kreuz zu tragen, das ein höherer Wille für Sie dienlich erachtet hatte. Statt dessen aber werfen Sie in Empörung das Kreuz von sich, verlassen den Strauchelnden, den Sie hätten stützen sollen, setzen Ihren guten Namen und Ruf aufs Spiel, und — hätten um ein Haar auch noch den Ruf anderer vernichtet.

FRAU ALVING. Anderer? Eines anderen, meinen Sie doch wohl.

MANDERS. Es war unerhört rücksichtslos von Ihnen, bei m i r Zuflucht zu suchen.

FRAU ALVING. Bei unserem Geistlichen? Bei unserem Hausfreund?

MANDERS. Eben darum. — Ja, danken Sie Ihrem lieben Herrgott, daß ich die nötige Festigkeit besessen — daß ich Ihnen Ihr überspanntes Vorhaben ausredete, und daß es mir vergönnt war, Sie auf den Weg der Pflicht und in das Haus Ihres Eheherrn zurückzuführen.

FRAU ALVING. Ja, Manders, wahrhaftig, das ist I h r Werk gewesen.

MANDERS. Ich war nur ein schwaches Werkzeug in der Hand eines Höheren. Und ist nicht daraus, daß ich Sie der Pflicht und dem Gehorsam unterwürfig machte, — ist Ihnen daraus nicht für Ihr ganzes übriges Leben reicher Segen gediehen? Kam es nicht, wie ich Ihnen prophezeit habe? Entsagte Alving nicht seinen Verirrungen, wie es sich für einen Mann geziemt? Lebte er nicht fortan in Liebe und ohne Tadel mit Ihnen bis an sein Lebensende? Wurde er nicht zum Wohltäter für die ganze Gegend, und hob er Sie nicht so zu sich empor, daß Sie allmählich seine Mitarbeiterin in allen Unternehmungen wurden? Und zwar eine tüchtige Mitarbeiterin; o, ich weiß das, Frau Alving; d a s Lob werde ich Ihnen auch lassen. — Aber nun komme ich zu dem zweiten großen Fehltritt Ihres Lebens.

FRAU ALVING. Was wollen Sie damit sagen?

MANDERS. So wie Sie einst die Pflichten der Ehefrau verleugnet haben, so haben Sie später die Pflichten der Mutter verleugnet.

FRAU ALVING. Ah —!

MANDERS. Ein Geist des Eigenwillens hat unheilschwer Sie Ihr Lebenlang beherrscht. Ihr ganzes Trachten war dem Zwanglosen und dem Gesetzlosen zugewendet. Jede Fessel war Ihnen unerträglich. Was immer im Leben Ihnen beschwerlich fiel, das haben Sie rücksichtslos und gewissenlos abgeworfen wie eine Bürde, mit der Sie machen konnten, was Sie wollten.

Es paßte Ihnen nicht mehr, Gattin zu sein, — und Sie verließen Ihren Mann. Es war Ihnen lästig, Mutter zu sein, und Sie gaben Ihr Kind fort — unter fremde Leute.

FRAU ALVING. Ja, das ist wahr; das habe ich getan.

MANDERS. Aber deshalb sind Sie ihm auch eine Fremde geworden.

FRAU ALVING. Nein, nein, das bin ich n i c h t!

MANDERS. Sie sind es; Sie m ü s s e n es sein. Und wie haben Sie ihn zurückbekommen! Überlegen Sie wohl, Frau Alving. Gegen Ihren Gatten haben Sie schwer gefehlt; — das gestehen Sie zu, indem Sie ihm jenes Denkmal unten errichten. Nun erkennen Sie aber auch, wie Sie gegen Ihren Sohn gefehlt haben; es dürfte noch Zeit sein, ihn von den Pfaden der Verirrung abzubringen. Kehren Sie selbst um; richten Sie auf in ihm, was vielleicht doch noch aufzurichten ist. Denn — mit erhobenem Zeigefinger — in Wahrheit, Frau Alving, Sie sind eine schuldbeladene Mutter! — Ihnen dies zu sagen, habe ich für meine Pflicht gehalten.

Pause.

FRAU ALVING langsam und mit Selbstbeherrschung. Sie haben nun gesprochen, Herr Pastor; und morgen werden Sie öffentlich zu meines Mannes Gedächtnis sprechen. Ich werde morgen nicht sprechen. Aber jetzt werd' ich ein weniges zu Ihnen sprechen, gerade so wie Sie zu mir gesprochen haben.

MANDERS. Natürlich; Sie wollen Entschuldigungen vorbringen für Ihr Tun —

FRAU ALVING. Nein. Ich will nur erzählen.

MANDERS. Nun —?

FRAU ALVING. Was Sie hier eben von mir und meinem Manne und unserem Zusammenleben gesagt haben, nachdem Sie mich, wie Sie sich ausdrückten, auf den Pfad der Pflicht zurückgeführt haben — das alles wissen Sie ja doch gar nicht aus eigener Wahrnehmung. Seit jener Stunde setzten Sie — unser täglicher

Freund und Gast — Ihren Fuß nicht mehr in unser Haus.

MANDERS. Sie und Ihr Mann haben ja gleich darauf die Stadt verlassen.

FRAU ALVING. Ja; und bei meines Mannes Lebzeiten sind Sie nie zu uns herausgekommen. Erst Geschäfte zwangen Sie, mich zu besuchen, als Sie sich nämlich mit der Asylfrage befassen mußten.

MANDERS leise und unsicher. Helene, — soll das ein Vorwurf sein, so bitte ich Sie, zu überlegen —

FRAU ALVING. — welche Rücksichten Sie Ihrer Stellung schuldig waren, jawohl. Und ferner, daß ich eine davongelaufene Frau war. Solchen rücksichtslosen Weibsleuten gegenüber kann man gar nicht zurückhaltend genug sein.

MANDERS. Liebe — Frau Alving, das ist eine so maßlose Übertreibung —

FRAU ALVING. Ja, ja, ja, — mag schon sein. Ich wollte auch nur sagen, daß Sie bei der Beurteilung meiner ehelichen Verhältnisse sich so ganz ohne weiteres auf die allgemein verbreitete Ansicht stützen.

MANDERS. Nun ja; und was weiter?

FRAU ALVING. Aber jetzt, Manders, jetzt will ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe mir selbst geschworen, daß Sie sie einmal erfahren sollten. Sie allein!

MANDERS. Und was ist denn die Wahrheit?

FRAU ALVING. Die Wahrheit ist, daß mein Mann ebenso ruchlos gestorben ist, wie er in allen seinen Tagen gelebt hatte.

MANDERS tastet nach einem Stuhl. Was sagen Sie da?

FRAU ALVING. Nach neunzehnjähriger Ehe ebenso ruchlos — in seinen Gelüsten wenigstens, — wie er gewesen ist, bevor Sie uns trauten.

MANDERS. Und diese Jugendverirrungen — diese Unregelmäßigkeiten, — Ausschweifungen, wenn Sie wollen, nennen Sie ein ruchloses Leben!

FRAU ALVING. Unser Hausarzt gebrauchte den Ausdruck.

MANDERS. Jetzt verstehe ich Sie nicht.

FRAU ALVING. Ist auch nicht nötig.

MANDERS. Mir wird ganz schwindelig. Ihre ganze Ehe, — dieses ganze langjährige Zusammenleben mit Ihrem Manne sollte nichts anderes gewesen sein als ein verdeckter Abgrund!

FRAU ALVING. Das und nichts anderes. Nun wissen Sie's.

MANDERS. Darin — darin kann ich mich nur schwer zurechtfinden. Ich kann es nicht fassen! Nicht festhalten! Wie war es denn möglich, daß —? Wie hat so etwas geheim bleiben können?

FRAU ALVING. Darum hab' ich auch Tag für Tag unausgesetzt gekämpft. Als wir Osvald bekamen, da schien etwas wie eine Besserung in Alving vorzugehen. Aber das dauerte nicht lange. Und nun mußte ich ja doppelt kämpfen, kämpfen auf Leben und Tod, damit niemand erführe, was der Vater meines Kindes für ein Mensch war. Und Sie wissen ja auch, wie Alving die Herzen für sich einnahm. Kein Mensch traute ihm andres als Gutes zu. Er gehörte zu den Leuten, deren Ruf nicht unter ihrem Leben leidet. Aber nun, Manders, — auch das sollen Sie wissen — nun kam das Allerabscheulichste.

MANDERS. Noch Abscheulicheres!

FRAU ALVING. Ich hatte ihm durch die Finger gesehen, obgleich ich sehr wohl wußte, was außerhalb des Hauses heimlich vorging. Als dann aber das Ärgernis in unsere eigenen vier Wände drang —

MANDERS. Was sagen Sie! Hier!

FRAU ALVING. Ja, hier in unserem eigenen Hause. Dadrin — zeigt auf die erste Tür rechts — im Speisezimmer habe ich zuerst Wind bekommen von der Sache. Ich hatte drinnen was zu tun, und die Tür war nur angelehnt. Da hörte ich, wie unser Stubenmädchen mit Wasser für die Blumen aus dem Garten heraufkam.

MANDERS. Nun, und —?

FRAU ALVING. Kurz darauf hörte ich auch Alving

kommen. Ich hörte, wie er leise etwas zu ihr sagte. Und dann hörte ich — Mit einem kurzen Lachen. O, noch jetzt klingt es mir in den Ohren so herzzerreißend und so lächerlich zugleich; — ich hörte, wie meine eigene Magd flüsterte: Lassen Sie mich, Herr Kammerherr! Lassen Sie mich in Ruh!

MANDERS. Was für ein unstatthafter Leichtsinn von ihm! Ach, denn mehr als Leichtsinn ist es nicht gewesen, Frau Alving. Glauben Sie mir.

FRAU ALVING. Ich erfuhr bald, was ich zu glauben hatte. Der Kammerherr setzte bei dem Mädchen seinen Willen durch, — und dieses Verhältnis hatte Folgen, Herr Pastor.

MANDERS wie versteinert. Und das alles in diesem Hause! In diesem Hause!

FRAU ALVING. Ich hatte viel in diesem Hause erduldet. Um ihn ans Haus zu fesseln an den Abenden — und in den Nächten — mußte ich mich oben auf seinem Zimmer zum Genossen seiner heimlichen Gelage machen. Da habe ich unter vier Augen mit ihm sitzen müssen, habe ich mit ihm anstoßen und trinken, seine unzüchtigen, sinnlosen Reden mit anhören müssen, habe ich einen Ringkampf mit ihm kämpfen müssen, um ihn zu Bett zu bringen —

MANDERS erschüttert. Und das alles haben Sie ertragen können?!

FRAU ALVING. Ich habe es ja doch für meinen kleinen Sohn ertragen. Als dann aber jene letzte Verunglimpfung hinzukam, als mein eigenes Dienstmädchen —; da habe ich mir geschworen: das muß ein Ende haben! Und da habe ich die Zügel der Herrschaft ergriffen im Hause — ganz und gar — über ihn, wie über alles andere. Denn jetzt, sehen Sie, hatte ich ja eine Waffe gegen ihn; er wagte nicht zu mucksen. Um diese Zeit war es, wo ich Osvald weggab. Er ging schon ins siebente Jahr und fing an aufzumerken und Fragen zu stellen, wie Kinder pflegen. Das alles konnte ich nicht ertragen, Manders. Mir war, als müßte schon

die Luft, die es in diesem besudelten Hause einatmete, das Kind vergiften. Das war der Grund, weshalb ich ihn weggab. Und nun begreifen Sie auch, warum er nie wieder einen Fuß in das Haus hier setzen durfte, solange sein Vater lebte. Keine Menschenseele weiß, was mich das gekostet hat.

MANDERS. Sie haben in Wahrheit erfahren, was das Leben ist.

FRAU ALVING. Nie hätte ich es ausgehalten, wenn ich meine Arbeit nicht gehabt hätte. Ja, — denn ich darf wohl sagen, ich habe gearbeitet! Die Vermehrung unseres Grundbesitzes, alle Verbesserungen, die ganzen praktischen Einrichtungen, für die Alving Lob und Ruhm geerntet hat, — glauben Sie etwa, *er* hätte für so etwas Initiative gehabt? Er, der den ganzen Tag auf dem Sofa lag und in einem alten Staatskalender las! Nein; nun will ich Ihnen auch *das* noch sagen: *ich* war's, die ihn aneiferte, wenn er einmal seine lichteren Augenblicke hatte; *ich* war's, die die ganze Last schleppen mußte, wenn er dann wieder in seine Ausschweifungen verfiel oder in Jammer und Elend zusammenbrach.

MANDERS. Und dem Andenken eines solchen Mannes errichten Sie ein Ehrenmal.

FRAU ALVING. Da sehen Sie die Macht des bösen Gewissens.

MANDERS. Des bösen —? Wie meinen Sie das?

FRAU ALVING. Ich hatte immer die Vorstellung, es müßte die Wahrheit notwendigerweise einmal an den Tag kommen und geglaubt werden. Darum sollte das Asyl gewissermaßen alle Gerüchte niederschlagen und jeden Zweifel beseitigen.

MANDERS. Und diesen Zweck haben Sie sicherlich auch erreicht, Frau Alving.

FRAU ALVING. Dann hatte ich aber auch noch einen anderen Grund. Ich wollte nicht, daß Osvald, mein lieber Junge, auch nur das Geringste von seinem Vater erben sollte.

MANDERS. Also von Alvings Vermögen ist —?

FRAU ALVING. Ja. Die Beträge, die ich diesem Asyl jahraus, jahrein überwiesen habe, machen ungefähr die Summe aus — ich habe es genau ausgerechnet — die Summe, die den Leutnant Alving seinerzeit zu einer guten Partie machte.

MANDERS. Ich verstehe Sie —

FRAU ALVING. Das war die Kaufsumme —. Ich will nicht, daß von dem Gelde etwas in Osvalds Hände übergeht. Mein Sohn soll alles von mir empfangen, — das soll er. . .

Osvald kommt durch die zweite Tür rechts; Hut und Paletot hat er draußen abgelegt.

FRAU ALVING geht ihm entgegen. Schon wieder da? Mein lieber, lieber Junge!

OSVALD. Ja. Was soll man draußen in diesem ewigen Regenwetter? Aber ich höre, daß wir zu Tisch gehen. Das ist famos!

REGINE mit einem Paket aus dem Speisezimmer. Hier ist ein Paket für die gnädige Frau. Reicht es ihr.

FRAU ALVING mit einem Blick auf Manders. Vermutlich die Festgesänge für morgen.

MANDERS. Hm —

REGINE. Es ist auch angerichtet.

FRAU ALVING. Gut; wir kommen gleich; ich will nur — Fängt an, das Paket zu öffnen.

REGINE zu Osvald. Wünschen Herr Alving weißen oder roten Portwein?

OSVALD. Beides, Jungfer Engstrand.

REGINE. Bien —; sehr wohl, Herr Alving. Ab in das Speisezimmer.

OSVALD. Ich will ihr doch lieber beim Aufziehen helfen — Ebenfalls ab in das Speisezimmer, dessen Tür sich hinter ihm wieder halb öffnet.

FRAU ALVING, die das Paket geöffnet hat. Richtig; da sind die Festgesänge, Herr Pastor.

MANDERS mit gefalteten Händen. Wie ich morgen mit freudigem Gemüte meine Festrede halten soll, das —!

FRAU ALVING. Ach, Sie werden sich schon aus der Sache zu ziehen wissen.

MANDERS leise, um im Speisezimmer nicht gehört zu werden. Ja, Ärgernis dürfen wir ja doch nicht wecken.

FRAU ALVING mit gedämpfter, aber fester Stimme. Nein. Aber dann ist auch das lange, häßliche Komödienspiel zu Ende. Von übermorgen an soll es für mich sein, als hätte der Tote nie gelebt in diesem Hause. Niemand anders soll hier sein, als mein Junge und seine Mutter.

Aus dem Speisezimmer hört man das Geräusch von einem umfallenden Stuhl; zugleich hört man:

REGINENS STIMME scharf, aber flüsternd. Aber Osvald! Bist Du toll? Laß mich in Ruh!

FRAU ALVING fährt entsetzt zusammen. Ah —! Sie starrt wie von Sinnen nach der halbgeöffneten Tür. Drinnen hört man Osvald husten und trällern. Eine Flasche wird aufgezogen.

MANDERS empört. Was ist denn das? Was gibt es da, Frau Alving?

FRAU ALVING heiser. Gespenster. Das Paar aus dem Blumenzimmer — geht um!

MANDERS. Was sagen Sie! Regine —? Sie ist —?

FRAU ALVING. Ja. Kommen Sie. Kein Wort —! Sie nimmt Manders Arm und geht schwankend auf das Speisezimmer zu.

ZWEITER AKT

Dasselbe Zimmer. Der Regennebel liegt noch immer schwer auf der Landschaft. Manders und Frau Alving kommen aus dem Speisezimmer.

FRAU ALVING noch in der Tür. Gesegnete Mahlzeit, Herr Pastor. Spricht ins Speisezimmer hinein. Kommst Du nicht mit, Osvald?

OSVALD drinnen. Danke, nein; ich möchte ein bißchen ausgehen.

FRAU ALVING. Ja, tu das; es ist grade eine kleine Regenpause. Schließt die Speisezimmertür, geht an die Tür des Vorzimmers und ruft: Regine!

REGINE draußen. Gnädige Frau?

FRAU ALVING. Geh hinunter in die Plättstube und hilf bei den Kränzen.

REGINE. Jawohl, gnädige Frau.

FRAU ALVING vergewissert sich, ob Regine gegangen, dann schließt sie die Tür.

MANDERS. Er kann doch da drin nichts hören?

FRAU ALVING. Wenn die Tür geschlossen ist, nicht. Überdies geht er ja aus.

MANDERS. Ich bin noch wie vor den Kopf geschlagen. Ich begreife nicht, wie ich auch nur einen Bissen von dem guten Essen hinunterbringen konnte.

FRAU ALVING geht auf und ab, indem sie ihre Unruhe zu beherrschen sucht. Ich auch nicht. Doch was ist da zu tun?

MANDERS. Ja, was ist zu tun? Meiner Seel', ich weiß es nicht; solchen Lagen bin ich so gar nicht gewachsen.

FRAU ALVING. Ich bin davon überzeugt, daß noch kein Unglück geschehen ist.

MANDERS. Nein, das verhüte der Himmel! Ein unstatthaftes Verhältnis aber bleibt es dennoch.

FRAU ALVING. Die ganze Geschichte ist ein loser Einfall von Osvald; da können Sie sicher sein.

MANDERS. Ja, ich bin, wie ich schon sagte, in solchen Dingen nicht bewandert; aber ich glaube doch sicher —

FRAU ALVING. Aus dem Hause m u ß sie. Und das sofort. Das ist sonnenklar —

MANDERS. Ja, selbstverständlich.

FRAU ALVING. Aber wohin? Wir können es doch nicht verantworten, daß —

MANDERS. Wohin? Natürlich nach Hause zu ihrem Vater.

FRAU ALVING. Zu w e m , sagen Sie?

MANDERS. Zu ihrem —. Nein, Engstrand ist ja gar nicht —. Aber lieber Gott, wie ist das nur möglich, beste Frau? Am Ende irren Sie sich doch.

FRAU ALVING. Leider irre ich mich durchaus nicht. Johanne mußte mir beichten, — und Alving konnte nicht leugnen. Es blieb also nichts anderes zu tun übrig, als die Sache zu vertuschen.

MANDERS. Ja, das war wohl die einzige Möglichkeit.

FRAU ALVING. Das Mädchen mußte gleich aus dem Dienst und bekam eine recht ansehnliche Summe, um bis auf weiteres zu schweigen. Für das übrige sorgte sie selbst, als sie in die Stadt kam. Sie erneuerte eine alte Bekanntschaft mit dem Tischler Engstrand, ließ vermutlich auch durchblicken, wieviel Geld sie habe, und redete ihm dann etwas ein von einem Ausländer, der hier den Sommer über mit seiner Lustyacht gelegen hätte. Dann wurden sie und Engstrand Hals über Kopf getraut. Sie selbst haben sie ja getraut.

MANDERS. Wie soll ich mir aber nur erklären —? Ich entsinne mich noch deutlich, wie Engstrand kam, um die Trauung zu bestellen. Er war total gebrochen und klagte sich gar bitterlich wegen des Leichtsinns an, dessen er und seine Braut sich schuldig gemacht hätten.

FRAU ALVING. Er mußte die Schuld ja doch auf sich nehmen.

MANDERS. Aber so eine Unaufrichtigkeit! Und das m i r gegenüber! Das hätte ich von Jakob Engstrand nie und nimmer gedacht. Na, ich werde ihn mir ganz gehörig vornehmen; darauf kann er sich nur

gefaßt machen. — Und dann das Unsittliche einer solchen Verbindung! Des Geldes wegen —! Wie groß war die Summe, über die das Mädchen verfügte?

FRAU ALVING. Es waren dreihundert Taler.

MANDERS. Ja, nun denken Sie nur mal — sich für lumpige dreihundert Taler mit einem gefallenen Mädchen trauen zu lassen.

FRAU ALVING. Was sagen Sie denn von mir, die ich hinging und mich mit einem gefallenen Manne trauen ließ?

MANDERS. Aber um Gottes willen; — was sagen Sie da? Ein gefallener Mann!

FRAU ALVING. Glauben Sie vielleicht, Alving war, als ich mit ihm zum Altar ging, reiner als Johanne, da Engstrand sich mit ihr trauen ließ?

MANDERS. Ja, aber das sind doch himmelweit verschiedene Dinge —

FRAU ALVING. Durchaus nicht so verschieden. Allerdings war der Unterschied im Preise groß; — lumpige dreihundert Taler und ein ganzes Vermögen.

MANDERS. Aber daß Sie so etwas auch nur vergleichen können. Sie hatten sich ja doch mit Ihrem Herzen und Ihren Angehörigen beraten.

FRAU ALVING ohne ihn anzusehen. Ich sollte meinen, Sie wüßten, wohin das, was Sie mein Herz nennen, sich damals verirrt hatte.

MANDERS fremd. Hätte ich so etwas gewußt, so wäre ich nicht ein täglicher Gast im Hause Ihres Mannes gewesen.

FRAU ALVING. Nun, so viel steht wenigstens fest, daß ich mich mit mir selbst wahrlich nicht beraten hatte.

MANDERS. Na, dann aber doch mit Ihrer nächsten Familie; so wie es vorgeschrieben ist; mit Ihrer Mutter und Ihren beiden Tanten.

FRAU ALVING. Ja, das ist wahr. Die drei lösten das Rechenexempel für mich. Ach, man sollte es nicht glauben, wie klar sie herausbrachten, daß es der reine Wahnsinn wäre, einen solchen Antrag auszuschlagen.

Könnte meine Mutter jetzt herabblicken und sehen, wohin die ganze Herrlichkeit geführt hat!

MANDERS. Für den Ausgang kann kein Mensch verantwortlich gemacht werden. So viel steht jedenfalls fest, daß Ihre Ehe in völliger Übereinstimmung mit der gesetzlichen Ordnung geschlossen worden ist.

FRAU ALVING am Fenster. O ja, Gesetz und Ordnung! Zuweilen meine ich, die stiften hier in der Welt alles Unheil an.

MANDERS. Frau Alving, da versündigen Sie sich.

FRAU ALVING. Ja, mag sein; aber diese ganzen Fesseln und Rücksichten ertrage ich nicht länger. Ich kann es nicht. Ich muß mich zur Freiheit durcharbeiten.

MANDERS. Wie meinen Sie das?

FRAU ALVING trommelt auf dem Fensterrahmen. Ich hätte kein Geheimnis aus Alvings Lebenswandel machen sollen. Aber damals wagte ich so etwas nicht, — auch um meiner selbst willen nicht. So feige war ich.

MANDERS. Feige?

FRAU ALVING. Hätten die Leute etwas erfahren, so hätte es geheißen: der arme Mann! Ganz begreiflich, daß er ausschweifend lebt; er hat ja ein Weib, das ihm davonläuft.

MANDERS. Es hätte auch mit einer gewissen Berechtigung so heißen können.

FRAU ALVING sieht ihn fest an. Wäre ich, die ich sein sollte, so würde ich mir Osvald vornehmen und sagen: Hör' mich an, mein Junge, Dein Vater war ein gesunkener Mensch —

MANDERS. Aber du Barmherziger —

FRAU ALVING. — und dann würde ich ihm alles erzählen, was ich Ihnen erzählt habe, — haarklein alles.

MANDERS. Es fehlt nicht viel, und ich bin empört über Sie, Frau Alving.

FRAU ALVING. Das weiß ich. Ich weiß es ja! Ich bin selbst empört bei dem Gedanken Verläßt das Fenster. So feige bin ich.

MANDERS. Und das nennen Sie Feigheit, wenn

Sie einfach Ihre Pflicht und Schuldigkeit tun! Haben Sie vergessen, daß ein Kind Vater und Mutter achten und lieben soll?

FRAU ALVING. Lassen Sie uns das nicht so allgemein nehmen. Fragen wir lieber: muß Osvald den Kammerherrn Alving achten und lieben?

MANDERS. Ist denn keine Stimme in Ihrem Mutterherzen, die Ihnen verbietet, die Ideale Ihres Sohnes zu zerstören?

FRAU ALVING. Nun, und die Wahrheit?

MANDERS. Nun, und die Ideale?

FRAU ALVING. Ach, — Ideale, Ideale! Wäre ich nur nicht so feige, wie ich bin!

MANDERS. Verachten Sie mir die Ideale nicht, Frau Alving, — denn das rächt sich schwer. Und nun gar Osvald. Osvald hat wohl nicht so viele Ideale, — leider! Aber so viel habe ich doch schon merken können, daß er seinen Vater als eine Art Ideal betrachtet.

FRAU ALVING. Da haben Sie recht.

MANDERS. Und diese seine Anschauungen haben Sie selbst durch Ihre Briefe in ihm geweckt und genährt.

FRAU ALVING. Ja; ich stand unter dem Zwang von Pflichten und Rücksichten; deshalb belog ich meinen Jungen jahraus, jahrein. O wie feige, — wie feige bin ich gewesen!

MANDERS. Sie haben eine glückliche Illusion in Ihrem Sohn befestigt, Frau Alving, — und das dürfen Sie wahrlich nicht gering anschlagen.

FRAU ALVING. Hm, wer weiß, ob das nun grade so gut war. — Auf keinen Fall aber will ich von einem Techtelmechtel mit Regine etwas wissen. Er soll das arme Mädchen nicht unglücklich machen.

MANDERS. Nein, gütiger Gott, das wäre ja fürchterlich!

FRAU ALVING. Wenn ich wüßte, daß er es ernst meint, und daß es zu seinem Glücke wäre —

MANDERS. Wie? Was dann?

FRAU ALVING. Aber das wäre es nicht; denn Regine ist leider nicht danach.

MANDERS. Nun, und was dann? Was meinen Sie?

FRAU ALVING. Wenn ich nicht so gottsjämmerlich feige wäre, wie ich bin, so würde ich zu ihm sagen: heirate sie, oder richtet Euch ein, wie Ihr wollt; aber nur keinen Betrug!

MANDERS. Aber du barmherziger —! Sogar noch eine gesetzliche Ehe! Etwas so Entsetzliches —! Etwas so Unerhörtes.

FRAU ALVING. Ja. Sie sagen unerhört! Hand aufs Herz, Pastor Manders; glauben Sie nicht, daß es hier zu Lande nicht wenige Ehepaare gibt, die gerade so nahe verwandt sind?

MANDERS. Ich verstehe Sie ganz und gar nicht.

FRAU ALVING. O, Sie verstehen mich ganz gut.

MANDERS. Nun ja, Sie denken an den möglichen Fall, daß —. Ja, leider ist das Familienleben gewiß nicht immer so rein, wie es sein sollte. Aber so etwas, wie Sie da im Auge haben, das kann man ja doch nie wissen, — wenigstens nicht mit Bestimmtheit. Hier dagegen —; daß Sie, eine Mutter, damit einverstanden sein könnten, daß Ihr Sohn —!

FRAU ALVING. Aber ich will ja gar nicht. Ich würde um keinen Preis der Welt damit einverstanden sein können; das sage ich ja grade.

MANDERS. Weil Sie feige sind, wie Sie sich ausdrücken. Wenn Sie nun aber nicht feige wären —! Du mein Schöpfer, — eine so empörende Verbindung!

FRAU ALVING. Wir entstammen übrigens samt und sonders solcher Art Verbindungen, heißt es. Und wer hat es denn so auf der Welt eingerichtet, Herr Pastor?

MANDERS. Solche Fragen erörtere ich nicht mit Ihnen, Frau Alving; dazu haben Sie ganz und gar nicht die rechte Überlegung. Aber daß Sie sich unterfangen zu sagen, es wäre feige von Ihnen —!

FRAU ALVING. Hören Sie also, wie ich das meine.

Ich bin furchtsam und scheu, weil etwas Gespensterhaftes in mir steckt, das ich nie so recht los werden kann.

MANDERS. Wie nannten Sie das?

FRAU ALVING. Gespensterhaft. Als ich Regine und Osvald da drin hörte, war es, als sähe ich Gespenster vor mir. Aber, Manders, ich glaube fast, wir a l l e sind Gespenster. Nicht nur das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, geht in uns um. Es sind alle erdenklichen alten, toten Ansichten und allerhand alter, toter Glaube und so weiter. Es lebt nicht in uns; aber es sitzt uns trotzdem im Blut, und wir können es nicht los werden. Nehme ich nur eine Zeitung in die Hand und lese darin, so ist mir, als sähe ich Gespenster zwischen den Zeilen schleichen. Es müssen ringsum im ganzen Lande Gespenster leben. Sie müssen so zahlreich sein, glaube ich, wie Sand am Meer. Und dann sind wir alle so gottsjämmerlich lichtscheu, einer wie der andere.

MANDERS. Aha, — da hätten wir also das Ergebnis Ihrer Lektüre. Schöne Früchte, in der Tat! O diese abscheulichen, aufrührerischen, freidenkerischen Schriften!

FRAU ALVING. Sie irren, lieber Pastor. Sie selbst sind es gewesen, der mich zum Denken gereizt hat, und dafür sollen Sie bedankt und gepriesen sein!

MANDERS. Ich!

FRAU ALVING. Jawohl; als Sie mich in das hineinzwangen, was Sie Pflicht und Schuldigkeit nannten; als Sie das als recht und richtig priesen, wogegen sich meine ganze Seele auflehnte, wie gegen etwas Grauenhaftes. Damals machte ich mich dran, Ihre Lehren in den Nähten zu prüfen. Nur an einem einzigen Knoten wollte ich zupfen; als ich d e n aber auf hatte, da gab die ganze Geschichte nach. Und da merkte ich, daß es nur Maschinennaht war.

MANDERS leise, erschüttert. Sollte dies der Gewinn aus dem schwersten Kampfe meines Lebens sein?

FRAU ALVING. Nennen Sie es lieber Ihre kläglichste Niederlage.

MANDERS. Es war der größte Sieg meines Lebens, Helene; der Sieg über mich selbst.

FRAU ALVING. Es war ein Verbrechen an uns beiden.

MANDERS. Daß ich Ihnen gebot und sagte: „Frau, gehen Sie heim zu Ihrem rechtmäßigen Gatten", als Sie in Ihrer Verirrung zu mir kamen und riefen: hier bin ich; nimm mich! War d a s ein Verbrechen?

FRAU ALVING. Ja, ich halte es dafür.

MANDERS. Wir zwei verstehen einander nicht.

FRAU ALVING. Wenigstens jetzt nicht mehr.

MANDERS. Niemals, — auch in meinen geheimsten Gedanken nicht, waren Sie für mich etwas anderes als die Ehegenossin eines andern.

FRAU ALVING. So — glauben Sie?

MANDERS. Helene —!

FRAU ALVING. Man kommt sich selbst so leicht aus dem Gedächtnis.

MANDERS. Ich nicht. Ich bin derselbe, der ich immer war.

FRAU ALVING in verändertem Ton. Ja, ja, ja, — sprechen wir nicht mehr von alten Zeiten. Sie sitzen jetzt bis über die Ohren in Ämtern und Verwaltungen, und ich laufe hier herum und kämpfe mit Gespenstern, innerlich wie äußerlich.

MANDERS. Mit den äußerlichen will ich Ihnen helfen fertig zu werden. Nach allem, was ich mit Entsetzen heut aus Ihrem Munde gehört habe, kann ich es vor meinem Gewissen nicht verantworten, ein junges haltloses Mädchen in Ihrem Hause zu lassen.

FRAU ALVING. Meinen Sie nicht auch, es wäre das beste, wir könnten sie gut versorgen? Ich denke dabei — an eine gute Heirat.

MANDERS. Zweifellos. Ich glaube, das wäre in jeder Hinsicht wünschenswert für sie. Regine ist ja nun in dem Alter, wo —; ja, ich verstehe mich zwar nicht so sonderlich darauf, aber —

FRAU ALVING. Regine war sehr früh erwachsen.

MANDERS. Ja, nicht wahr? Es schwebt mir so vor, als sei sie in körperlicher Beziehung schon auffallend entwickelt gewesen, als ich sie zur Konfirmation vorbereitete. Vorläufig muß sie aber auf jeden Fall nach Hause; unter die Aufsicht ihres Vaters —. Ach ja, Engstrand ist ja gar nicht —. Daß er — daß e r mir so die Wahrheit verheimlichen konnte!

Es klopft an der Tür des Vorzimmers.

FRAU ALVING. Wer kann das sein? Herein!

ENGSTRAND sonntäglich gekleidet, in der Tür. Bitte recht schön um Entschuldigung, aber —

MANDERS. Aha! Hm —

FRAU ALVING. Sie sind es, Engstrand?

ENGSTRAND. — es war keins von den Dienstmädchen da, und da war ich denn so dreist und frei, gleich anzuklopfen.

FRAU ALVING. Na ja, ja. Kommen Sie herein. Haben Sie mir etwas zu sagen?

ENGSTRAND tritt ein. Nein, danke ergebenst. Nur mit dem Herrn Pastor wollte ich gern ein paar Worte reden.

MANDERS geht auf und ab. Hm; so? Mit mir wollen Sie reden? Ach, wirklich?

ENGSTRAND. Ja, ich wollte so mächtig gern —

MANDERS bleibt vor ihm stehen. Na, darf ich fragen, um was es sich handelt?

ENGSTRAND. Jawohl, Herr Pastor, es war nämlich dies: nun haben wir da unten Klarierung. Schönen Dank, gnädige Frau. — Und nun sind wir fertig mit allem; und da meine ich, da wäre es so hübsch und passend, wenn wir, die wir die ganze Zeit rechtschaffen zusammen gearbeitet haben, — ich meine, wir sollten heut abend mit einer kleinen Andacht Schluß machen.

MANDERS. Einer Andacht? Unten im Asyl?

ENGSTRAND. Ja, aber wenn der Herr Pastor es nicht passend finden, so —

MANDERS. Ja, gewiß find' ich das, aber — hm —

ENGSTRAND. Ich selbst habe gewöhnlich abends so eine kleine Andacht unten abgehalten —

FRAU ALVING. So?

ENGSTRAND. Ja, dann und wann; sozusagen eine kleine Erbauungsstunde. Aber ich bin ja ein geringer, gemeiner Mann, und habe, Gott helf mir, nicht recht die Gaben, und da dachte ich denn, weil Herr Pastor Manders doch just hier sind, so —

MANDERS. Ja, sehen Sie, Engstrand, ich muß zuvor eine Frage an Sie richten. Haben Sie die rechte Stimmung für eine solche Andacht? Fühlen Sie Ihr Gewissen frei und leicht?

ENGSTRAND. Ach, du lieber Gott, ja, es verlohnt sich wohl nicht, vom Gewissen zu reden, Herr Pastor.

MANDERS. Doch, erst r e c h t wollen wir davon reden. Also antworten Sie?

ENGSTRAND. Ja, das Gewissen — das ist mannichmal eine eklige Geschichte.

MANDERS. Na, das sehen Sie wenigstens ein. Aber wollen Sie mir jetzt kurz und bündig sagen, — was hat es mit Regine für eine Bewandtnis?

FRAU ALVING hastig. Herr Pastor!

MANDERS beruhigt sie. Lassen Sie mich —

ENGSTRAND. Mit Regine! Herrjeh, wie Sie mir Angst machen! Sieht Frau Alving an. Es ist doch wohl nichts Schlimmes mit Regine passiert?

MANDERS. Das wollen wir nicht hoffen. Aber ich meine, wie hängt das mit Ihnen und Regine zusammen? Sie gelten ja für ihren Vater. Nun?

ENGSTRAND unsicher. Ja — hm — Herr Pastor wissen doch die Geschichte mit mir und der seligen Johanne.

MANDERS. Keine Verdrehung der Wahrheit mehr. Ihre verstorbene Frau hat Frau Alving den wirklichen Hergang mitgeteilt, ehe sie den Dienst verließ.

ENGSTRAND. Na, da soll aber doch gleich —! Das hat sie also doch getan?

MANDERS. Sie sind also entlarvt, Engstrand.

ENGSTRAND. Und sie schwor und fluchte doch so hoch und heilig, daß —

MANDERS. Fluchte!

ENGSTRAND. Nein, sie schwor bloß, aber so recht von Herzen.

MANDERS. Und in diesen ganzen Jahren haben Sie mir die Wahrheit verheimlicht. Verheimlicht m i r, der Ihnen unbedingt in allem und jedem getraut hat.

ENGSTRAND. Ja, leider habe ich das wohl.

MANDERS. Habe ich das um Sie verdient, Engstrand? Bin ich Ihnen nicht stets bereitwillig mit Rat und Tat an die Hand gegangen, soweit es in meiner Macht stand? Antworten Sie mir! Bin ich das nicht?

ENGSTRAND. Es wäre manches Mal nicht gut um mich bestellt gewesen, wenn ich den Pastor Manders nicht gehabt hätte.

MANDERS. Und da lohnen Sie es mir auf solche Art. Veranlassen mich, Unrichtigkeiten in das Kirchenbuch einzutragen, und enthalten mir dann noch jahrelang die Aufklärungen vor, die Sie mir und der Wahrheit schuldig waren. Ihre Handlungsweise ist ganz unverantwortlich gewesen, Engstrand; und von heut ab sind wir geschiedene Leute.

ENGSTRAND mit einem Seufzer. Ja, das sind wir wohl, wie ich mir denken kann.

MANDERS. Wie wollten Sie sich denn auch wohl rechtfertigen?

ENGSTRAND. Hätte sie sich denn durch Weitertratschen noch mehr verschimpfieren sollen? Stellen der Herr Pastor sich nur mal vor, Herr Pastor wären in derselben Lage wie die selige Johanne —

MANDERS. Ich!

ENGSTRAND. Jesus, Jesus, ich meine ja nicht akkurat so. Ich meine bloß, wenn der Herr Pastor in den Augen der Leute sozusagen einen Schandfleck hätten. Wir Mannsleute sollten so ein armes Frauenzimmer doch nicht so streng beurteilen, Herr Pastor.

MANDERS. Aber das tue ich ja gar nicht. Gegen S i e richten sich meine Vorwürfe.

ENGSTRAND. Dürfte ich mir wohl eine ganz, ganz lüttche Frage erlauben?

MANDERS. Na also, fragen Sie.

ENGSTRAND. Ist es nicht recht und billig von einem Manne, wenn er die Gefallene aufrichtet?

MANDERS. Ja, selbstverständlich.

ENGSTRAND. Und ist es nicht einem Mann seine Schuldigkeit, sein ehrliches Wort zu halten?

MANDERS. Ja natürlich; aber —

ENGSTRAND. Dazumal, als Johanne Schaden genommen hatte mittels des Engländers — oder vielleicht war's ein Amerikaner oder ein Russer, wie man das nennt, — na, also da kam sie in die Stadt. Die arme Person, die hatte schon früher einmal oder zweimal mich abfahren lassen, denn sie sah ja man bloß auf die Hübschigkeit; und ich hatte ja doch diesen Knax mit dem Bein. Herr Pastor werden wohl noch wissen, ich hatte mich mal auf einen Tanzboden gewagt, wo seefahrende Matrosen in Besoffenheit und Berauschung sozusagen radauten. Und wie ich sie nun vermahnen wollte, ein neues Leben zu wandeln —

FRAU ALVING drüben am Fenster. Hm —

MANDERS. Ich weiß, Engstrand; die rohen Menschen haben Sie die Treppe hinuntergeworfen. Diesen Vorgang haben Sie mir schon früher einmal erzählt. Sie tragen Ihr Gebrechen in Ehren.

ENGSTRAND. Ich prahle nicht damit, Herr Pastor. Aber was ich sagen wollte, — da kam sie also und vertraute sich mir unter Heulen und Zähneklappen an. Ich muß sagen, Herr Pastor, das tat mir bitter leid mit anzuhören.

MANDERS. Tat es das, Engstrand? Na, und dann?

ENGSTRAND. Na, und da sagte ich zu ihr: Der Amerikaner, der treibt sich auf dem Weltmeer herum. Und Du, Johanne, sagte ich, Du hast einen Sündenfall begangen und bist ein gefallenes Wesen. Aber Jakob

Engstrand, sagte ich, ja der steht auf zwei reellen Beinen, — das meint' ich nun sozusagen gleichnisweise, Herr Pastor.

MANDERS. Verstehe schon; fahren Sie nur fort.

ENGSTRAND. Na, und da richtete ich sie wieder auf und ließ mich ehrlich mit ihr trauen, damit die Leute nicht zu wissen kriegten, wie sie sich mit dem Fremden vergangen hatte.

MANDERS. Das war sehr schön von Ihnen gehandelt. Nur kann ich nicht billigen, daß Sie sich dazu verstehen konnten, Geld anzunehmen, —

ENGSTRAND. Geld? Ich? Nicht einen Groschen.

MANDERS fragend zu Frau Alving. Aber —!

ENGSTRAND. Ach ja, — warten Sie mal; nun fällt's mir ein. Johanne hatte doch wohl ein paar Pfennige. Aber d a von wollte ich nichts wissen. Pfui, sagte ich, Mammon, das ist Sündenlohn; das erbärmliche Gold — oder Papiergeld, was es nun war — das werfen wir dem Amerikaner wieder in den Hals, sagte ich. Aber er war weg und verschwunden, weit übers wilde Meer, Herr Pastor.

MANDERS. War er das, mein guter Engstrand?

ENGSTRAND. Jawohl. Und da beschlossen ich und Johanne, daß das Geld dazu gebraucht werden sollte, das Kind zu erziehen; und so geschah es auch; und ich kann über jeden Pfennig Rechenschaft geben, wo er geblieben ist.

MANDERS. Das ändert die Sache allerdings ganz bedeutend.

ENGSTRAND. So hängt es zusammen, Herr Pastor. Und ich kann wohl sagen, ich bin Reginen ein ehrlicher Vater gewesen, — soweit meine Kräfte gereicht haben — denn ich bin nur ein schwacher Mann, leider.

MANDERS. Na, na, mein lieber Engstrand —

ENGSTRAND. Aber ich kann wohl sagen, ich habe das Kind erzogen und mit der seligen Johanne in Liebe gelebt und Hauszucht geübt, wie geschrieben steht. Aber nie wär's mir doch eingefallen, zu Herrn Pastor heraufzugehen und zu prahlen und mir was darauf zu-

gute zu tun, daß ich auch mal ein gutes Werk getan habe, ich auch. Nein, wenn Jakob Engstrand so was passiert, dann schweigt er stille. Leider kommt es wohl nicht gar zu oft vor, weiß wohl. Und wenn ich zu Herrn Pastor komme, dann habe ich ewig so viel zu reden von dem, was da töricht und gebrechlich ist. Denn ich sage, was ich vorhin schon gesagt habe — mit dem Gewissen ist das manchmal eine böse Sache.

MANDERS. Reichen Sie mir Ihre Hand, Jakob Engstrand.

ENGSTRAND. Jesus, Herr Pastor —

MANDERS. Keine Umstände. Drückt ihm die Hand. So!

ENGSTRAND. Und wenn ich den Herrn Pastor nun recht hübsch brav um Verzeihung bäte —

MANDERS. Sie mich? Nein, im Gegenteil, — ich muß Sie um Verzeihung bitten —

ENGSTRAND. I Gott behüte, nein!

MANDERS. Ja, unter allen Umständen. Und ich tue es von ganzem Herzen. Verzeihen Sie, daß ich Sie so verkennen konnte. Ich wünschte, ich könnte Ihnen irgend einen Beweis meines aufrichtigen Bedauerns und meines Wohlwollens geben —

ENGSTRAND. Wollten der Herr Pastor das?

MANDERS. Mit dem allergrößten Vergnügen —

ENGSTRAND. Ja, dazu wäre jetzt freilich eine Gelegenheit. Mit dem Glücksgelde, das ich mir hier auf die Seite gelegt habe, denke ich in der Stadt so eine Art Seemannsheim zu gründen.

FRAU ALVING. Sie?

ENGSTRAND. Ja, das sollte sozusagen eine Art Asyl werden. Der Versuchungen sind so viele für den Seefahrer, wenn er auf dem Festlande wandelt. Aber in diesem meinem Haus könnte er gewissermaßen wie unter einer väterlichen Aufsicht sein, dachte ich.

MANDERS. Was sagen Sie dazu, Frau Alving!

ENGSTRAND. Ich habe ja, weiß Gott, nicht gar viel für den Anfang; wenn mir nur ein Wohltäter hilfreiche Hand liehe, so —

MANDERS. Ja, ja, wir wollen die Sache in nähere Erwägung ziehen. Ihr Unternehmen sagt mir ganz außerordentlich zu. Aber jetzt gehen Sie nur voraus und setzen Sie alles in Stand und stecken Sie Licht an, damit es ein bißchen feierlich aussieht. Und dann werden wir eine Erbauungsstunde zusammen halten, mein lieber Engstrand; denn jetzt, glaube ich, haben Sie die rechte Stimmung.

ENGSTRAND. Ja, das glaube ich auch. Und somit adieu, gnädige Frau, und Dank für alles. Passen Sie mir nur recht gut auf die Regine auf. Wischt sich eine Träne aus dem Auge. Das Kind von Johanne selig — hm — 's ist eine wunderliche Sache — aber es ist akkrat so, als wäre sie mir ans Herze festgewachsen. Weiß Gott ja, es ist so. Grüßt und geht durchs Vorzimmer ab.

MANDERS. Na, Frau Alving, was sagen Sie jetzt zu dem Mann! Das war eine ganz andere Erklärung, die wir da bekommen haben.

FRAU ALVING. Ja, allerdings.

MANDERS. Da, sehen Sie, wie außerordentlich vorsichtig man sein muß mit der Verurteilung eines Mitmenschen. Aber es ist doch auch eine Herzensfreude, sich davon zu überzeugen, daß man geirrt hat. Oder was meinen Sie?

FRAU ALVING. Ich meine, Sie sind und bleiben ein großes Kind, Manders.

MANDERS. Ich?

FRAU ALVING legt beide Hände ihm auf die Schultern. Und ich sage, ich hätte Lust, Ihnen mit beiden Armen um den Hals zu fallen.

MANDERS entzieht sich ihr schnell. Nein, nein, Gott schütze Sie —; solche Gelüste —

FRAU ALVING mit leichtem Lächeln. Haben Sie nur keine Angst vor mir.

MANDERS am Tische. Sie haben manchmal eine so übertriebene Art, sich auszudrücken. Doch nun will ich zuerst die Dokumente zusammenpacken und sie in meine Tasche tun. Tut, wie er sagt. So. Und nun adieu

so lange. Geben Sie Obacht, wenn Osvald zurückkommt! Ich spreche später noch einmal bei Ihnen vor. Nimmt seinen Hut und geht durchs Vorzimmer ab.

FRAU ALVING seufzt, sieht einen Augenblick zum Fenster hinaus, räumt ein wenig im Zimmer auf, will in das Speisezimmer gehen, bleibt jedoch mit einem gedämpften Aufschrei in der Tür stehen. Osvald, Du sitzt noch bei Tische!

OSVALD im Speisezimmer. Ich rauche nur meine Zigarre zu Ende.

FRAU ALVING. Ich glaubte, Du wärst ein bißchen die Straße hinaufgegangen.

OSVALD. Bei solchem Wetter?

Ein Glas klirrt. Frau Alving läßt die Tür offen stehen und setzt sich mit ihrem Strickzeug auf das Sofa neben dem Fenster.

OSVALD drinnen. War das nicht Pastor Manders, der da eben fortging?

FRAU ALVING. Ja, er ist hinunter nach dem Asyl.

OSVALD. Hm.

Glas und Flasche klirren wieder.

FRAU ALVING mit besorgtem Blick. Lieber Osvald, mit dem Likör solltest Du vorsichtig sein. Der ist stark.

OSVALD. Er ist gut gegen die Feuchtigkeit.

FRAU ALVING. Willst Du nicht lieber zu mir herein kommen?

OSVALD. Da drin darf ich ja nicht rauchen.

FRAU ALVING. Eine Zigarre darfst Du rauchen, das weißt Du doch.

OSVALD. Ja, ja, dann komme ich. Nur noch ein kleines Tröpfchen. — So. Kommt mit der Zigarre ins Zimmer und schließt die Tür hinter sich. Kurze Pause.

OSVALD. Wo ist der Pastor hin?

FRAU ALVING. Ich habe Dir ja schon gesagt, nach dem Asyl hinunter.

OSVALD. Ach ja, — ist ja wahr.

FRAU ALVING. Du solltest nicht so lange bei Tische sitzen bleiben, Osvald.

OSVALD mit der Zigarre hinter dem Rücken. Aber Mutter, ich finde es so gemütlich. Streichelt und liebkost sie. Denk doch mal — was für mich, der nun wieder zu Hause ist, das heißt: an Mutters Tisch in Mutters Stube zu sitzen und von Mutters leckeren Speisen zu essen.

FRAU ALVING. Mein lieber, lieber Junge!

OSVALD etwas ungeduldig, geht auf und ab und raucht. Und was soll ich hier sonst auch unternehmen? Ich kann nichts schaffen —

FRAU ALVING. Das kannst Du nicht?

OSVALD. Bei so trübem Wetter? Wo den ganzen Tag kein Sonnenstrahl zu sehen ist? Geht durchs Zimmer. Ach! nicht arbeiten können —!

FRAU ALVING. Vielleicht war es doch etwas unüberlegt von Dir, nach Hause zu kommen.

OSVALD. Nein, Mutter; es mußte sein.

FRAU ALVING. Zehnmal lieber wollte ich das Glück entbehren, Dich bei mir zu haben, als daß Du —

OSVALD bleibt am Tische stehen. Sag' mal, Mutter, — ist es denn wirklich ein so großes Glück für Dich, mich wieder zu Hause zu haben?

FRAU ALVING. Ob das ein Glück für mich ist!

OSVALD zerknittert eine Zeitung. Mich dünkt, es müßte Dir so gut wie gleichgültig sein, ob ich da bin oder nicht.

FRAU ALVING. Und Du hast das Herz, das Deiner Mutter zu sagen, Osvald?

OSVALD. Du hast doch früher so gut ohne mich leben können.

FRAU ALVING. Ja; ich habe ohne Dich gelebt; — das ist wahr.

Pause. Die Dämmerung setzt langsam ein. Osvald geht im Zimmer auf und ab. Die Zigarre hat er weggelegt.

OSVALD bleibt bei Frau Alving stehen. Mutter, darf ich mich zu Dir aufs Sofa setzen?

FRAU ALVING macht ihm Platz. Ja, komm, mein lieber Junge!

OSVALD setzt sich. Jetzt muß ich Dir etwas sagen, Mutter.

FRAU ALVING gespannt. Nun?

OSVALD starrt vor sich hin. Denn ich kann es auf die Dauer nicht ertragen.

FRAU ALVING. Was denn? Was ist?

OSVALD wie oben. Ich habe nicht gewagt, Dir darüber zu schreiben; und seit ich wieder zu Hause bin —

FRAU ALVING packt ihn am Arm. Osvald, was ist?

OSVALD. Gestern wie auch heut habe ich versucht, die Gedanken abzuschütteln, — mich loszureißen. Aber es geht nicht.

FRAU ALVING steht auf. Du sollst jetzt mit der Sprache herauskommen, Osvald!

OSVALD zieht sie wieder aufs Sofa nieder. Bleib sitzen, dann will ich es Dir zu sagen versuchen. — Ich habe über Müdigkeit infolge der Reise geklagt —

FRAU ALVING. Nun ja. Und —

OSVALD. Aber das ist es nicht, was mir fehlt; nicht eine gewöhnliche Müdigkeit —

FRAU ALVING will aufspringen. Du bist doch nicht krank, Osvald!

OSVALD zieht sie wieder nieder. Bleib sitzen, Mutter. Nimm es nur in Ruhe auf. Ich bin auch nicht so richtig krank; nicht, was man im allgemeinen krank nennt. Schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Mutter, ich bin geistig gebrochen, — vernichtet, — ich darf nie wieder ans Arbeiten denken! Birgt hastig das Gesicht in den Händen, wirft sich in Frau Alvings Schoß und bricht in Schluchzen aus.

FRAU ALVING bleich und zitternd. Osvald! Sieh mich mal an! Nein, nein, das ist nicht wahr.

OSVALD sieht mit verzweifelten Blicken auf. Nie mehr arbeiten können! Nie — nie mehr! Tot sein bei lebendigem Leibe! Mutter, kannst Du Dir etwas so Furchtbares denken?

FRAU ALVING. Mein unglücklicher Junge! Wie ist dies Furchtbare über Dich gekommen?

OSVALD setzt sich wieder aufrecht. Ja, eben das kann ich absolut nicht fassen und begreifen. Ich habe niemals ein ausschweifendes Leben geführt. In gar keiner Be-

ziehung. Das darfst Du von mir nicht glauben, Mutter! Das habe ich nie getan.

FRAU ALVING. Das glaube ich auch nicht, Osvald.

OSVALD. Und doch ist so etwas über mich gekommen! Dieses fürchterliche Unglück!

FRAU ALVING. Ach, das wird sich schon wieder geben, mein lieber Herzensjunge. Es ist nur Überanstrengung. Das kannst Du mir glauben.

OSVALD schwermütig. Das habe ich im Anfang auch geglaubt; aber es ist nicht so.

FRAU ALVING. Erzähl' mir alles von A bis Z.

OSVALD. Das will ich auch.

FRAU ALVING. Wann hast Du es zuerst gemerkt?

OSVALD. Gleich nachdem ich das letzte Mal hier gewesen und wieder nach Paris gekommen war. Es fing damit an, daß ich die wahnsinnigsten Kopfschmerzen bekam, — meistens im Hinterkopf, wie mir schien. Mir war, als würde mir ein enger Eisenring um den Nacken und nach oben hinauf geschraubt.

FRAU ALVING. Und weiter?

OSVALD. Zunächst glaubte ich, es wäre nur der gewöhnliche Kopfschmerz, von dem ich in der Zeit meines Wachstums so sehr geplagt wurde.

FRAU ALVING. Ja, ja —

OSVALD. Aber das war es nicht; das merkte ich bald. Ich konnte nicht mehr arbeiten. Ich wollte ein neues großes Bild anfangen; aber es war, als ob die Kräfte mich verließen; meine ganze Energie war wie gelähmt; ich konnte mich nicht zu festen Vorstellungen sammeln; es schwindelte mir vor den Augen, — alles drehte sich im Kreise. Ach, es war ein entsetzlicher Zustand! Schließlich habe ich zum Arzt geschickt — und von ihm habe ich Aufschluß erhalten.

FRAU ALVING. Wie meinst Du das?

OSVALD. Es war einer der ersten Ärzte von Paris. Ich mußte ihm beschreiben, was und wie ich es fühlte; und da fing er denn an, mir eine ganze Reihe Fragen

zu stellen, die mit der Sache scheinbar nichts zu tun hatten; ich begriff nicht, wo der Mann hinaus wollte —

FRAU ALVING. Nun?

OSVALD. Schließlich sagte er: von Geburt an haben Sie was Wurmstichiges an sich gehabt; — er brauchte genau den Ausdruck: „vermoulu“.

FRAU ALVING gespannt. Was meinte er damit?

OSVALD. Ich verstand es auch nicht und bat ihn um eine nähere Erklärung. Und da sagte der alte Zyniker — Ballt die Faust. Oh —!

FRAU ALVING. Was sagte er?

OSVALD. Er sagte: der Väter Sünden werden heimgesucht an den Kindern.

FRAU ALVING steht langsam auf. Der Väter Sünden —!

OSVALD. Ich war versucht, ihm ins Gesicht zu schlagen —

FRAU ALVING geht durchs Zimmer. Der Väter Sünden —

OSVALD lächelt schwermütig. Ja, was sagst Du dazu? Natürlich versicherte ich ihm, daß von so etwas gar nicht die Rede sein könne. Aber glaubst Du, daß er sich davon abbringen ließ? Nein; er blieb dabei; und erst nachdem ich Deine Briefe hervorgeholt und ihm alle die Stellen übersetzt hatte, die vom Vater handelten —

FRAU ALVING. Da —?

OSVALD. Ja, da mußte er selbstverständlich zugeben, daß er auf falscher Fährte gewesen war; und dann erfuhr ich die Wahrheit. Die unfaßbare Wahrheit! Jenem seligen, glücklichen Jugendleben mit den Kameraden hätte ich mich fernhalten müssen. Es hätte meine Kräfte wesentlich überstiegen. Also selbstverschuldet!

FRAU ALVING. Osvald! Ach nein, glaub' das nicht!

OSVALD. Eine andere Erklärung wäre nicht möglich, sagte er. Das ist das Furchtbare. Rettungslos verloren fürs ganze Leben — durch meine eigene Unbesonnenheit. Was hätte ich nicht alles auf der Welt

vollbringen können, — nicht mal mehr daran denken zu dürfen, — nicht daran denken zu können. O, könnte ich nur ein neues Leben beginnen, — könnte ich alles ungeschehen machen! Wirft sich mit dem Gesicht aufs Sofa.

Frau Alving ringt die Hände und geht in innerem Kampf auf und ab.

OSVALD sieht nach einer Weile auf und bleibt, auf den Ellenbogen gestützt, halb liegen. Wenn es doch nur wenigstens etwas Ererbtes wäre, — etwas, wofür man selbst nichts kann. Aber so! Auf so schändliche, gedankenlose, leichtsinnige Art sein ganzes Glück, seine ganze Gesundheit, alles, aber auch alles, — seine Zukunft, sein Leben verwirtschaftet zu haben —!

FRAU ALVING. Nein, nein, mein Herzensjunge! das ist unmöglich! Beugt sich über ihn. Es steht nicht so verzweifelt um Dich, wie Du glaubst.

OSVALD. Ach, Du weißt nicht —. Springt auf. Und dann, Mutter —, daß ich Dir diese Sorge machen muß! Manchmal habe ich fast gewünscht und gehofft, Du möchtest mich weniger lieb haben.

FRAU ALVING. Ich! Osvald, mein einziger Junge! Das Einzige, was ich auf Erden besitze und habe! Das Einzige, was ich liebe.

OSVALD ergreift ihre beiden Hände und küßt sie. Freilich, ich sehe es wohl. Wenn ich zu Hause bin, so sehe ich es ja. Und das ist mit das Schwerste für mich. — Jetzt weißt Du es also. Und nun wollen wir für heute nicht mehr davon reden. Ich kann es nicht vertragen, so lange hintereinander darüber nachzudenken. Geht durchs Zimmer. Schaff' mir was zu trinken, Mutter.

FRAU ALVING. Zu trinken? Was willst Du jetzt trinken?

OSVALD. Ach irgend was. Du hast ja kalten Punsch im Hause.

FRAU ALVING. Ja, aber lieber Osvald —!

OSVALD. Du darfst nichts dagegen haben, Mutter. Sei doch nett! Ich muß etwas haben, womit ich

all diese quälenden Gedanken hinunterspüle. Geht ins Blumenzimmer. Und dann — wie dunkel es hier ist!

Frau Alving zieht rechts an einem Klingelzug.

OSVALD. Und dieses unaufhörliche Regenwetter. Wochenlang kann es so andauern; ganze Monate. Nie bekommt man einen Sonnenstrahl zu sehen. So oft ich auch in der Heimat war, nie erinnere ich mich, Sonnenschein gesehen zu haben.

FRAU ALVING. Osvald, — Du denkst daran, mich wieder zu verlassen!

OSVALD. Hm — atmet schwer. Ich denke an gar nichts. Kann an nichts denken! Leise. Das lasse ich hübsch bleiben.

REGINE aus dem Speisezimmer. Haben gnädige Frau geschellt?

FRAU ALVING. Ja, bring uns die Lampe.

REGINE. Gleich, gnädige Frau. Sie ist schon angesteckt.

Ab.

FRAU ALVING geht zu Osvald hin. Osvald, verbirg mir nichts.

OSVALD. Das tue ich auch nicht, Mutter. Geht an den Tisch. Ich meine, ich hätte Dir doch schon genug gesagt.

REGINE bringt die Lampe, stellt sie auf den Tisch.

FRAU ALVING. Du, Regine, Du könntest uns eine halbe Flasche Champagner bringen.

REGINE. Schön, gnädige Frau. Ab.

OSVALD faßt Frau Alvings Kopf mit beiden Händen. Das ist schön von Dir. Ich wußte doch, Mutter würde ihren Jungen nicht verdursten lassen.

FRAU ALVING. Mein armer, lieber Osvald; wie sollte ich Dir jetzt etwas abschlagen können?

OSVALD lebhaft. Ist das wahr, Mutter? Ist das Dein Ernst?

FRAU ALVING. Wie? Was?

OSVALD. Daß Du mir nichts abschlagen könntest?

FRAU ALVING. Aber lieber Osvald —

OSVALD. Pst!

REGINE bringt auf einem Teebrett eine halbe Flasche Champagner und zwei Gläser, die sie auf den Tisch stellt. Soll ich aufziehen —?

OSVALD. Nein, danke schön, — das tue ich selbst.

Regine wieder ab.

FRAU ALVING nimmt am Tische Platz. Was meintest Du — was dürfte ich Dir nicht abschlagen?

OSVALD mit dem Aufziehen der Flasche beschäftigt. Zuerst ein Glas — oder zwei. Der Pfropfen springt; er schenkt das eine Glas voll und will auch das andere füllen.

FRAU ALVING hält die Hand über das Glas. Danke, — für mich nicht.

OSVALD. Na, dann für mich! Er leert das Glas, füllt es aufs neue und leert es noch einmal; dann setzt er sich an den Tisch.

FRAU ALVING gespannt. Nun, und —?

OSVALD, ohne sie anzusehen. Hör' mal, Du, — Pastor Manders und Du, Ihr kamt mir so wunderlich — hm, so schweigsam bei Tische vor.

FRAU ALVING. Hast Du das bemerkt?

OSVALD. Ja. Hm —. Nach einer kurzen Pause. Sag' mal, — wie findest Du Regine?

FRAU ALVING. Wie ich sie finde?

OSVALD. Ja, ist sie nicht prächtig?

FRAU ALVING. Lieber Osvald, Du kennst sie nicht so genau wie ich —

OSVALD. Nun?

FRAU ALVING. Regine ist leider zu lange bei ihren Eltern zu Haus gewesen. Ich hätte sie früher zu mir nehmen sollen.

OSVALD. Ja, aber ist sie nicht prächtig anzusehen, Mutter? Füllt sein Glas.

FRAU ALVING. Regine hat viele und große Fehler —

OSVALD. Nun ja, doch was tut das? Trinkt wieder.

FRAU ALVING. Trotzdem aber mag ich sie leiden; und ich bin für sie verantwortlich. Um alles auf der Welt möchte ich nicht, daß ihr etwas zustieße.

OSVALD springt auf. Mutter, Regine ist meine einzige Rettung!

FRAU ALVING steht auf. Was meinst Du damit?

OSVALD. Ich kann diese Seelenqualen auf die Dauer nicht allein ertragen.

FRAU ALVING. Hast Du denn nicht Deine Mutter, die sie Dir ertragen hilft?

OSVALD. Ja, das dachte ich, und deshalb bin ich auch zu Dir zurückgekommen. Aber auf diese Art geht es nicht. Ich seh's; es geht nicht. Hier halte ich das Leben nicht aus!

FRAU ALVING. Osvald.

OSVALD. Ich muß anders leben, Mutter. Deshalb muß ich fort von Dir. Ich will nicht haben, daß Du es immer mit ansiehst.

FRAU ALVING. Mein unglücklicher Junge! Aber Osvald, solange Du so krank bist wie jetzt —

OSVALD. Wäre es die Krankheit allein, ich würde bei Dir bleiben, Mutter. Denn ich habe auf der Welt keinen besseren Freund als Dich.

FRAU ALVING. Ja, nicht wahr, Osvald? das hast Du nicht!

OSVALD geht unruhig umher. Aber es sind die Qualen alle — etwas — die Reue, — und dann die schreckliche tödliche Angst. O — diese entsetzliche Angst!

FRAU ALVING ihm nachgehend. Angst? Was für eine Angst. Was meinst Du?

OSVALD. Ach, Du darfst nicht weiter fragen. Ich weiß es nicht. Ich kann es Dir nicht beschreiben.

FRAU ALVING geht nach rechts und zieht die Glocke.

OSVALD. Was willst Du?

FRAU ALVING. Ich will meinen Jungen fröhlich sehen, — das will ich. Er soll nicht mehr herumgehen und grübeln. Zu Regine, die in der Tür erscheint. Mehr Champagner. Eine ganze Flasche. Regine ab.

OSVALD. Mutter!

FRAU ALVING. Meinst Du, wir verstünden hier auf dem Lande nicht auch zu leben?

OSVALD. Ist sie nicht prächtig anzusehen? Wie sie gebaut ist! Und so kerngesund.

FRAU ALVING setzt sich an den Tisch. Setz' Dich, Osvald, und laß uns ruhig miteinander reden.

OSVALD setzt sich. Du weißt wohl nicht, Mutter, daß ich an Regine ein Unrecht wieder gut zu machen habe?

FRAU ALVING. Du!

OSVALD. Oder doch eine kleine Unbesonnenheit — wenn Du es so nennen willst. Sehr unschuldig übrigens. Als ich das letzte Mal hier war —

FRAU ALVING. Ja?

OSVALD. — da fragte sie mich oft nach Paris, und ich erzählte ihr allerlei davon. So erinnere ich mich, daß ich sie eines Tages beiläufig fragte: Möchten Sie nicht selbst mal hin?

FRAU ALVING. Nun?

OSVALD. Ich sah, daß sie rot wie Feuer wurde, und dann sagte sie : ja, das möchte ich furchtbar gern. — Na ja, erwiderte ich, das wird sich schon noch einmal machen lassen — oder so was Ähnliches.

FRAU ALVING. Und weiter?

OSVALD. Ich hatte natürlich die ganze Sache vergessen; als ich sie vorgestern aber fragte, ob sie sich freue, daß ich nun so lange daheim bleiben würde —

FRAU ALVING. Ja?

OSVALD. — da sah sie mich so eigentümlich an, und dann fragte sie: was wird dann aber aus meiner Reise nach Paris?

FRAU ALVING. Ihrer Reise!

OSVALD. Und da bekam ich denn aus ihr heraus, daß sie die Sache ernst genommen, daß sie in der ganzen Zeit unablässig an mich gedacht hatte, und daß sie eifrig französisch gelernt hatte —

FRAU ALVING. Darum also —

OSVALD. Mutter, — als ich das prächtige, schöne, kernfrische Mädchen da vor mir stehen sah — früher hatte ich sie ja gar nicht weiter beachtet — aber jetzt,

— wie sie sozusagen mit offenen Armen vor mir stand, bereit, mich zu empfangen —

FRAU ALVING. Osvald!

OSVALD. — da wurde mir klar, daß in ihr meine Rettung sei; denn ich sah, in ihr ist Lebensfreude.

FRAU ALVING stutzt. Lebensfreude —? Kann d a rin Rettung sein?

REGINE aus dem Speisezimmer mit einer Flasche Champagner. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so lange geblieben bin, aber ich mußte in den Keller — Stellt die Flasche auf den Tisch.

OSVALD. Hol' noch ein Glas.

REGINE sieht ihn verwundert an. Das Glas für die gnädige Frau steht da, Herr Alving.

OSVALD. Ja, aber Du sollst noch eins für Dich selbst holen, Regine.

REGINE fährt zusammen und wirft einen blitzschnellen, scheuen Seitenblick auf Frau Alving.

OSVALD. Nun?

REGINE leise und zögernd. Erlaubt es die gnädige Frau —?

FRAU ALVING. Hol' das Glas, Regine.

Regine ab ins Speisezimmer.

OSVALD sieht ihr nach. Hast Du bemerkt, wie sie geht? So fest und unbefangen.

FRAU ALVING. Das geschieht nicht, Osvald!

OSVALD. Es ist beschlossene Sache. Das siehst Du doch. Dagegen nützt kein Reden mehr.

REGINE kommt mit einem leeren Glas, das sie in der Hand behält.

OSVALD. Setz' Dich, Regine.

Regine sieht fragend Frau Alving an.

FRAU ALVING. Setz' Dich hin.

REGINE setzt sich auf einen Stuhl neben der Tür zum Speisezimmer und behält das leere Glas in der Hand.

FRAU ALVING. Osvald, — was hast Du da eben von der Lebensfreude gesagt?

OSVALD. Ja, Mutter, die Lebensfreude, — von der wißt Ihr hier zu Lande nicht viel. Ich spüre sie hier nie.

FRAU ALVING. Auch nicht, wenn Du bei mir bist?

OSVALD. Wenn ich daheim bin, nicht. Aber das verstehst Du nicht.

FRAU ALVING. O ja, ich glaube fast, ich verstehe es — jetzt.

OSVALD. Die Lebensfreude — und dann die Arbeitsfreude. Im Grunde genommen ist das wohl dasselbe. Aber auch von der wißt Ihr nichts.

FRAU ALVING. Da kannst Du recht haben. Osvald, laß mich mehr davon hören.

OSVALD. Ja, ich meine nur, daß den Leuten hier der Glaube eingebläut wird, die Arbeit sei ein Fluch und eine Sündenstrafe, und das Leben sei eine jämmerliche Sache, aus der man gar nicht schnell genug herauskommen könnte.

FRAU ALVING. Ein Jammertal, ja. Und dazu machen wir es auch mit redlichem Bemühen.

OSVALD. Von so etwas aber wollen in der Fremde draußen die Menschen nichts wissen. Da glaubt keine Seele mehr ernstlich an solche Lehren. Da wird es schon als helle Glückseligkeit empfunden, nur auf der Welt zu sein. Mutter, ist es Dir nicht aufgefallen, daß es sich bei allem, was ich gemalt habe, um die Lebensfreude gehandelt hat? Stets und ständig um die Lebensfreude. Da sind Licht und Sonnenschein und Sonntagsluft, — und strahlende, vergnügte Menschengesichter. Darum habe ich Angst, hier zu Hause bei Dir zu bleiben.

FRAU ALVING. Angst? Wovor hast Du denn Angst hier bei mir?

OSVALD. Ich habe Angst, es könnte alles, was in mir lodert, hier in Häßlichkeit ausarten.

FRAU ALVING sieht ihn fest an. Das, meinst Du, könnte geschehen?

OSVALD. Ich bin davon überzeugt. Und lebtest Du hier bei uns auch dasselbe Leben wie dort in der Fremde, so wäre es doch nicht dasselbe Leben.

FRAU ALVING hat gespannt zugehört, sieht jetzt mit großen, gedankenvollen Augen auf und sagt: Nun sehe ich den Zusammenhang.

OSVALD. Was siehst Du?

FRAU ALVING. Jetzt sehe ich ihn zum ersten Mal. Und nun kann ich reden.

OSVALD steht auf. Mutter, ich verstehe Dich nicht.

REGINE, die ebenfalls aufgestanden ist. Soll ich vielleicht gehen?

FRAU ALVING. Nein, bleib hier. Jetzt kann ich reden. Jetzt, mein Junge, sollst Du alles erfahren. Und dann magst Du wählen. Osvald! Regine!

OSVALD. Still. Der Pastor —

PASTOR MANDERS kommt durch die Vorzimmertür. So —, eine herzerquickende Stunde haben wir jetzt eben da unten gehabt.

OSVALD. Wir auch.

MANDERS. Engstrand muß mit seinem Seemannsheim geholfen werden. Regine wird mit ihm gehen und ihm behilflich sein —

REGINE. Nein, danke, Herr Pastor.

MANDERS gewahrt sie erst jetzt. Wie —? Hier, — und ein Glas in der Hand!

REGINE stellt das Glas rasch weg. Pardon —!

OSVALD. Regine geht mit mir, Herr Pastor.

MANDERS. Geht —! Mit Ihnen!

OSVALD. Ja, als meine Frau, — wenn sie es verlangt.

MANDERS. Aber du barmherziger —!

REGINE. Ich kann nichts dafür, Herr Pastor.

OSVALD. Oder sie bleibt hier, wenn ich bleibe.

REGINE unwillkürlich. Hier?!

MANDERS. Ich bin starr über Sie, Frau Alving.

FRAU ALVING. Keines von beiden wird geschehen; denn jetzt darf ich frei reden.

MANDERS. Aber das werden Sie doch nicht! Nein, nein, nein!

FRAU ALVING. Jawohl, ich kann und ich will. Und doch sollen keine Ideale fallen.

OSVALD. Mutter, hier wird mir etwas verheimlicht!

REGINE horcht auf. Gnädige Frau! Hören Sie nur! Draußen schreien die Leute. Geht ins Blumenzimmer und sieht hinaus.

OSVALD eilt ans Fenster links. Was ist denn da los? Woher kommt der Feuerschein?

REGINE ruft: Es brennt im Asyl!

FRAU ALVING ans Fenster stürzend. Brennt?!

MANDERS. Brennt? Unmöglich. Ich war ja eben erst dort.

OSVALD. Wo ist mein Hut? Na, einerlei —. Vaters Asyl —! Stürzt zur Gartentür hinaus.

FRAU ALVING. Mein Tuch, Regine! Es brennt lichterloh!

MANDERS. Entsetzlich! Frau Alving, d a leuchtet das Strafgericht über diesem Haus der Verirrung!

FRAU ALVING. Ja, ja, — gewiß. Komm, Regine. Sie und Regine eilen durch das Vorzimmer ab.

MANDERS schlägt die Hände zusammen. Und nicht versichert! Denselben Weg ab.

DRITTER AKT

Zimmer wie vorher. Alle Türen stehen auf. Die Lampe brennt noch immer auf dem Tische. Draußen ist es dunkel. Nur ein schwacher Feuerschein links im Hintergrunde.

F r a u A l v i n g , ein großes Tuch über dem Kopf, steht hinten im Blumenzimmer und sieht hinaus, R e g i n e , die auch ein Tuch um hat, steht ein wenig hinter ihr.

FRAU ALVING. Niedergebrannt, alles! Bis auf den Grund.

REGINE. Es brennt noch in den Kellern.

FRAU ALVING. Daß Osvald nicht heraufkommt! Es ist ja nichts mehr zu retten.

REGINE. Soll ich ihm vielleicht den Hut hinunterbringen?

FRAU ALVING. Nicht einmal seinen Hut hat er auf?

REGINE zeigt nach dem Vorzimmer. Nein, da hängt er.

FRAU ALVING. So laß ihn hängen. Er muß doch gleich kommen. Ich werde selbst nachsehen. Durch die Gartentür ab.

MANDERS kommt aus dem Vorzimmer. Ist Frau Alving nicht hier?

REGINE. Sie ist eben hinunter in den Garten.

MANDERS. Das ist die entsetzlichste Nacht, die ich je erlebt habe.

REGINE. Ja, ist das nicht ein grauenhaftes Unglück, Herr Pastor?

MANDERS. Ach, sprechen Sie nicht davon! Ich darf nicht einmal dran denken!

REGINE. Aber wie mag es nur zugegangen sein —?

MANDERS. Fragen Sie mich nicht, Jungfer Engstrand! Woher soll i c h das wissen? Wollen S i e vielleicht auch —? Ist es noch nicht genug, wenn Ihr Vater —?

REGINE. Was ist mit ihm?

MANDERS. Er hat mich rein verdreht im Kopf gemacht.

ENGSTRAND kommt durch das Vorzimmer. Herr Pastor —!

MANDERS wendet sich erschrocken um. Sind Sie hier auch hinter mir her?

ENGSTRAND. Ja, Donnerwetter —! Herrjesus, nein! Aber das ist doch zu scheußlich, Herr Pastor!

MANDERS geht auf und ab. Leider, leider!

REGINE. Was ist denn?

ENGSTRAND. Ach, sieh mal, es kam von dieser Andacht her. Leise. Jetzt ist er auf den Leim gegangen, mein Kind! Laut. Und daß i c h schuld sein muß, daß Herr Pastor Manders sich so etwas hat zu schulden kommen lassen.

MANDERS. Aber ich versichere Ihnen, Engstrand —

ENGSTRAND. Es hat aber doch kein anderer als der Herr Pastor mit dem Licht herumgefuchtelt.

MANDERS bleibt stehen. Ja, das behaupten Sie. Aber ich erinnere mich wahrhaftig nicht, ein Licht in der Hand gehabt zu haben.

ENGSTRAND. Aber ich habe doch ganz deutlich gesehen, daß Herr Pastor das Licht packten und es mit den Fingern schneuzten und die Schnuppe in die Hobelspäne schmissen.

MANDERS. Und das haben Sie gesehen?

ENGSTRAND. Na gewiß doch.

MANDERS. Das ist mir ganz unbegreiflich. Es ist doch sonst meine Gewohnheit nicht, das Licht mit den Fingern zu putzen.

ENGSTRAND. Ja, es sah auch ruppig genug aus, — das tat es. Aber kann es denn wirklich den Hals kosten, Herr Pastor?

MANDERS geht unruhig auf und ab. Ach! fragen Sie mich nicht!

ENGSTRAND geht mit ihm. Und versichert haben Herr Pastor auch nicht?

MANDERS immer im Gehen. Nein, nein, nein; Sie hören es ja.

ENGSTRAND hinter ihm her. Nicht versichert. Und sich sachte aus dem Staube zu machen und die ganze Pastete anzustecken. Herrjeh, Herrjeh, was für ein Unglück!

MANDERS trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Ja, Engstrand, das dürfen Sie schon sagen.

ENGSTRAND. Und daß so was mit einer wohltätigen Anstalt passieren muß, wo Stadt und Land ihren Vorteil von haben sollten, wie es heißt. Die Zeitungen werden den Herrn Pastor wohl nicht mit Glacéhandschuhen anfassen.

MANDERS. Darüber mache ich mir ja gerade die Gedanken. Das ist beinahe das Schlimmste bei der ganzen Sache. Die gehässigen Angriffe und Beschuldigungen —! Ach, es ist gräßlich, daran zu denken!

FRAU ALVING kommt aus dem Garten. Er ist nicht dazu zu bewegen, die Löscharbeiten aufzugeben.

MANDERS. Ah, da sind Sie, werte Frau!

FRAU ALVING. Nun sind Sie um Ihre Festrede doch herumgekommen, Herr Pastor.

MANDERS. Ach, ich hätte mit Freuden —

FRAU ALVING mit gedämpfter Stimme. Es ist wohl das Beste, daß es so und nicht anders gekommen ist. Dieses Asyl wäre keinem zum Segen geworden.

MANDERS. Glauben Sie?

FRAU ALVING. Glauben S i e es nicht?

MANDERS. Aber es war doch ein ungeheuer großes Unglück.

FRAU ALVING. Sprechen wir in aller Kürze davon wie von einer geschäftlichen Sache. — Warten Sie auf den Herrn Pastor, Engstrand?

ENGSTRAND an der Vorzimmertür. Ja, das tue ich.

FRAU ALVING. Dann setzen Sie sich so lange.

ENGSTRAND. Danke schön; ich kann ebensogut stehen.

FRAU ALVING zu Manders. Sie fahren vermutlich mit dem nächsten Dampfschiff?

MANDERS. Jawohl. Es geht in einer Stunde.

FRAU ALVING. Dann haben Sie wohl die Güte, alle Papiere wieder mitzunehmen. Ich will kein Wort mehr hören von dieser Sache. Ich habe jetzt andere Dinge im Kopf —

MANDERS. Frau Alving —

FRAU ALVING. Ich schicke Ihnen Vollmacht nach, alles nach Ihrem Belieben zu ordnen.

MANDERS. Das will ich herzlich gern übernehmen. Die ursprüngliche Bestimmung des Legats muß ja nun leider ganz geändert werden.

FRAU ALVING. Das versteht sich.

MANDERS. Ja, dann denke ich, ich ordne es vorläufig so, daß das Gehöft Solvik an den Distrikt fällt. Den Grund und Boden kann man doch keineswegs für ganz wertlos erklären. Irgend eine nützliche Bestimmung wird sich doch wohl dafür finden lassen. Und die Zinsen des Barbestandes, der in der Sparkasse steht, könnte ich vielleicht sehr passend zur Unterstützung dieses oder jenes Unternehmens verwenden, das anerkanntermaßen der Stadt von Vorteil ist.

FRAU ALVING. Ganz wie Sie wollen. Mir ist das alles jetzt ganz einerlei.

ENGSTRAND. Vergessen Sie mein Seemannsheim nicht, Herr Pastor!

MANDERS. Natürlich, — ganz recht, ja. Aber das will genau überlegt sein.

ENGSTRAND. Zum Teufel das Überlegen — Ach Herrjesus!

MANDERS mit einem Seufzer. Und leider weiß ich auch nicht, wie lange ich noch die Sachen unter mir haben werde. Ob nicht die öffentliche Meinung mich nötigen wird, zurückzutreten. Das hängt doch alles von dem Ausgang der Branduntersuchung ab.

FRAU ALVING. Was sagen Sie da?

MANDERS. Und über den Ausgang läßt sich im voraus gar nichts bestimmen.

ENGSTRAND tritt näher. I, aber natürlich. Denn hier steht Jakob Engstrand und ich.

MANDERS. Ja, ja, aber —?

ENGSTRAND leiser. Und Jakob Engstrand ist nicht der Mann, der einen würdigen Wohltäter in der

Stunde der Not in der Patsche sitzen läßt, wie man zu sagen pflegt.

MANDERS. Aber, mein Lieber, — wie —?

ENGSTRAND. Jakob Engstrand ist sozusagen mit einem Rettungsengel zu vergleichen, Herr Pastor!

MANDERS. Nein, nein, das kann ich wirklich nicht annehmen.

ENGSTRAND. O, das müssen Sie nun doch schon. Ich kenne einen, der hat schon einmal anderer Leute Schuld auf sich genommen — ja!

MANDERS. Jakob! Drückt ihm die Hand. Sie sind ein seltener Mensch. Na, Sie sollen aber auch Ihr Seemannsasyl kriegen; darauf können Sie sich verlassen.

ENGSTRAND will danken, kann aber vor Rührung nicht.

MANDERS hängt die Reisetasche um die Schultern. Und nun fort. Wir zwei reisen zusammen.

ENGSTRAND an der Tür des Speisezimmers, leise zu Regine. Komm mit, Mädel! Du sollst es haben wie der Herrgott in Frankreich.

REGINE wirft den Kopf in den Nacken. Merci! Geht ins Vorzimmer und holt das Reisegepäck des Pastors.

MANDERS. Leben Sie wohl, Frau Alving! Und möge der Geist der Ordnung und der Gesetzlichkeit recht bald seinen Einzug halten in dieses Haus.

FRAU ALVING. Leben Sie wohl, Manders! Sie geht auf das Blumenzimmer zu, während sie Osvald durch die Gartentür eintreten sieht.

ENGSTRAND, indem er und Regine dem Pastor beim Anziehen des Paletots helfen. Leb' wohl, mein Kind. Und wenn Dir etwas passieren sollte, so weißt Du ja, wo Jakob Engstrand zu finden ist. Leise. Kleine Hafengasse, hm —! Zu Frau Alving und Osvald. Und das Haus für die fahrenden Seeleute, das soll heißen „Kammerherrn Alvings Heim". Und wenn ich das Haus nach meinem Kopf führen darf, dann kann ich wohl versprechen, daß es dem seligen Herrn Kammerherrn keine Unehre machen wird.

MANDERS in der Tür. Hm — hm! Kommen Sie

nur, mein lieber Engstrand. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Er und Engstrand durch das Vorzimmer ab.

OSVALD geht an den Tisch. Von was für einem Haus hat er da gesprochen?

FRAU ALVING. Von einer Art Asyl, das er zusammen mit dem Pastor Manders gründen will.

OSVALD. Das wird auch abbrennen, wie die ganze Geschichte hier.

FRAU ALVING. Wie kommst Du darauf?

OSVALD. Alles wird abbrennen. Nichts bleibt übrig von dem, was an Vater erinnert. Ich verbrenne ja auch.

REGINE sieht ihn betroffen an.

FRAU ALVING. Osvald, mein armer Junge, Du hättest nicht so lange da unten bleiben sollen.

OSVALD setzt sich an den Tisch. Ich glaube beinah, Du hast recht.

FRAU ALVING. Laß Dir das Gesicht abtrocknen, Osvald; Du bist ganz naß. Trocknet ihm das Gesicht mit ihrem Taschentuch.

OSVALD blickt gleichgültig vor sich hin. Danke, Mutter.

FRAU ALVING. Bist Du nicht müde, Osvald? Willst Du vielleicht schlafen?

OSVALD ängstlich. Nein, nein — nicht schlafen! Ich schlafe nie; ich stelle mich nur so. Schwermütig. Das kommt noch früh genug.

FRAU ALVING sieht ihn bekümmert an. Ja, Du bist wahrhaftig krank, mein Herzensjunge.

REGINE gespannt. Herr Alving ist krank?

OSVALD ungeduldig. Schließt alle Türen zu! Diese tödliche Angst —

FRAU ALVING. Schließ sie zu, Regine. Regine schließt zu und bleibt an der Vorzimmertür stehen. Frau Alving legt ihr Tuch ab; Regine ebenso.

FRAU ALVING rückt einen Stuhl neben Osvald und setzt sich zu ihm. So! Nun will ich mich zu Dir setzen —

OSVALD. Ja, tu das. Regine soll auch hier bleiben. Regine soll immer um mich sein. Du wirst mir doch den Liebesdienst leisten, Regine — nicht wahr?

REGINE. Ich verstehe nicht —

FRAU ALVING. Liebesdienst?

OSVALD. Ja, — wenn es nottut.

FRAU ALVING. Osvald, ist denn nicht Deine Mutter da, Dir einen Liebesdienst zu leisten?

OSVALD. Du? Lächelt. Nein, Mutter, den leistest Du mir nicht. Lächelt schwermütig. Du! Haha! Sieht sie ernst an. Übrigens wärst Du ja die Nächste dazu. Heftig. Warum kannst Du nicht Du zu mir sagen, Regine? Warum nennst Du mich nicht Osvald?

REGINE leise. Ich glaube nicht, daß die gnädige Frau damit einverstanden wäre.

FRAU ALVING. Nur ein Weilchen noch, und es ist Dir erlaubt. Setz' auch Du Dich hierher zu uns.

REGINE setzt sich bescheiden und zögernd an die andere Seite des Tisches.

FRAU ALVING. Und nun, mein armer Schmerzensjunge, nun will ich Dir die Lasten von der Seele nehmen —

OSVALD. Du, Mutter?

FRAU ALVING. — alles, was Du Gewissensbisse und Reue und Vorwürfe nennst —

OSVALD. Und das glaubst Du zu können?

FRAU ALVING. Ja, jetzt kann ich es, Osvald. Vorhin, wie Du auf die Lebensfreude zu sprechen kamst, da rückte mir auf einmal mein ganzes Dasein in eine neue Beleuchtung.

OSVALD schüttelt den Kopf. Davon verstehe ich kein Wort.

FRAU ALVING. Du hättest Deinen Vater kennen sollen, als er noch ein ganz junger Leutnant war. In dem loderte die Lebensfreude, Du!

OSVALD. Ja, das weiß ich.

FRAU ALVING. Wie Sonntagswetter wirkte sein bloßer Anblick. Und dann — was für eine unbändige Kraft und Lebensfreude waren in ihm!

OSVALD. Und nun —?

FRAU ALVING. Und nun mußte so ein Kind der

Lebensfreude, — denn er w a r damals wie ein Kind — mußte er hier in einer Mittelstadt seine Tage verbringen, die keine Freuden zu bieten hatte, sondern nur Vergnügungen. Mußte sie hier verbringen, wo er keinen Lebenszweck fand; er hatte bloß ein Amt. W o die Aufgabe, der er sich mit seiner ganzen Seele hätte widmen können? Er hatte nur Geschäfte. Auch nicht e i n e n Kameraden zu haben, der fähig gewesen wäre, zu empfinden, was Lebensfreude ist; — nur Tagediebe und Zechbrüder —!

OSVALD. Mutter —!

FRAU ALVING. So kam es, wie es kommen mußte.

OSVALD. Und wie mußte es denn kommen?

FRAU ALVING. Du selbst hast vorhin gesagt, wie es Dir ergehen würde, wenn Du daheim bliebst.

OSVALD. Willst Du damit sagen, daß Papa —?

FRAU ALVING. Deinem armen Vater fehlte jedes Ventil für die überströmende Lebensfreude, die in ihm war. Auch ich brachte ihm kein Sonntagswetter ins Haus.

OSVALD. Auch Du nicht?

FRAU ALVING. Man hatte mich etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, und ich hatte lange und fest daran geglaubt. Alles lief da auf Pflichten hinaus, — auf m e i n e Pflichten und auf s e i n e Pflichten und —. Ich fürchte, Osvald, daß ich Deinem armen Vater das Haus unerträglich gemacht habe.

OSVALD. Warum hast Du mir darüber nie etwas geschrieben?

FRAU ALVING. Bisher habe ich es nie in dem Lichte gesehen, daß ich es Dir, seinem Sohne, gegenüber hätte berühren können.

OSVALD. Und wie hast Du es denn gesehen?

FRAU ALVING langsam. Ich sah nur das eine, — daß Dein Vater ein gebrochener Mann war, ehe Du geboren wurdest.

OSVALD mit gedämpfter Stimme. Ah —! Er steht auf und geht ans Fenster.

FRAU ALVING. Und dann verfolgte mich tagaus, tagein nur immer der eine Gedanke, daß Regine im Grunde ebensogut in dieses Haus hier gehörte — wie mein eigenes Kind.

OSVALD *wendet sich schnell um.* Regine —!

REGINE *fährt auf und fragt mit gedämpfter Stimme:* Ich —!

FRAU ALVING. Ja, nun wißt Ihr es beide.

OSVALD. Regine!

REGINE *vor sich hin.* Mutter war also s o eine.

FRAU ALVING. Deine Mutter hatte viele gute Seiten, Regine.

REGINE. Ja, aber sie war d o c h so eine. Ich habe es mir schon manchmal gedacht; aber —. Ja, gnädige Frau, lassen Sie mich bitte gleich auf der Stelle fort.

FRAU ALVING. Ist das Dein Ernst, Regine?

REGINE. Allerdings.

FRAU ALVING. Du hast natürlich Deine Freiheit, aber —

OSVALD *nähert sich Regine.* Fort? Jetzt? Du gehörst doch hierher.

REGINE. Merci, Herr Alving, — ja, nun darf ich ja wohl Osvald sagen. Freilich nicht auf d i e Art, wie ich's mir vorgestellt hatte.

FRAU ALVING. Regine, ich bin gegen Dich nicht offenherzig gewesen —

REGINE. Ja, das war eine Sünde und Schande! Hätte ich gewußt, daß Osvald kränklich ist, so —. Und nun, wo zwischen uns ernstlich doch nichts werden kann —. Nein, ich kann wirklich nicht hier auf dem Lande herumlaufen und mich für kranke Leute abschinden.

OSVALD. Nicht einmal für einen, der Dir so nahe steht?

REGINE. Nein wirklich, auch das nicht. Ein armes Mädchen muß seine Jugend ausnützen; denn sonst ist man auf dem Hund, ehe man sich dessen versieht. Und i c h habe auch Lebensfreude in mir, gnädige Frau!

FRAU ALVING. Ja, leider; aber wirf Dich nur nicht weg, Regine.

REGINE. Na, wenn es so kommt, so soll es wohl so sein. Gerät Osvald seinem Vater nach, so muß ich wohl meiner Mutter nach geraten. — Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Herr Pastor Manders um diese Geschichte mit mir weiß?

FRAU ALVING. Pastor Manders weiß alles.

REGINE mit ihrem Tuch beschäftigt. Ja, dann muß ich zusehen, so schnell wie möglich mit dem Dampfschiff wegzukommen. Mit dem Pastor wird man immer so nett fertig; und dann finde ich doch auch, daß ich gerade so gut auf ein bißchen Geld Anspruch habe, wie er — der eklige Tischler.

FRAU ALVING. Das sei Dir gegönnt, Regine.

REGINE sieht sie fest an. Gnädige Frau hätten mich schon auch erziehen können wie ein Kind von einer Standesperson; das hätte sich besser für mich gepaßt. Wirft den Kopf in den Nacken. Ach, Quark, ist mir auch egal! Mit einem erbitterten Seitenblick auf die zugekorkte Flasche. Ich habe auch schon noch einmal Gelegenheit, Champagnerwein zu trinken mit Leuten von Stande.

FRAU ALVING. Und wenn Du eine Heimat brauchst, Regine, so komm zu mir.

REGINE. Nein, danke schön, gnädige Frau. Pastor Manders, der nimmt sich meiner schon an. Und wenn es ganz schief gehen sollte, so weiß ich ja ein Haus, wo ich hingehöre.

FRAU ALVING. Und das wäre?

REGINE. Kammerherrn Alvings Asyl.

FRAU ALVING. Regine, — jetzt sehe ich, — Du wirst zugrunde gehen!

REGINE. Ach was! Adieu. Grüßt und geht durchs Vorzimmer ab.

OSVALD steht am Fenster und sieht hinaus. Ist sie weg?

FRAU ALVING. Ja.

OSVALD murmelt vor sich hin: Eine dumme Geschichte, das!

FRAU ALVING tritt hinter ihn und legt ihre Hände auf seine Schultern. Osvald, mein lieber Junge — es hat Dich wohl sehr erschüttert?

OSVALD wendet ihr das Gesicht zu. Die Sache mit Vater, meinst Du?

FRAU ALVING. Ja, mit Deinem unglücklichen Vater. Ich fürchte, es hat zu heftigen Eindruck auf Dich gemacht.

OSVALD. Was fällt Dir ein?! Es kam mir allerdings höchst überraschend; aber im Grunde kann es mir doch ganz gleich sein.

FRAU ALVING zieht ihre Hände zurück. Ganz gleich! Daß Dein Vater so grenzenlos unglücklich war!

OSVALD. Natürlich empfinde ich Teilnahme für i h n , wie für jeden andern, aber —

FRAU ALVING. Sonst nichts? Für Deinen eigenen Vater!

OSVALD ungeduldig. Ach, Vater — Vater. Ich habe Vater ja gar nicht gekannt. Nur das eine ist mir von ihm im Gedächtnis geblieben, daß er mir einmal eine Übelkeit verursacht hat.

FRAU ALVING. Entsetzlicher Gedanke, das! Sollte ein Kind nicht unter allen Umständen Liebe für seinen Vater fühlen?

OSVALD. Wenn ein Kind seinem Vater nichts zu verdanken hat? Ihn gar nicht gekannt hat? Hältst Du denn wirklich noch fest an dem alten Aberglauben, Du, die doch sonst so aufgeklärt ist?

FRAU ALVING. Und das sollte nur Aberglauben sein —!

OSVALD. Ja, das mußt Du doch einsehen, Mutter. Das ist doch so eine von den Anschauungen, die auf der Welt gang und gäbe sind und —

FRAU ALVING erschüttert. Gespenster!

OSVALD geht durchs Zimmer. Ja, Du kannst sie schon Gespenster nennen.

FRAU ALVING leidenschaftlich. Osvald, — dann liebst Du mich auch nicht!

OSVALD. Dich kenne ich doch wenigstens —

FRAU ALVING. Ja, kennst mich; — das ist aber auch alles!

OSVALD. Und ich weiß auch, wie lieb Du mich hast; schon dafür muß ich Dir doch dankbar sein. Und jetzt, wo ich krank bin, kannst Du Dich mir doch auch so sehr nützlich machen.

FRAU ALVING. Ja, nicht wahr, Osvald! O, fast möchte ich Deine Krankheit segnen, weil sie Dich nach Haus zu mir getrieben hat. Denn ich sehe schon: ich h a b e Dich nicht, ich muß Dich erringen.

OSVALD ungeduldig. Ja, ja, ja; das sind alles solche Redensarten. Vergiß nicht, daß ich ein kranker Mensch bin, Mutter. Ich kann mich nicht so viel mit anderen beschäftigen; ich habe genug mit mir selbst zu tun.

FRAU ALVING leise. Ich will genügsam und geduldig sein.

OSVALD. Und auch fröhlich, Mutter!

FRAU ALVING. Ja, mein lieber Junge, da hast Du recht. Geht zu ihm. Habe ich Dich nun von allen Gewissensbissen und Selbstvorwürfen befreit?

OSVALD. Ja, das hast Du. Aber wer befreit mich nun von der Angst?

FRAU ALVING. Der Angst?

OSVALD geht durchs Zimmer. Regine hätte es getan für ein gutes Wort.

FRAU ALVING. Ich verstehe Dich nicht. Was ist mit der Angst — und mit Regine?

OSVALD. Ist es schon sehr spät in der Nacht, Mutter?

FRAU ALVING. Es geht schon auf den Morgen. Sieht hinaus vom Blumenzimmer. Der Tag fängt schon an zu grauen auf den Höhen oben. Und es wird schönes Wetter, Osvald! Um ein Weilchen wirst Du die Sonne sehen.

OSVALD. Darauf freue ich mich. Ach, es gibt doch noch so manches, woran ich mich erfreuen und wofür ich leben kann —

FRAU ALVING. Das sollte ich meinen!

OSVALD. Wenn ich auch nicht arbeiten kann, so —

FRAU ALVING. Ach, Du wirst auch schon bald wieder arbeiten können, mein lieber Junge. Jetzt brauchst Du ja nicht mehr über diese quälenden und niederdrückenden Gedanken nachzugrübeln.

OSVALD. Nein, es war gut, daß Du diese Einbildungen mir von der Seele gewälzt hast. Und wenn ich erst noch über das Eine fort bin — Setzt sich aufs Sofa. Jetzt wollen wir plaudern, Mutter —

FRAU ALVING. Ja, tun wir das. Sie schiebt einen Lehnstuhl an das Sofa und setzt sich ganz nahe zu ihm.

OSVALD. — und indessen kommt die Sonne. Und dann wirst Du es wissen. Und dann habe ich nicht mehr diese Angst.

FRAU ALVING. Was, sagst Du, werde ich wissen?

OSVALD ohne auf sie zu hören. Mutter, hast Du nicht vorhin gesagt, es gäbe nichts auf der Welt, was Du nicht für mich tun würdest, wenn ich Dich darum bäte?

FRAU ALVING. Freilich habe ich das gesagt!

OSVALD. Und Du bist nach wie vor dazu bereit, Mutter?

FRAU ALVING. Darauf kannst Du Dich verlassen, mein lieber, einziger Junge. Ich lebe ja doch für nichts anderes als nur für Dich allein.

OSVALD. Ja, ja; so sollst Du denn hören —. Du, Mutter, Du hast eine starke, kraftvolle Seele. Du mußt ganz ruhig sitzen bleiben, wenn Du es vernimmst.

FRAU ALVING. Aber was ist denn so furchtbares —!

OSVALD. Du sollst nicht aufschreien. Hörst Du? Versprichst Du mir das? Wir wollen sitzen bleiben und ganz ruhig drüber reden. Versprichst Du mir das, Mutter?

FRAU ALVING. Ja, ja, ich verspreche es Dir; so rede doch nur!

OSVALD. Ja, so sollst Du denn erfahren, daß der Zustand der Müdigkeit — und die Unfähigkeit, an eine Arbeit zu denken, — daß das alles nicht die eigentliche Krankheit ist —

FRAU ALVING. Aber was ist d e n n die Krankheit?

OSVALD. Die Krankheit, die ich als Erbschaft empfangen habe, die — zeigt auf die Stirn und fügt ganz leise hinzu: die sitzt hier drin.

FRAU ALVING fast sprachlos. Osvald! Nein — nein!

OSVALD. Nicht schreien. Ich kann es nicht vertragen. Ja, Du, die sitzt hier drin und lauert. Und sie kann ausbrechen zu jedweder Zeit und Stunde.

FRAU ALVING. O, wie entsetzlich —!

OSVALD. Nur ruhig jetzt! So steht es mit mir —

FRAU ALVING springt auf. Es ist nicht wahr, Osvald! Es ist nicht möglich! Es kann nicht so sein!

OSVALD. In Paris habe ich e i n e n Anfall gehabt. Er ging bald vorüber. Aber als ich erfuhr, wie es um mich gestanden hatte, da überkam mich eine Angst, so rasend und so wild; und da reiste ich nach Haus zu Dir, so schnell ich konnte.

FRAU ALVING. Das ist also die Angst —!

OSVALD. Ja, denn es ist unbeschreiblich ekelhaft, siehst Du. Wäre es nur eine gewöhnliche, tödliche Krankheit gewesen —. Denn vor dem Tode habe ich keine Furcht; wenn ich auch gern noch möglichst lange leben möchte.

FRAU ALVING. Ja, ja, Osvald, das sollst Du!

OSVALD. Aber das da ist so entsetzlich ekelhaft. Gewissermaßen wieder zum Wickelkind zu werden; gefüttert zu werden und so weiter —. Ach, es ist unbeschreiblich!

FRAU ALVING. Das Kind hat die Mutter, die es pflegt.

OSVALD springt auf. Nie und nimmer! Gerade d a s will ich nicht! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich vielleicht viele Jahre so daniederliegen

FRAU ALVING kommt wieder herein. Osvald, Osvald, — mein Kind!

OSVALD folgt ihr. Du willst mich wie eine Mutter lieben, — und kannst mich leiden sehen in dieser namenlosen Angst?!

FRAU ALVING nach kurzer Pause mit vollkommener Selbstbeherrschung. Hier meine Hand darauf.

OSVALD. Du willst —?

FRAU ALVING. Wenn es nötig sein wird. Aber es wird nicht nötig sein. Nein, nein, nun und nimmermehr!

OSVALD. Wir wollen es hoffen. Und laß uns zusammen leben, so lange wir können. Ich danke Dir, Mutter. Er setzt sich in den Lehnstuhl, den Frau Alving ans Sofa geschoben hat. Der Tag bricht an; die Lampe auf dem Tisch brennt weiter.

FRAU ALVING nähert sich behutsam. Fühlst Du Dich nun ruhig?

OSVALD. Ja.

FRAU ALVING über ihn gebeugt. Es ist eine grauenhafte Einbildung von Dir gewesen, Osvald. Alles nur Einbildung. Du hast die vielen Aufregungen nicht vertragen können. Nun mußt Du aber ausruhen. Daheim bei Deiner Mutter, mein Herzensjunge. Auch Deine leisesten Wünsche sollen Dir erfüllt werden, — wie damals, als Du noch ein kleines Kind warst. — So. Nun ist der Anfall vorüber. Siehst Du, wie leicht es ging. Ach, ich wußte es wohl. — Und siehst Du, Osvald, was wir für einen herrlichen Tag bekommen? Strahlender Sonnenschein. Jetzt kannst Du die Heimat erst richtig sehen. Sie geht an den Tisch und löscht die Lampe aus. Sonnenaufgang. Der Gletscher und die Bergspitzen im Hintergrunde liegen im hellen Morgenlichte.

OSVALD sitzt im Lehnstuhl, mit dem Rücken nach dem Hintergrund, ohne sich zu rühren; plötzlich sagt er: Mutter, gib mir die Sonne.

FRAU ALVING am Tische, stutzt und sieht ihn an. Was sagst Du?

OSVALD wiederholt dumpf und tonlos: Die Sonne. Die Sonne.

FRAU ALVING stürzt hin zu ihm. Osvald, was ist mit Dir?

OSVALD scheint im Stuhl zusammenzuschrumpfen; alle Muskeln geben nach; das Gesicht ist ausdruckslos; die Augen stieren blöde vor sich hin.

FRAU ALVING bebend vor Entsetzen. Was ist das! Schreit laut auf. Osvald! Was ist Dir! Wirft sich neben ihm auf die Knie und rüttelt ihn. Osvald! Osvald! Sieh mich an! Kennst Du mich nicht?

OSVALD tonlos wie zuvor. Die Sonne. — Die Sonne.

FRAU ALVING springt verzweifelt auf, rauft sich mit beiden Händen das Haar und schreit: Das ist nicht zu ertragen! Flüstert wie erstarrt. Das ist nicht zu ertragen! Nimmermehr! Plötzlich. Wo hat er sie nur? Fährt pfeilschnell über seine Brust hin. Hier! Weicht ein paar Schritte zurück und schreit: Nein, nein, nein! — Ja! — Nein; nein! Sie steht ein paar Schritte von ihm entfernt, die Hände in das Haar vergraben, und stiert ihn in sprachlosem Entsetzen an.

OSVALD sitzt unbeweglich nach wie vor und sagt: Die Sonne. — Die Sonne.

EIN VOLKSFEIND

SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN

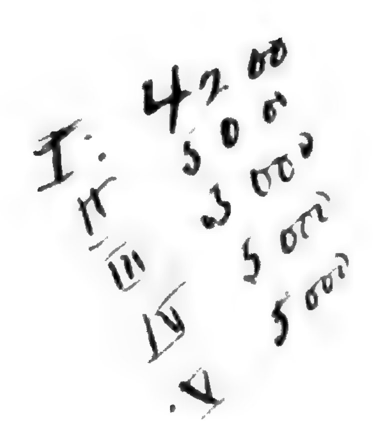
PERSONEN

DOKTOR THOMAS STOCKMANN, Badearzt
FRAU STOCKMANN
PETRA, beider Tochter, Lehrerin
EJLIF } beider Söhne, im Alter von dreizehn und
MORTEN } zehn Jahren
PETER STOCKMANN, der ältere Bruder des Doktors, Stadtvogt und Polizeimeister, Vorsitzender der Badeverwaltung usw.
MORTEN KIIL, Gerbermeister, Frau Stockmanns Pflegevater
HOVSTAD, Redakteur des „Volksboten"
BILLING, Mitarbeiter des Blattes
HORSTER, Schiffskapitän
ASLAKSEN, Buchdrucker

Besucher einer Bürgerversammlung, Männer aus allen Ständen, einige Frauen und eine Schar Schulknaben

Das Stück spielt in einer Küstenstadt des südlichen Norwegens.

[Sprich: Eilif, Kihl, Howstad, Stensgohr(d), Wiek.]



ERSTER AKT

Wohnzimmer des Doktors. Abend. Das Zimmer ist sehr einfach, aber nett eingerichtet und möbliert. An der rechten Seitenwand sind zwei Türen, von denen die hintere ins Vorzimmer und die vordere in das Arbeitszimmer des Doktors führt. An der entgegengesetzten Wand, der Vorzimmertür gerade gegenüber, ist eine Tür, die zu den übrigen Zimmern der Familie führt. In der Mitte dieser Wand steht der Ofen, und weiter nach dem Vordergrund zu ein Sofa mit Spiegel; vor dem Sofa ein ovaler Tisch mit Decke. Auf dem Tische eine brennende Lampe mit Schirm. Im Hintergrund eine offene Tür, die ins Speisezimmer führt. Der Tisch drinnen, mit der Lampe darauf, ist zum Abendessen gedeckt.

Billing sitzt drin am Eßtisch mit einer Serviette unter dem Kinn. Frau Stockmann steht am Tisch und reicht ihm eine Schüssel mit einem großen Stück Rinderbraten. Die übrigen Plätze am Tisch sind leer; das Tischzeug ist in Unordnung wie nach einer beendeten Mahlzeit.

FRAU STOCKMANN. Ja, wenn Sie eine Stunde zu spät kommen, Herr Billing, dann müssen Sie mit kaltem Essen vorlieb nehmen.

BILLING essend. Es schmeckt ganz ausgezeichnet, — ganz großartig.

FRAU STOCKMANN. Sie wissen ja, wie genau Stockmann auf pünktliche Mahlzeiten hält —

BILLING. Das macht mir gar nichts. Ich glaube fast, es schmeckt mir noch besser, wenn ich ganz allein dasitzen und ungestört essen kann.

FRAU STOCKMANN. Na ja, wenn es Ihnen nur schmeckt, so — Horcht nach dem Vorzimmer hin. Da kommt gewiß auch Hovstad.

BILLING. Schon möglich.

Stadtvogt Stockmann, im Paletot mit Amtsmütze und Stock, tritt ein.

STADTVOGT. Ergebensten guten Abend, Frau Schwägerin.

FRAU STOCKMANN tritt ins Wohnzimmer. Ei sieh da, guten Abend; Sie sind's? Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie sich mal bei uns sehen lassen.

STADTVOGT. Ich bin gerade vorbeigegangen und

da — Mit einem Blick auf das Speisezimmer. Aber — Sie haben Gesellschaft, wie es scheint.

FRAU STOCKMANN etwas verlegen. O, durchaus nicht; das ist reiner Zufall. Rasch. Wollen Sie nicht eintreten und einen Bissen mitessen?

STADTVOGT. Ich? Nein, vielen Dank. I Gott bewahre; warmes Abendbrot; das ist nichts für m e i n e Verdauung.

FRAU STOCKMANN. Ach, e i n mal ist doch keinmal —.

STADTVOGT. Nein, nein, das wäre noch schöner; ich bleibe bei meinem Tee und meinem Butterbrot. Das ist doch gesünder auf die Dauer, — und auch ein bißchen haushälterischer.

FRAU STOCKMANN lächelt. Sie halten doch wohl nicht Thomas und mich für ausgemachte Verschwender?

STADTVOGT. Sie nicht, Frau Schwägerin; das sei fern von mir. Deutet auf das Arbeitszimmer des Doktors. Er ist am Ende nicht zu Hause?

FRAU STOCKMANN. Nein, er macht einen kleinen Spaziergang nach dem Essen, — er und die Jungen.

STADTVOGT. Ob das gesund sein mag? Horcht auf. Da kommt er wohl.

FRAU STOCKMANN. Nein, das ist er schwerlich. Es klopft. Herein!

H o v s t a d kommt aus dem Vorzimmer.

FRAU STOCKMANN. Ah, Sie sind's, Herr Hovstad —?

HOVSTAD. Ja, — Sie müssen entschuldigen; aber ich wurde in der Druckerei aufgehalten. Guten Abend, Herr Stadtvogt.

STADTVOGT grüßt etwas steif. Herr Redakteur. Sie kommen vermutlich in Geschäften?

HOVSTAD. Zum Teil. Es handelt sich um etwas, das ins Blatt soll.

STADTVOGT. Kann es mir denken. Mein Bruder,

höre ich, soll ein enorm fruchtbarer Mitarbeiter des „Volksboten" sein.

HOVSTAD. Ja, er ist so frei, für den „Volksboten" zu schreiben, wenn er aus diesem oder jenem Anlaß die Wahrheit sagen will.

FRAU STOCKMANN zu Hovstad. Aber wollen Sie nicht —? Zeigt nach dem Speisezimmer.

STADTVOGT. I, ich verdenke es ihm durchaus nicht, daß er für den Leserkreis schreibt, wo er hoffen darf, den meisten Anklang zu finden. Übrigens habe ich persönlich ja gar keinen Grund, auf Ihr Blatt ungehalten zu sein, Herr Hovstad.

HOVSTAD. Nein, das scheint mir auch.

STADTVOGT. Im großen ganzen herrscht ein schöner Geist der Verträglichkeit in unserer Stadt; — ein Bürgersinn, wie er sein soll. Und das kommt daher, weil wir uns um eine große, gemeinsame Angelegenheit scharen können, — eine Angelegenheit, die in gleich hohem Grade alle rechtschaffenen Mitbürger angeht —

HOVSTAD. Das Bad, jawohl.

STADTVOGT. Allerdings. Wir haben unser großes, neues, prächtiges Bad. Passen Sie auf! Das Bad wird die vornehmste Lebensquelle der Stadt, Herr Hovstad. Unbestritten!

FRAU STOCKMANN. Dasselbe sagt Thomas auch.

STADTVOGT. Welchen Riesenaufschwung hat der Ort nicht in den letzten paar Jahren genommen! Hier ist Geld unter die Leute gekommen; Leben und Bewegung! Haus- und Grundbesitz steigen im Wert mit jedem Tage.

HOVSTAD. Und die Arbeitslosigkeit nimmt ab.

STADTVOGT. Auch das, jawohl. Die Armenlast hat sich für die besitzenden Klassen in erfreulichem Maße vermindert, und das wird in noch höherem Grade der Fall sein, wenn wir dies Jahr nur einen recht guten Sommer bekommen; — einen recht regen Fremdenverkehr, — eine hübsche Menge Kranker, die dem Bad einen Namen machen.

HOVSTAD. Und dazu ist ja Aussicht vorhanden, wie ich höre.

STADTVOGT. Es läßt sich vielversprechend an. Jeden Tag laufen Anfragen wegen Wohnungen und dergleichen ein.

HOVSTAD. Na, da kommt ja der Aufsatz des Herrn Doktors gerade gelegen.

STADTVOGT. Hat er wieder etwas geschrieben?

HOVSTAD. Es ist ein Manuskript vom letzten Winter; eine Empfehlung des Bades, eine Darstellung der günstigen Gesundheitsverhältnisse hier bei uns. Aber damals ließ ich den Aufsatz liegen.

STADTVOGT. Aha, vermutlich hatte die Sache in irgend welcher Beziehung einen Haken.

HOVSTAD. Nein, das nicht; aber ich meinte, lieber bis zum Frühjahr damit warten zu sollen; denn jetzt beginnt ja das Publikum Anstalten zu treffen und an die Sommerfrische zu denken —

STADTVOGT. Sehr richtig; ungemein richtig, Herr Hovstad.

FRAU STOCKMANN. Ja, Thomas ist wirklich unermüdlich, wenn es sich um das Bad handelt.

STADTVOGT. Na, er steht doch auch im Dienste des Bades.

HOVSTAD. Ja, und dann ist ja auch e r es gewesen, der die Grundlage dazu geschaffen hat.

STADTVOGT. E r? So? Ich höre allerdings zuweilen, daß man in gewissen Kreisen dieser Ansicht ist. Ich glaubte nun freilich, i c h hätte auch einen bescheidenen Anteil an diesem Unternehmen.

FRAU STOCKMANN. Ja, das sagt Thomas immer.

HOVSTAD. Wer leugnet denn das, Herr Stadtvogt? Sie haben die Sache in Gang gebracht und sie praktisch durchgeführt; das wissen wir doch alle. Aber ich meinte nur, daß die ursprüngliche Idee vom Herrn Doktor stammt.

STADTVOGT. Ja, Ideen hat mein Bruder gewiß Zeit seines Lebens genug gehabt — leider. Wenn

aber etwas ins Werk gesetzt werden soll, so werden Männer von anderem Schlage gebraucht, Herr Hovstad. Und ich glaubte wirklich, daß man am allerwenigsten in diesem Hause —

FRAU STOCKMANN. Aber, lieber Schwager —

HOVSTAD. Wie können Sie nur, Herr Stadtvogt —

FRAU STOCKMANN. Jetzt gehen Sie aber hinein, Herr Hovstad, und nehmen Sie etwas zu sich; inzwischen kommt auch wohl mein Mann.

HOVSTAD. Danke sehr; einen kleinen Bissen nur! Ab ins Speisezimmer.

STADTVOGT mit etwas gedämpfter Stimme. Es ist was Merkwürdiges mit den Leuten, die direkt von Bauern abstammen; taktlos sind und bleiben sie nun einmal.

FRAU STOCKMANN. Aber lohnt es sich denn, Aufhebens davon zu machen? Können Sie und Tomas sich nicht brüderlich in die Ehre teilen?

STADTVOGT. Ja, man sollte es meinen; offenbar aber ist nicht j e d e r mit dem Teilen zufrieden.

FRAU STOCKMANN. Ach Unsinn! Sie und Thomas kommen doch ganz vortrefflich miteinander aus. Horcht. Ich glaube, da ist er.

Geht hin und öffnet die Tür des Vorzimmers.

DOKTOR STOCKMANN lacht und lärmt draußen. Sieh, Käte, da kriegst Du noch einen Gast! Famos, was? Bitte, Kapitän. Hängen Sie den Rock nur da an den Kleiderriegel. Ach so — Sie tragen keinen Paletot? Du, Käte, ich habe ihn auf der Straße abgefangen; er wollte durchaus nicht mit herauf.

HORSTER tritt ein und begrüßt Frau Stockmann.

STOCKMANN in der Tür. Hinein, Ihr Jungens. Du! Sie haben schon wieder einen Mordshunger! Kommen Sie, Kapitän; Sie sollen einen Rinderbraten kosten, der —

Nötigt Horster ins Speisezimmer. E j l i f und M o r t e n gehen ebenfalls hinein.

FRAU STOCKMANN. Aber Thomas, siehst Du denn nicht —?

STOCKMANN wendet sich in der Tür um. Ach, Du bist's, Peter! Geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand. Nein, das ist aber reizend.

STADTVOGT. Ich muß leider gleich wieder fort —

STOCKMANN. Unsinn! Gleich kommt der Toddy auf den Tisch. Du hast den Toddy doch nicht vergessen, Käte?

FRAU STOCKMANN. I bewahre. Das Wasser kocht schon. Ab ins Speisezimmer.

STADTVOGT. Toddy auch —!

STOCKMANN. Ja, laß Dich nur nieder, und dann machen wir es uns gemütlich.

STADTVOGT. Ich danke. Ich beteilige mich niemals an Toddygelagen.

STOCKMANN. Aber das ist doch kein Gelage.

STADTVOGT. Mir scheint doch — Sieht nach dem Speisezimmer. Merkwürdig, was die alles vertilgen können.

STOCKMANN reibt sich die Hände. Ja, ist's nicht eine wahre Wonne, junge Leute essen zu sehen? Immer Appetit, Du! So ist's recht. Das Essen gehört mit dazu! Kräfte! Das sind die Leute, die den gärenden Zukunftsstoff aufwühlen sollen, Peter.

STADTVOGT. Darf ich fragen, was es hier „aufzuwühlen" gibt, wie Du Dich ausdrückst?

STOCKMANN. Ja, das mußt Du die Jugend fragen — wenn es so weit ist. Wir erleben es natürlich nicht mehr. Selbstverständlich. So ein paar alte Knaben, wie Du und ich —

STADTVOGT. Na, na! Das ist doch eine höchst ungewöhnliche Bezeichnung —

STOCKMANN. Du darfst es nicht so genau mit mir nehmen, Peter. Denn Du mußt wissen, ich bin so riesig froh und vergnügt. Ich fühle mich ganz unsagbar glücklich inmitten dieses keimenden, sprießenden Lebens. Es ist doch eine herrliche Zeit, in der wir

leben! Es ist, als ob eine ganz neue Welt aufblühen wolle um einen her.

STADTVOGT. Findest Du wirklich?

STOCKMANN. Ja, Du kannst das natürlich nicht so gut sehen wie ich. Bist Du doch Dein Leben lang mitten drin gewesen; da stumpft sich der Eindruck ab. Aber ich, der ich die langen Jahre da oben im Norden in meinem einsamen Winkel sitzen mußte und fast nie eines fremden Menschen ansichtig wurde, der ein ermunterndes Wort für mich gehabt hätte, — auf mich wirkt das, wie wenn ich mitten in das Gewimmel einer Weltstadt versetzt wäre —

STADTVOGT. Hm; Weltstadt —

STOCKMANN. Ich weiß ja wohl, daß die Verhältnisse hier klein sind im Vergleich zu vielen anderen Orten. Aber hier ist Leben, — Verheißung, eine Unzahl von Dingen, für die man wirken und kämpfen kann; und d a s ist die Hauptsache. Ruft: Käte, ist der Postbote nicht da gewesen?

FRAU STOCKMANN im Speisezimmer. Nein; es ist keiner da gewesen.

STOCKMANN. Und dann das gute Auskommen, Peter! Das lernt man schätzen, wenn man wie wir nichts zu brechen und zu beißen gehabt hat —

STADTVOGT. Na, na —

STOCKMANN. O ja, glaub' nur, daß bei uns da oben oft Schmalhans Küchenmeister gewesen ist. Und nun leben zu können wie ein Grandseigneur! Heut, zum Beispiel, hatten wir Rinderbraten zu Mittag; ja, und abends hatten wir auch noch davon. Willst Du nicht ein Stück probieren? Oder soll ich ihn Dir nicht wenigstens zeigen? Komm mit —

STADTVOGT. Nein, nein, keinesfalls —

STOCKMANN. Na, so komm hierher. Sieh mal, wir haben eine Tischdecke gekriegt.

STADTVOGT. Ja, das habe ich bemerkt.

STOCKMANN. Und auch einen Lampenschirm. Siehst Du? Das alles hat Käte zusammengespart. Und

das macht die Stube so gemütlich. Findest Du nicht auch? Stell' Dich nur mal hierher; — nein, nein, nein; nicht so. So. Ja! Siehst Du, wenn das Licht so konzentriert darauf fällt —. Ich finde, es sieht wirklich elegant aus. Was?

STADTVOGT. Ja, wenn man sich solchen Luxus gestatten kann —

STOCKMANN. O ja; den kann ich mir jetzt schon gestatten. Käte sagt, daß ich fast schon so viel verdiene, wie wir brauchen.

STADTVOGT. Fast — jawohl!

STOCKMANN. Aber ein Mann der Wissenschaft muß doch auch ein bißchen vornehm leben. Ich bin überzeugt, daß ein gewöhnlicher Amtmann weit mehr im Jahre braucht als ich.

STADTVOGT. Ja, das glaube ich schon! Ein Amtmann, eine obrigkeitliche Person —

STOCKMANN. Na, und ein einfacher Großkaufmann! So einer braucht noch xmal so viel —

STADTVOGT. Ja, das liegt nun einmal in den Verhältnissen.

STOCKMANN. Übrigens gebe ich wirklich nichts unnütz aus, Peter. Aber ich kann mir denn doch nicht die Herzensfreude versagen, Menschen bei mir zu sehen. Das brauche ich, siehst Du. Ich war so lange in der Verbannung, — es ist mir ein Lebensbedürfnis, mit jungen, flotten, mutigen Leuten, mit freigesinnten, unternehmungslustigen Leuten zusammen zu sein —; und das sind sie alle, alle, die da drin sitzen und so tapfer zulangen. Ich wünschte, Du lerntest diesen Hovstad etwas näher kennen —

STADTVOGT. Hovstad, — ja, richtig, — er hat mir erzählt, daß er wieder einen Aufsatz von Dir drucken will.

STOCKMANN. Einen Aufsatz von mir?

STADTVOGT. Ja, über das Bad. Einen Aufsatz, den Du schon im Winter geschrieben hast.

STOCKMANN. Ach den, ja! — Aber den will ich jetzt vorläufig nicht hinein haben.

STADTVOGT. Nicht? Mir scheint denn doch, gerade jetzt wäre die günstigste Zeit.

STOCKMANN. Ja, da hast Du schon recht; unter gewöhnlichen Verhältnissen —

Geht durchs Zimmer.

STADTVOGT sieht ihm nach. Was sollte denn jetzt wohl Ungewöhnliches an den Verhältnissen sein?

STOCKMANN bleibt stehen. Ja, Peter, das kann ich Dir in diesem Augenblick noch nicht sagen, wenigstens heut abend nicht. Vielleicht ist sehr vieles ungewöhnlich an den Verhältnissen; oder vielleicht auch gar nichts. Leicht möglich, daß es nur eine Einbildung ist.

STADTVOGT. Ich muß gestehen, das klingt höchst rätselhaft. Ist denn was los? Etwas, wovon ich nichts wissen soll? Ich sollte doch meinen, daß ich, als Vorsitzender der Badeverwaltung —

STOCKMANN. Und ich sollte meinen, daß ich —; na, Peter, wir wollen einander nicht in die Haare fahren.

STADTVOGT. I Gott, — es ist nicht meine Art, einem in die Haare zu fahren, wie Du sagst. Aber ich muß auf das entschiedenste darauf bestehen, daß alle Maßregeln auf dem geschäftsordnungsmäßigen Weg erledigt werden und durch die gesetzlich dazu bestellten Behörden. Ich kann nicht gestatten, daß man krumme Wege und Hintertreppen betritt.

STOCKMANN. Pflege i c h je krumme Wege und Hintertreppen zu betreten?

STADTVOGT. Jedenfalls hast Du von Natur den Hang, Deine eigenen Wege zu gehen. Und das ist in einer wohlgeordneten Gesellschaft beinahe ebenso unstatthaft. Der einzelne muß sich durchaus dem Ganzen unterordnen, oder, richtiger gesagt, den Behörden, die über das Gemeinwohl zu wachen haben.

STOCKMANN. Mag sein. Aber was zum Henker geht mich das an?

STADTVOGT. Ja, mein guter Thomas, d a s eben

scheinst Du nie lernen zu wollen. Aber paß nur auf; Du wirst schon noch einmal dafür büßen müssen, — früher oder später. Ich habe es Dir nun gesagt. Leb' wohl.

STOCKMANN. Aber bist Du denn ganz verrückt? Du bist auf ganz falscher Fährte —

STADTVOGT. Das pflege ich doch sonst nicht zu sein. Übrigens muß ich mir verbitten — Grüßt ins Speisezimmer. Adieu, Frau Schwägerin. Adieu, meine Herren. Ab.

FRAU STOCKMANN kommt ins Wohnzimmer. Ist er gegangen?

STOCKMANN. Ja, und zwar in Wut und Ärger.

FRAU STOCKMANN. Aber, lieber Thomas, was hast Du ihm denn wieder angetan?

STOCKMANN. Nicht das allergeringste. Er kann doch nicht verlangen, daß ich ihm Rechenschaft gebe, ehe die Zeit gekommen ist.

FRAU STOCKMANN. Über was solltest Du ihm denn Rechenschaft geben?

STOCKMANN. Ach, laß mich damit in Ruhe, Käte. — Es ist doch sonderbar, daß der Postbote nicht kommt.

Hovstad, Billing und Horster sind vom Tische aufgestanden und kommen ins Wohnzimmer. Gleich darauf auch Ejlif und Morten.

BILLING, reckt die Arme. Ah! nach solch einer Mahlzeit ist man, Gott verdamm' mich, ein ganz neuer Mensch.

HOVSTAD. Der Stadtvogt, scheint mir, war heut nicht grade in rosigster Laune.

STOCKMANN. Das kommt vom Magen her; er leidet an schlechter Verdauung.

HOVSTAD. Besonders uns vom „Volksboten", die konnte er nicht verdauen.

FRAU STOCKMANN. Sie sind, meine ich, doch noch leidlich gut mit ihm ausgekommen.

HOVSTAD. Na ja, aber es ist doch immer nur eine Art Waffenstillstand.

BILLING. D a s ist's! Das Wort erschöpft die Situation.

STOCKMANN. Wir dürfen nicht vergessen, daß Peter ein einsamer Mann ist, der arme Kerl. Er hat kein Heim, wo er sich behaglich fühlt; nur Geschäfte, und immer wieder Geschäfte. Und dann der verdammte dünne Tee, den er fortwährend in sich hineingießt. Na, Jungens, so stellt doch Stühle an den Tisch. Käte, kriegen wir nicht bald unsern Toddy?

FRAU STOCKMANN geht nach dem Speisezimmer. Ich bringe ihn gleich herein.

STOCKMANN. Setzen Sie sich zu mir aufs Sofa, Kapitän. Ein so seltener Gast wie Sie —. Bitte schön, nehmen Sie Platz, meine Freunde.

Die Herren setzen sich um den Tisch. Frau Stockmann bringt einen Präsentierteller, auf dem Teekessel, Gläser, Karaffe und Zubehör stehen.

FRAU STOCKMANN. So. Hier ist Arrak, und das da ist Rum; und hier steht der Kognak. Jetzt muß sich jeder selbst bedienen.

STOCKMANN nimmt das Glas. Ja, das werden wir machen. Während der Toddy gemischt wird. Und nun die Zigarren! Ejlif, Du weißt sicher, wo die Kiste steht. Und Du, Morten, kannst mir meine Pfeife bringen. Die Knaben gehen rechts ins Zimmer. Ich habe Ejlif im Verdacht, daß er dann und wann eine Zigarre maust; aber ich lasse mir nichts merken. Ruft. Und dann mein Käppchen, Morten! Käte, kannst Du ihm nicht sagen, wo ich es hingelegt habe. Na, er hat es schon! Die Knaben bringen das Verlangte. Bitte schön, meine Freunde. Ihr wißt ja, ich bleibe bei der Pfeife; die hat da oben in Nordland mit mir manchen Sturm erlebt. Stößt an. Prosit! Ach, es ist schon ein ander Ding, hier mollig und sicher zu sitzen.

FRAU STOCKMANN strickend. Gehen Sie bald in See, Herr Kapitän?

HORSTER. Nächste Woche hoffe ich fertig zu werden.

FRAU STOCKMANN. Und dann fahren Sie wohl nach Amerika?

HORSTER. Ja, das ist meine Absicht.

BILLING. Aber dann können Sie ja nicht bei den städtischen Neuwahlen mittun.

HORSTER. Sind hier Neuwahlen?

BILLING. Das wissen Sie nicht?

HORSTER. Nein, von solchen Sachen lasse ich die Finger weg.

BILLING. Aber um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern Sie sich doch?

HORSTER. Nein, ich verstehe mich auf so etwas nicht.

BILLING. Immerhin, — mitstimmen muß man doch wenigstens.

HORSTER. Die auch, die gar nichts davon verstehen?

BILLING. Verstehen? Ja, wie meinen Sie das? Die Gesellschaft ist wie ein Schiff. Alle Mann müssen mittun am Steuerruder.

HORSTER. Fürs Festland mag das angebracht sein; aber an Bord würde es nicht gut gehen.

HOVSTAD. Sonderbar, daß die Seeleute im allgemeinen sich so wenig um die Dinge auf dem Lande kümmern.

BILLING. Ganz merkwürdig.

STOCKMANN. Die Seeleute sind wie die Zugvögel; sie fühlen sich im Süden wie im Norden zu Hause. Aber darum müssen wir andern um so tätiger sein, Herr Hovstad. Steht morgen was von allgemeinem Interesse im „Volksboten"?

HOVSTAD. Nichts über städtische Angelegenheiten. Doch übermorgen dachte ich Ihren Aufsatz zu bringen —

STOCKMANN. Donnerwetter ja, der Aufsatz! Nein, hören Sie, damit müssen Sie warten.

HOVSTAD. So? Jetzt haben wir aber just so schönen Platz, und ich meinte, der Augenblick wäre gerade sehr günstig —

STOCKMANN. Jawohl, da mögen Sie schon recht haben; Sie müssen aber trotzdem warten. Ich werde Ihnen später erklären —

Petra kommt in Hut und Mantel mit einem Stoß Schreibhefte unter dem Arm aus dem Vorzimmer.

PETRA. Guten Abend.

STOCKMANN. Guten Abend, Petra; bist Du da?

Gegenseitige Begrüßung; Petra legt Hut, Mantel und Hefte auf einen Stuhl an der Tür.

PETRA. Und hier sitzt man und tut sich gütlich, während ich draußen bin und mich abschufte.

STOCKMANN. Na, so tu Dir doch auch gütlich, Du.

BILLING. Soll ich Ihnen ein Gläschen anmachen?

PETRA kommt an den Tisch. Danke, das tue ich lieber selbst; Sie machen ihn mir immer zu stark an. Richtig ja, Vater! Ich habe einen Brief für Dich. Geht zu dem Stuhl, wo ihre Sachen liegen.

STOCKMANN Einen Brief! Von wem?

PETRA sucht in der Manteltasche. Der Postbote hat ihn mir gegeben, gerade als ich das Haus verließ —

STOCKMANN steht auf und geht zu ihr. Und da gibst Du ihn erst jetzt ab!

PETRA. Ich hatte wirklich nicht Zeit, wieder herauf zu laufen! Bitte schön, hier ist er.

STOCKMANN nimmt schnell den Brief. Laß mich sehen; laß mich sehen, mein Kind. Sieht die Aufschrift an. Ja, ganz recht —!

FRAU STOCKMANN. Ist das der, auf den Du so gewartet hast, Thomas?

STOCKMANN. Ja freilich; jetzt muß ich gleich hinein —. Wo kriege ich ein Licht her, Käte? Es ist schon wieder keine Lampe in meinem Zimmer!

FRAU STOCKMANN. Doch; die Lampe steht auf dem Schreibtisch und brennt.

STOCKMANN. Gut, gut. Entschuldigen Sie einen Augenblick —

Ab in das Zimmer rechts.

PETRA. Was kann das nur sein, Mutter?

FRAU STOCKMANN. Ich weiß nicht. In den letzten Tagen hat er so oft nach dem Postboten gefragt.

BILLING. Vermutlich ein auswärtiger Patient —

PETRA. Armer Vater; es wird bald zu viel, was er zu tun hat. Bereitet sich den Toddy. Ah, das soll schmecken!

HOVSTAD. Haben Sie heut auch Abendunterricht gehabt?

PETRA nippt an ihrem Glase. Zwei Stunden.

BILLING. Und vormittags vier Stunden im Institut —

PETRA setzt sich an den Tisch. Fünf Stunden.

FRAU STOCKMANN. Und heut abend hast Du noch Hefte zu korrigieren, wie ich sehe.

PETRA. Ja, einen ganzen Haufen.

HORSTER. Sie haben auch alle Hände voll zu tun, wie mir scheint.

PFTRA. Ja, aber das ist famos! Man wird hernach so himmlisch müde.

BILLING. Und das mögen Sie?

PETRA. Ja, weil man dann so gut schläft.

MORTEN. Du, Petra, Du mußt mächtig sündhaft sein.

PETRA. Sündhaft?

MORTEN. Ja, weil Du so viel arbeitest. Herr Rörlund sagt, das Arbeiten, das ist eine Strafe für unsere Sünden.

EJLIF pfeift. Pah! Wie dumm Du bist, so etwas zu glauben.

FRAU STOCKMANN. Na, na, Ejlif!

BILLING lacht. Nein, das ist ausgezeichnet.

HOVSTAD. Du möchtest wohl nicht gern so viel arbeiten, Morten?

MORTEN. Nein, das möchte ich nicht.

HOVSTAD. Ja, aber was willst Du denn einmal werden?

MORTEN. Ich möchte am liebsten Wiking werden.
EJLIF. Aber dann müßtest Du ja Heide sein!
MORTEN. Ja, dann könnte ich ja Heide werden.
BILLING. Darin halte ich es mit Dir, Morten! Ich sage genau dasselbe.
FRAU STOCKMANN macht ihm ein Zeichen. Das ist doch Ihr Ernst nicht, — nein, Herr Billing.
BILLING. Ja, Gott verdamm' mich —! Ich bin ein Heide, und darauf bin ich stolz. Passen Sie mal auf, bald werden wir alle Heiden, einer wie der andere.
MORTEN. Und dürfen wir dann alles tun, was wir wollen?
BILLING. Ja, sieh mal, Morten —
FRAU STOCKMANN. Nun macht aber, daß Ihr hineinkommt, Ihr Jungens; Ihr habt gewiß noch Schularbeiten für morgen.
EJLIF. Ich könnte doch ganz gut noch ein bißchen bleiben —
FRAU STOCKMANN. Auch Du nicht; Ihr sollt jetzt beide gehen.
Die Knaben sagen Gutenacht und gehen in das Zimmer links.
HOVSTAD. Glauben Sie wirklich, es könnte den Jungens schaden, wenn sie so etwas hören?
FRAU STOCKMANN. Ja, ich weiß nicht; aber ich habe es nicht gern.
PETRA. Aber, Mutter; mir scheint, das ist von Dir so verkehrt wie möglich.
FRAU STOCKMANN. Mag sein; aber ich habe es nicht gern; wenigstens nicht hier zu Hause.
PETRA. Zu Hause wie in der Schule ist so viel Unwahrheit. Zu Hause soll geschwiegen werden, und in der Schule müssen wir den Kindern vorlügen.
HORSTER. Vorlügen?
PETRA. Ja, meinen Sie nicht, wir trügen sehr vieles vor, woran wir selbst nicht glauben?
BILLING. Ja, das ist nur allzu wahr.
PETRA. Hätte ich nur die Mittel, ich würde selber eine Schule gründen, und da sollte es anders zugehen.

BILLING. Ach was, Mittel —

HORSTER. Wenn's weiter nichts ist, Fräulein Stockmann, so stelle ich Ihnen gern bei mir ein Lokal zur Verfügung. Das große Haus meines seligen Vaters steht ja so gut wie leer; zu ebener Erde ist ein riesiger Speisesaal —

PETRA *lacht.* Ja, ja — ich danke Ihnen recht schön; aber es wird wohl nichts draus werden.

HOVSTAD. Ach nein, Fräulein Petra geht wohl eher unter die Zeitungsschreiber, meine ich. Doch daß ich es nicht vergesse, — haben Sie Zeit gehabt, ein bißchen in die englische Erzählung hinein zu gucken, die Sie für uns übersetzen wollten?

PETRA. Nein, noch nicht. Aber Sie bekommen sie rechtzeitig.

Stockmann kommt aus seinem Zimmer mit dem offenen Brief in der Hand.

STOCKMANN *schwingt den Brief.* Jetzt, paßt mal auf, soll die Stadt eine Neuigkeit hören!

BILLING. Eine Neuigkeit?

FRAU STOCKMANN. Was ist das für eine Neuigkeit?

STOCKMANN. Ein große Entdeckung, Käte!

HOVSTAD. So?

FRAU STOCKMANN. Die Du gemacht hast?

STOCKMANN. Ich, allerdings. *Geht auf und ab.* Laßt sie nur kommen und, wie gewöhnlich, sagen, daß es Grillen und Einfälle eines verrückten Kerls sind. Aber sie werden sich wohl hüten! Haha! Sie werden sich hüten, denke ich!

PETRA. Aber Vater, so sag' doch, was es ist.

STOCKMANN. Ja, ja, laßt mir nur Zeit, dann sollt Ihr alles erfahren. Ach, hätt' ich jetzt nur den Peter da! Da sieht man, wie wir Menschen herumlaufen und urteilen können wie die blindesten Maulwürfe —

HOVSTAD. Wie meinen Sie das, Herr Doktor?

STOCKMANN *bleibt am Tisch stehen.* Ist es nicht

die allgemeine Ansicht, daß unsere Stadt ein gesunder Ort ist?

HOVSTAD. Ei freilich.

STOCKMANN. Ein ganz außerordentlich gesunder Ort obendrein — ein Ort, der unseren kranken wie unseren gesunden Mitmenschen nicht warm genug empfohlen werden kann —

FRAU STOCKMANN. Aber, lieber Thomas —

STOCKMANN. Und empfohlen und gepriesen haben wir ihn denn auch! Ich habe geschrieben und geschrieben, im „Volksboten" wie in Flugschriften —

HOVSTAD. Nun ja, und —?

STOCKMANN. Dieses Bad, das man die Pulsader der Stadt und den Lebensnerv der Stadt und — und weiß der Teufel wie sonst noch nennt —

BILLING. „Das pochende Herz der Stadt" habe ich mir mal in einer festlichen Stunde erlaubt zu —

STOCKMANN. Na ja, das auch. Aber wissen Sie denn, was es in Wirklichkeit ist, dieses große, prächtige, gepriesene Bad, das so viel Geld gekostet hat, — wissen Sie, was es ist?

HOVSTAD. Nein, was denn?

FRAU STOCKMANN. Ja, was ist denn?

STOCKMANN. Das ganze Bad ist eine Pesthöhle.

PETRA. Das Bad, Vater!

FRAU STOCKMANN zu gleicher Zeit. Unser Bad!

HOVSTAD ebenso. Aber Derr Doktor —

BILLING. Ganz unglaublich!

STOCKMANN. Das ganze Bad ist ein übertünchtes, vergiftetes Grab, sag' ich. Gesundheitsgefährlich im allerhöchsten Grade! Der ganze Unrat da oben im Mühltal, — alles, was da so eklig riecht, — es infiziert das Wasser in den Zuflußröhren des Brunnenhauses, und dieser selbe verdammte, vergiftete Dreck sickert auch hinunter zum Strande —

HORSTER. Wo die Seebäder liegen?

STOCKMANN. Eben dahin.

HOVSTAD. Woher wissen Sie denn das alles so genau, Herr Doktor?

STOCKMANN. Ich habe die Verhältnisse so gewissenhaft wie nur denkbar untersucht. Ach, ich hatte schon lange einen solchen Verdacht gehegt. Voriges Jahr kam eine Reihe auffallender Krankheitsfälle unter den Badegästen vor, — Fälle von Typhus und gastrischem Fieber —

FRAU STOCKMANN. Ja, das ist freilich wahr.

STOCKMANN. Damals glaubten wir, die Fremden hätten die Ansteckung mitgebracht; hernach aber — in diesem Winter — bin ich auf andere Gedanken gekommen; und dann machte ich mich dran, das Wasser zu untersuchen, so gut es sich tun ließ.

FRAU STOCKMANN. Das war es also, was Dir so viel zu schaffen gemacht hat?

STOCKMANN. Ja, Käte, Du darfst schon sagen, daß es mir zu schaffen gemacht hat. Aber hier fehlten mir ja die nötigen wissenschaftlichen Hilfsmittel; und so schickte ich Proben vom Trinkwasser wie vom Seewasser an die Universität, um von einem Chemiker eine exakte Analyse zu erhalten.

HOVSTAD. Und die haben Sie jetzt erhalten?

STOCKMANN zeigt den Brief. Hier habe ich sie! Das Vorhandensein verfaulter organischer Stoffe ist im Wasser nachgewiesen — Infusorien in Massen. Das Wasser ist absolut schädlich für die Gesundheit, ob es nun innerlich oder äußerlich gebraucht wird.

FRAU STOCKMANN. Es ist ein wahres Glück, daß Du noch beizeiten dahinter gekommen bist.

STOCKMANN. Ja, da hast Du recht.

HOVSTAD. Und was werden Sie jetzt tun, Herr Doktor?

STOCKMANN. Natürlich versuchen, Wandel zu schaffen.

HOVSTAD. Das ist also möglich?

STOCKMANN. Es muß möglich sein. Sonst ist das ganze Bad unbrauchbar, — ruiniert. Aber damit

hat es keine Not. Ich bin vollständig mit mir im reinen darüber, was hier zu tun ist.

FRAU STOCKMANN. Aber, bester Thomas, daß Du dies alles so geheim gehalten hast.

STOCKMANN. Ja, hätte ich vielleicht in der Stadt herumrennen und es ausposaunen sollen, ehe ich noch volle Gewißheit hatte? Ich werde mich hüten — so dumm bin ich nicht.

PETRA. Na, aber Deiner Familie —

STOCKMANN. Keiner Menschenseele. Doch morgen kannst Du zum „Dachs" laufen —

FRAU STOCKMANN. Aber Thomas —!

STOCKMANN. Na, also zum Großvater. Ja, der Alte, der wird ein Gesicht machen! Er glaubt ja, ich bin verrückt; na ja, ich weiß schon: es gibt noch mehr Leute, die das glauben. Jetzt sollen die Herrschaften aber sehen —; jetzt sollen Sie sehen —! Geht umher und reibt sich die Hände. Was wird das für einen Krach in der Stadt geben, Käte! Davon kannst Du Dir gar keinen Begriff machen. Die ganze Wasserleitung muß umgelegt werden.

HOVSTAD steht auf. Die ganze Wasserleitung —?

STOCKMANN. Ja, versteht sich. Das Aufnahmebecken liegt zu niedrig; es muß nach einer weit höheren Stelle verlegt werden.

PETRA. So hast Du also doch recht gehabt.

STOCKMANN. Ja, Du erinnerst Dich, Petra? Ich habe dagegen geschrieben, als man den Bau beginnen wollte. Aber damals wollte kein Mensch auf mich hören. Na, glaubt mir nur, ich werde ihnen die volle Ladung geben; — denn ich habe natürlich eine Eingabe an die Badeverwaltung aufgesetzt; sie liegt seit einer ganzen Woche fertig da; ich habe nur noch auf das da gewartet. Zeigt den Brief. Aber nun soll sie auch auf der Stelle fort. Geht in sein Zimmer und kommt mit einem Paket Schriftstücke zurück. Da seht! Vier engbeschriebene Bogen voll! Und der Brief soll mit dazu. Eine Zeitung, Käte! Gib mir etwas zum Einwickeln!

Gut; so; gib's der — der —; stampft mit dem Fuß auf. Donnerwetter, wie heißt sie doch gleich? Na, also gib's dem Mädchen und sag' ihr, sie soll es sofort zum Stadtvogt bringen.

Frau Stockmann mit dem Paket durch das Speisezimmer ab.

PETRA. Vater, was, glaubst Du, wird Onkel Peter sagen?

STOCKMANN. Was sollte er denn sagen? Er wird doch wohl froh sein, denke ich, daß eine so wichtige Wahrheit an den Tag kommt.

HOVSTAD. Darf ich eine kleine Notiz über Ihre Entdeckung im „Volksboten" bringen?

STOCKMANN. Ja, dafür wäre ich Jhnen sehr dankbar.

HOVSTAD. Es ist doch wünschenswert, daß das Publikum so schnell wie möglich davon unterrichtet wird.

STOCKMANN. Ja, gewiß.

FRAU STOCKMANN kommt zurück. Sie ist schon fort damit.

BILLING. Bald sind Sie — Gott verdamm' mich — der erste Mann der Stadt, Herr Doktor!

STOCKMANN geht vergnügt umher. Ach was! Im Grunde habe ich ja doch nur meine Pflicht getan. Ich bin ein glücklicher Schatzgräber gewesen; das ist alles; trotzdem aber —

BILLING. Hovstad, was meinen Sie, müßte die Stadt nicht dem Doktor einen Fackelzug bringen?

HOVSTAD. Ich will es wenigstens befürworten.

BILLING. Und ich werde mit Aslaksen drüber reden.

STOCKMANN. Nein, liebe Freunde, solche Narreteien, die laßt nur bleiben; von solchen Veranstaltungen will ich nichts wissen. Und wenn es der Badeverwaltung vielleicht einfallen sollte, mir eine Gehaltszulage zu bewilligen, so nehme ich sie nicht an. Käte, das sag' ich Dir, — ich nehme sie nicht an.

FRAU STOCKMANN. Das ist recht von Dir, Thomas.

PETRA erhebt ihr Glas. Prosit, Vater!

HOVSTAD und BILLING. Prosit, prosit, Herr Doktor!

HORSTER stößt mit dem Doktor an. Mögen Sie nur Freude an der Geschichte erleben!

STOCKMANN. Danke schön, danke schön, meine lieben Freunde! Ich bin so herzensfroh —; ach, es ist doch etwas Herrliches, das Bewußtsein: sich um seine Vaterstadt und seine Mitbürger verdient gemacht zu haben. Hurra, Käte!

Schlingt beide Arme um ihren Hals und wirbelt mit ihr im Kreise herum. Frau Stockmann schreit und sträubt sich. Lachen, Händeklatschen und Hochrufe. Die Knaben stecken den Kopf durch die Türe.

ZWEITER AKT

Wohnzimmer des Doktors. Die Tür zum Speisezimmer ist zu. Vormittag.

FRAU STOCKMANN kommt, einen versiegelten Brief in der Hand, aus dem Speisezimmer, geht rechts durch die vorderste Tür und guckt hinein. Bist Du da, Thomas?

STOCKMANN drinnen. Ja, ich bin eben gekommen. Tritt ein. Was ist?

FRAU STOCKMANN. Ein Brief von Deinem Bruder. Reicht ihm den Brief.

STOCKMANN. Aha, laß sehen. Öffnet ihn und liest: „Das übersandte Manuskript folgt anbei zurück —" Liest murmelnd weiter. Hm —

FRAU STOCKMANN. Was sagt er denn?

STOCKMANN steckt das Papier in die Tasche. Nichts, er schreibt nur, daß er gegen Mittag selber mit herankommen wird.

FRAU STOCKMANN. Dann vergiß ja nicht, zu Hause zu bleiben.

STOCKMANN. Es paßt gut; denn mit meinen Morgenbesuchen bin ich fertig.

FRAU STOCKMANN. Ich bin riesig neugierig, wie er die Sache aufnimmt.

STOCKMANN. Du sollst sehen, es wird ihm nicht recht sein, daß i c h diese Entdeckung gemacht habe, und nicht er selbst.

FRAU STOCKMANN. Das fürchtest Du also auch?

STOCKMANN. Na, im Grunde wird es ihn ja freuen, weißt Du. Trotzdem aber —; Peter hat eine Heidenangst, es könnten noch andere Leute etwas für das Wohl der Stadt tun.

FRAU STOCKMANN. Weißt Du was, Thomas, Du solltest nett sein und die Ehre mit ihm teilen. Könnte es nicht heißen, e r habe Dich auf die Spur gebracht —?

STOCKMANN. Na meinetwegen schon. Wenn ich die Sache nur ins Lot bringe, so —

MORTEN KIIL steckt den Kopf durch die Tür des Vorzimmers, sieht sich forschend um, lacht in sich hinein und fragt pfiffig: Ist's — ist's wahr?

FRAU STOCKMANN ihm entgegen. Vater, — Du bist es?

STOCKMANN. Seh' einer an, Schwiegervater! Guten Morgen, guten Morgen!

FRAU STOCKMANN. Aber so komm doch herein.

KIIL. Ja, bloß wenn es wahr ist, sonst gehe ich wieder.

STOCKMANN. Was soll denn wahr sein?

KIIL. Der Blödsinn mit dem Wasserwerk. Ist das wahr?

STOCKMANN. Ei natürlich. Aber wie haben Sie denn das erfahren?

KIIL tritt ein. Petra war auf einen Sprung da, als sie zur Schule ging —

STOCKMANN. So, wirklich?

KIIL. Ja, haha, und da hat sie denn erzählt —. Ich dachte, sie wollte mich bloß zum Narren haben, obgleich das Petra auch wieder nicht ähnlich sieht.

STOCKMANN. Nein, wie konnten Sie nur so etwas denken!

KIIL. Ach, man soll keinem trauen; ehe man sich dessen versieht, ist man hinters Licht geführt. Es ist also doch wahr?

STOCKMANN. Ganz gewiß doch. Aber so setzen Sie sich doch, Schwiegervater. Nötigt ihn aufs Sofa. Und ist es nicht ein wahres Glück für die Stadt —?

KIIL kämpft mit dem Lachen. Glück für die Stadt?

STOCKMANN. Daß ich diese Entdeckung noch beizeiten gemacht habe —

KIIL wie vorher. Ja, ja, ja! — Aber nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß Sie Ihren leiblichen Bruder hineinlegen würden.

STOCKMANN. Hineinlegen —!

FRAU STOCKMANN. Aber lieber Vater —

KIIL stützt Hände und Kinn auf die Stockkrücke und

zwinkert dem Doktor listig zu. Wie war das doch? Es sollten ja wohl Tiere in die Wasserröhren hineingekommen sein?

STOCKMANN. Jawohl, Infusionstierchen.

KIIL. Und es sollten ja viele solche Tiere hineingekommen sein, sagt Petra. Eine ganz riesige Masse.

STOCKMANN. Freilich, es können wohl an die hundert-, hunderttausende sein.

KIIL. Aber kein Mensch kann sie sehen, — was?

STOCKMANN. Nein, sehen kann man sie nicht.

KIIL mit leisem, glucksendem Lachen. Hol' mich der Teufel, dies ist das Großartigste, was ich noch von Ihnen gehört habe.

STOCKMANN. Wie denn?

KIIL. Aber so etwas können Sie doch dem Stadtvogt im Leben nicht weiß machen.

STOCKMANN. Na, das werden wir schon sehen.

KIIL. Meinen Sie, er wäre so verrückt?

STOCKMANN. Ich hoffe, die ganze Stadt wird so verrückt sein.

KIIL. Die ganze Stadt! I, das kann schon sein. Aber das schadet den Leuten nicht; das ist ihnen ganz recht. Sie wollten ja immer so sehr viel klüger sein als wir Alten. Sie hundsfottierten mich aus dem Stadtrat heraus. Wie einen Hund haben sie mich herausvotiert, die Leute! Aber jetzt kriegen sie ihr Fett. Legen Sie sie nur ordentlich hinein, Stockmann.

STOCKMANN. Aber, Schwiegervater —

KIIL. Ordentlich hinein, sag' ich. Steht auf. Wenn Sie es dahin bringen, daß der Stadtvogt und seine Freunde in die Patsche zu sitzen kommen, dann gebe ich auf der Stelle hundert Kronen für die Armen.

STOCKMANN. Ei, das wäre nett von Ihnen.

KIIL. Ich habe das Geld auch nicht so dick, wissen Sie wohl, aber wenn Sie es dahin bringen, so kriegen die Armen von mir zu Weihnachten 'n halb hundert Kronen.

Hovstad durchs Vorzimmer.

HOVSTAD. Guten Morgen! Bleibt stehen. Ach, Pardon —

STOCKMANN. Kommen Sie nur; kommen Sie.

KIIL gluckst wieder. Der! Ist der auch mit dabei?

HOVSTAD. Was meinen Sie?

STOCKMANN. Gewiß ist er mit dabei.

KIIL. Hätt's mir auch denken können! Es muß ja in die Zeitungen. Ja, Sie sind mir schon der rechte, Stockmann. Na, überlegen Sie sich's nur; jetzt gehe ich.

STOCKMANN. Ach was, Schwiegervater, bleiben Sie noch ein bißchen.

KIIL. Nein, ich gehe jetzt. Und denken Sie nach, wie Sie sie am besten hineinlegen. Donnerwetter ja, Sie sollen es nicht umsonst getan haben. Ab; Frau Stockmann begleitet ihn hinaus.

STOCKMANN lacht. Denken Sie bloß, der Alte glaubt kein Wort von der Geschichte mit dem Wasserwerk.

HOVSTAD. Ach, das war's —!

STOCKMANN. Ja, davon haben wir gesprochen. Und Sie kommen am Ende in derselben Sache?

HOVSTAD. Allerdings. Haben Sie einen Augenblick Zeit, Herr Doktor?

STOCKMANN. So lange Sie wollen, mein Lieber.

HOVSTAD. Haben Sie schon etwas vom Stadtvogt gehört?

STOCKMANN. Noch nichts. Er kommt später her.

HOVSTAD. Ich habe seit gestern viel über die Sache nachgedacht.

STOCKMANN. Nun, und?

HOVSTAD. Für Sie als Arzt und Mann der Wissenschaft steht dieser Fall mit dem Wasserwerk da als eine Sache für sich. Ich meine, es fällt Ihnen nicht auf, daß sie mit einer Menge anderer Dinge im Zusammenhang steht.

STOCKMANN. Ja, wie —? Setzen wir uns, mein Lieber. — Nein, da aufs Sofa.

Hovstad setzt sich aufs Sofa, der Doktor in einen Lehnstuhl auf der anderen Seite des Tisches.

STOCKMANN. Nun? Sie meinen also —?

HOVSTAD. Sie haben gestern gesagt, das verdorbene Wasser käme von Unreinlichkeiten im Erdboden her.

STOCKMANN. Ja, ohne Zweifel kommt es aus dem verpesteten Sumpf da oben im Mühltal.

HOVSTAD. Pardon, Herr Doktor, aber ich glaube, es kommt aus einem ganz anderen Sumpf.

STOCKMANN. Was sollte das für einer sein?

HOVSTAD. Der Sumpf, in dem unser ganzes kommunales Leben steht und fault.

STOCKMANN. Aber, zum Henker, Herr Hovstad, was sind das für Reden?

HOVSTAD. Alle städtischen Angelegenheiten sind nach und nach in die Hände einer Beamtengruppe gekommen —

STOCKMANN. Na, es sind doch nicht alle zusammen Beamte.

HOVSTAD. Nein, — aber die, die nicht Beamte sind, die sind jedenfalls Freunde und Anhänger von den Beamten, es sind die reichen Leute, die alten angesehenen Namen der Stadt, die sind es, die unser Wohl und Wehe in der Hand haben.

STOCKMANN. Ja, aber diese Leute, die sind doch auch wirklich tüchtig und intelligent.

HOVSTAD. Haben sie Tüchtigkeit und Intelligenz bewiesen, als sie die Wasserleitung da anlegten, wo sie jetzt liegt?

STOCKMANN. Nein, d a s war natürlich eine große Dummheit von ihnen. Aber die soll ja nun wieder gut gemacht werden.

HOVSTAD. Glauben Sie, daß das so glatt gehen wird?

STOCKMANN. Glatt oder nicht, — gehen wird es auf alle Fälle.

HOVSTAD. Ja, wenn die Presse eingreifen darf.

STOCKMANN. Wird gar nicht nötig sein, mein Lieber. Ich bin überzeugt, daß mein Bruder —

HOVSTAD. Pardon, Herr Doktor, aber ich will Ihnen nur sagen, ich beabsichtige, die Sache selber in die Hand zu nehmen.

STOCKMANN. In der Zeitung?

HOVSTAD. Jawohl. Als ich den „Volksboten" übernahm, da war mein Gedanke, diesen Ring von alten, eigensinnigen Rechthabern zu sprengen, die über allen Einfluß geboten.

STOCKMANN. Aber Sie haben mir doch selbst erzählt, was das Ende davon war; Sie hatten das Blatt damit ja fast ruiniert.

HOVSTAD. Ja, damals mußten wir den Degen einstecken — das ist wahr. Denn es war Gefahr, daß das Bad nicht zustande kommen würde, wenn jene Männer fielen. Aber jetzt steht es da, und nun sind die hohen Herren überflüssig.

STOCKMANN. Überflüssig, ja; aber wir schulden ihnen doch großen Dank.

HOVSTAD. Der soll ihnen auch werden, wie es sich gebührt. Aber ein Zeitungsschreiber von meiner volkstümlichen Richtung kann eine Gelegenheit wie diese nicht vorübergehen lassen. Es muß gerüttelt werden an der Fabel von der Unfehlbarkeit der leitenden Männer. So etwas muß ausgerottet werden wie jeder andere Aberglaube.

STOCKMANN. Darin pflichte ich Ihnen von ganzem Herzen bei, Herr Hovstad; ist es ein Aberglaube, dann weg damit!

HOVSTAD. Dem Stadtvogt möchte ich ungern zunahe treten, weil er Ihr Bruder ist. Aber Sie sind doch gewiß mit mir der Ansicht, daß die Wahrheit allen anderen Rücksichten vorgeht.

STOCKMANN. Das versteht sich ja von selbst. — Erregt. Ja, aber —! Aber —!

HOVSTAD. Sie dürfen nicht schlecht von mir denken. Ich bin weder eigennütziger noch ehrgeiziger als die Menschen im allgemeinen.

STOCKMANN. Aber, mein Lieber, — wer behauptet denn das?

HOVSTAD. Ich stamme von geringen Leuten ab, wie Sie wissen; und ich habe hinreichend Gelegenheit gehabt, zu sehen, was den unteren Volksschichten am meisten not tut. Und das ist: teilzuhaben an der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten, Herr Doktor. *Das* eben entwickelt Fähigkeiten und Kenntnisse und Selbstgefühl. —

STOCKMANN. Das leuchtet mir außerordentlich ein —

HOVSTAD. Ja, — und dann meine ich auch, daß ein Journalist eine schwere Verantwortung auf sich ladet, wenn er eine günstige Gelegenheit versäumt zur Befreiung der Menge, der Geringen, der Unterdrückten. Ich weiß wohl, — im Lager der Großen wird man das Aufwiegelei und so weiter nennen; mögen sie das meinetwegen tun, wenn sie wollen. Wenn ich nur mein Gewissen rein fühle, so —

STOCKMANN. Recht so! Recht so, lieber Herr Hovstad. Trotzdem aber — Donnerwetter —! Es klopft. Herein!

Aslaksen in der Vorzimmertür. Er ist schlicht, aber anständig gekleidet, in schwarz, mit einer weißen, etwas zerknitterten Halsbinde; Handschuhe und Filzhut hat er in der Hand.

ASLAKSEN verbeugt sich. Verzeihung, Herr Doktor, daß ich mir herausnehme —

STOCKMANN steht auf. Ei, sieh da — da ist ja der Herr Aslaksen!

ASLAKSEN. Ja, freilich, Herr Doktor.

HOVSTAD steht auf. Suchen Sie *mich*, Aslaksen?

ASLAKSEN. Nein, das nicht; ich wußte nicht mal, daß ich Sie hier treffen würde. Nein, ich suche den Herrn Doktor selbst —

STOCKMANN. Na, was steht zu Diensten?

ASLAKSEN. Ist es wahr, Herr Doktor, was ich von Herrn Billing gehört habe, daß Sie uns ein besseres Wasserwerk schaffen wollen?

STOCKMANN. Ja, für das Bad.

ASLAKSEN. Jawohl; verstehe schon. Na, so komme ich, um zu sagen, daß ich die Sache nach meinen Kräften unterstützen werde.

HOVSTAD zum Doktor. Sehen Sie!

STOCKMANN. Meinen herzlichsten Dank; aber —

ASLAKSEN. Es könnte ja doch vielleicht nützlich sein, uns Kleinbürger im Rücken zu haben. Wir bilden hier in der Stadt sozusagen eine kompakte Majorität, — wenn wir w o l l e n. Und es kann nie schaden, die Majorität auf seiner Seite zu haben, Herr Doktor.

STOCKMANN. Das ist unzweifelhaft wahr; aber ich kann nur nicht begreifen, daß hier besondere Vorkehrungen vonnöten sein sollten. Ich meine, eine so klare und einfache Sache —

ASLAKSEN. O doch, das könnte immerhin nicht schaden; die lokalen Behörden, die kenne ich doch gründlich. Die Machthaber gehen nicht gern gutwillig auf Vorschläge ein, die von anderen Leuten kommen. Und deshalb, meine ich, wäre es nicht unangebracht, wenn wir ein bißchen demonstrierten.

HOVSTAD. Sehr richtig.

STOCKMANN. Demonstrierten, sagen Sie? Ja, wie wollen Sie denn eigentlich demonstrieren?

ASLAKSEN. Natürlich mit Maß und Ziel, Herr Doktor; ich befleißige mich immer der Mäßigung; denn Mäßigung, das ist die erste Bürgerpflicht, — m e i n e s Erachtens.

STOCKMANN. Dafür sind Sie ja auch bekannt, Herr Aslaksen.

ASLAKSEN. Ja, ich glaube schon, das darf ich sagen. Und diese Sache mit dem Wasserwerk, die ist für uns Kleinbürger enorm wichtig. Das Bad verspricht eine kleine Goldgrube für die Stadt zu werden. Vom Bade wollen wir alle zusammen leben, zumal wir Hausbesitzer. Deshalb wollen wir auch das Unternehmen mit allen Kräften unterstützen. Und da ich nun Vorsitzender des Vereins der Hausbesitzer bin —

STOCKMANN. Ja —?

ASLAKSEN. — und außerdem eine Rolle im Mäßigkeitsverein spiele, — Sie wissen doch, Herr Doktor, daß ich für die Mäßigkeitssache tätig bin?

STOCKMANN. Ja, versteht sich.

ASLAKSEN. Na, — so ist es doch begreiflich, daß ich mit einer ganzen Masse Leute zusammenkomme. Und da ich als besonnener und gefügiger Staatsbürger bekannt bin, wie Herr Doktor selbst sagten, so habe ich ja einen gewissen Einfluß in der Stadt, — eine Art kleiner Machtstellung, — wenn ich es selbst sagen darf.

STOCKMANN. Das weiß ich sehr wohl, Herr Aslaksen.

ASLAKSEN. Ja, sehen Sie — drum wäre es eine Leichtigkeit für mich, eine Adresse zusammenzubringen, wenn die Sache schief gehen sollte.

STOCKMANN. Eine Adresse, sagen Sie?

ASLAKSEN. Ja, eine Art Dankadresse seitens der Bürgerschaft, weil Sie diese gemeinnützige Sache ans Licht gebracht haben. Selbstverständlich müßte sie mit der gebührenden Mäßigung verfaßt sein, so daß sie weder bei den Behörden noch bei den andern Machthabern Anstoß erregt. Und wenn wir darauf nur genau achten, so kann es uns niemand übelnehmen, denke ich.

HOVSTAD. Na, und selbst wenn sie nicht so sehr nach dem Geschmack dieser Leute wäre, so —

ASLAKSEN. Nein, nein, nein! Keine Kränkung der Obrigkeit, Herr Hovstad. Keine Opposition gegen Leute, die uns so dicht auf den Hacken sitzen. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen; und es kommt auch nie etwas Gutes dabei heraus. Aber die besonnenen und freimütigen Äußerungen eines Staatsbürgers, die können keinem verdacht werden.

STOCKMANN schüttelt ihm die Hand. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, lieber Aslaksen, wie aufrichtig ich mich freue, bei meinen Mitbürgern einem solchen Verständnis zu begegnen. Ich bin so froh — so froh! Sie, wie wär's mit einem Gläschen Sherry? Was?

ASLAKSEN. Nein, danke sehr; ich nehme nie Spirituosen dieser Art.

STOCKMANN. Aber ein Glas Bier? Was meinen Sie dazu?

ASLAKSEN. Danke sehr, auch das nicht, Herr Doktor; so früh am Tage nehme ich nie etwas zu mir. Nun will ich aber in die Stadt und mit etlichen Hausbesitzern reden und die Stimmung bearbeiten.

STOCKMANN. Das ist außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, Herr Aslaksen; aber es will mir durchaus nicht in den Kopf, daß alle diese Vorkehrungen notwendig sein sollten; ich meine, die Sache müßte sich ganz von selbst machen.

ASLAKSEN. Die Behörden arbeiten ein bißchen schwerfällig, Herr Doktor. Gott behüte, ich sage das nicht, um sie zu tadeln —

HOVSTAD. Morgen werden wir sie munter machen, im Blatt, Aslaksen.

ASLAKSEN. Aber bloß nicht gewaltsam, Herr Hovstad. Gehen Sie mit Mäßigung vor, sonst kriegen Sie die Leute nicht vom Fleck; hören Sie nur auf meinen Rat, denn ich habe in der Schule des Lebens Erfahrungen gesammelt. — Jetzt muß ich mich aber empfehlen, Herr Doktor. Sie wissen nun, daß wir Kleinbürger jedenfalls wie eine Mauer hinter Ihnen stehen. Sie haben die kompakte Majorität auf Ihrer Seite, Herr Doktor.

STOCKMANN. Danke schön, mein lieber Herr Aslaksen. Reicht ihm die Hand. Adieu, adieu!

ASLAKSEN. Kommen Sie mit in die Druckerei, Herr Hovstad?

HOVSTAD. Ich komme nach; ich habe noch eine Kleinigkeit zu erledigen.

ASLAKSEN. Gut, gut. Er grüßt und geht; Stockmann begleitet ihn ins Vorzimmer.

HOVSTAD, während Stockmann ins Zimmer zurückkommt. Na, was sagen Sie nun, Herr Doktor? Glauben Sie nicht, daß es endlich an der Zeit ist, hier auszulüften

und all diese Schlaffheit und Halbheit und Feigheit aufzurütteln?

STOCKMANN. Meinen Sie damit den Aslaksen?

HOVSTAD. Allerdings. Er gehört mit zu denen, die im Sumpf stecken, — so ein braver Mann er auch sonst sein mag. Und so sind die meisten hier bei uns; sie schwanken und wanken nach beiden Seiten; vor lauter Rücksichten und Bedenken wagen sie nie, einen ganzen Schritt zu tun.

STOCKMANN. Ja, aber Aslaksen scheint mir doch recht anständige Gesinnungen zu haben.

HOVSTAD. Es gibt was, das ich noch höher stelle; und das ist: dazustehen als ein unabhängiger, selbstsicherer Mann.

STOCKMANN. Da gebe ich Ihnen vollständig recht.

HOVSTAD. Deshalb will ich jetzt die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, zu versuchen, ob ich die besseren Elemente bei uns nicht dahin bringen kann, sich aufzuraffen mit e i n e m Mal. Der Autoritätsdusel hier muß aufhören. Dieser unverantwortliche Mißgriff mit dem Wasserwerk muß allen stimmberechtigten Mitbürgern zu Gemüte geführt werden.

STOCKMANN. Gut; wenn Sie meinen, daß es für das allgemeine Beste ist, so mag es geschehen; aber nicht eher, als bis ich mit meinem Bruder gesprochen habe.

HOVSTAD. Inzwischen schreibe ich für alle Fälle einen Leitartikel. Und wenn dann der Stadtvogt für die Sache nicht zu haben ist —

STOCKMANN. Ach, wie können Sie das nur denken?

HOVSTAD. Das kann ich mir sehr wohl denken. D a n n also —?

STOCKMANN. Ja, dann verspreche ich Ihnen —; hören Sie, — dann können Sie meine Abhandlung drucken, — dann ins Blatt mit ihr ganz und gar!

HOVSTAD. Darf ich das? Ist das ein Wort?

STOCKMANN reicht ihm das Manuskript. Da ist sie; nehmen Sie sie mit; es kann ja nicht schaden, wenn Sie sie durchlesen; Sie geben sie mir dann später zurück.

HOVSTAD. Schön, schön; das werde ich tun. Und nun adieu, Herr Doktor.

STOCKMANN. Adieu, adieu! Aber Sie werden sehen, die Sache geht glatt, Herr Hovstad — ganz glatt!

HOVSTAD. Hm, — werden ja sehen. Grüßt und geht durch das Vorzimmer ab.

STOCKMANN geht an die Tür des Speisezimmers und sieht hinein. Käte —! So, Du bist da, Petra?

PETRA tritt ein. Ich komme diesen Augenblick aus der Schule.

FRAU STOCKMANN tritt ein. Ist er noch nicht da gewesen?

STOCKMANN. Peter? Nein. Aber ich habe ein langes Gespräch mit Hovstad gehabt. Er ist ganz weg von der Entdeckung, die ich gemacht habe. Sie ist nämlich von weit größerer Tragweite, mußt Du wissen, als ich im Anfang gedacht hatte. Und dann hat er mir sein Blatt zur Verfügung gestellt, wenn es nötig sein sollte.

FRAU STOCKMANN. Glaubst Du denn, daß es nötig sein wird?

STOCKMANN. O, durchaus nicht. Aber es ist jedenfalls ein stolzes Bewußtsein, die freisinnige, unabhängige Presse auf seiner Seite zu haben. Ja, und denk nur — auch vom Vorsitzenden des Vereins der Hausbesitzer habe ich Besuch gehabt.

FRAU STOCKMANN. So? Was wollte denn der?

STOCKMANN. Mir ebenfalls seine Unterstützung anbieten. Sie wollen mich alle unterstützen, wenn es schief gehen sollte. Käte, — weißt Du, was ich hinter mir habe?

FRAU STOCKMANN. Hinter Dir? Nein; was hast Du denn hinter Dir?

STOCKMANN. Die kompakte Majorität.

FRAU STOCKMANN. So. Ist das gut für Dich, Thomas?

STOCKMANN. Na, das sollte ich doch meinen! Reibt sich die Hände und geht auf und ab. O Gott, wie

himmlisch ist es doch, mit seinen Mitbürgern zusammenzustehen in brüderlichem Vereine!

PETRA. Und so viel Gutes und Nützliches vollbringen zu können, Vater!

STOCKMANN. Ja, Du, und noch dazu für seine eigene Vaterstadt!

FRAU STOCKMANN. Es hat geklingelt.

STOCKMANN. Das ist er sicher. — — Es klopft. Herein!

STADTVOGT durch das Vorzimmer. Guten Morgen.

STOCKMANN. Willkommen, Peter!

FRAU STOCKMANN. Guten Morgen, Herr Schwager. Wie geht es?

STADTVOGT. Danke, so — so. Zu Stockmann. Gestern abend nach Bureauschluß habe ich Deine Abhandlung erhalten, die Wasserverhältnisse des Bades betreffend.

STOCKMANN. Ja. Hast Du sie gelesen?

STADTVOGT. Allerdings.

STOCKMANN. Und was sagst Du zu der Sache?

STADTVOGT mit einem Seitenblick. Hm —

FRAU STOCKMANN. Komm, Petra. Sie und Petra ab in das Zimmer links.

STADTVOGT nach einer Pause. War es nötig, diese ganzen Untersuchungen hinter meinem Rücken anzustellen?

STOCKMANN. Ja, solange ich nicht absolute Gewißheit hatte, so —

STADTVOGT. Und die glaubst Du also jetzt zu haben?

STOCKMANN. Ja; davon hast Du Dich doch wohl selbst überzeugt.

STADTVOGT. Ist es Deine Absicht, der Badeverwaltung dieses Aktenstück als eine Art offiziellen Dokuments vorzulegen?

STOCKMANN. Jawohl. Es muß doch etwas in der Sache geschehen; und das sogleich.

STADTVOGT. Wie gewöhnlich gebrauchst Du in Deiner Abhandlung starke Ausdrücke. Unter anderm

sagst Du: das, was wir unsern Badegästen bieten, wäre eine permanente Vergiftung.

STOCKMANN. Ja, Peter, kann man es denn anders nennen? Denk doch nur — vergiftetes Wasser zu innerlichem wie äußerlichem Gebrauch! Und das für arme, kranke Menschen, die im guten Glauben ihre Zuflucht zu uns nehmen und ihr schweres Geld bezahlen, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen!

STADTVOGT. Und dann kommst Du in Deiner Deduktion zu dem Resultat, daß wir eine Kloake bauen müssen, die besagten Schmutz aus dem Mühltal aufnehmen kann, und daß die Wasserleitung umgelegt werden muß.

STOCKMANN. Ja, weißt Du einen andern Ausweg? Ich nicht.

STADTVOGT. Ich habe mir heut früh beim Stadtingenieur im Zimmer was zu schaffen gemacht. Und bei dieser Gelegenheit brachte ich, so halb im Scherz, die Rede auf diese Maßregeln als auf eine Sache, die wir in Zukunft vielleicht einmal in Erwägung ziehen müßten.

STOCKMANN. In Zukunft einmal!

STADTVOGT. Er lächelte über meine vermeintliche Extravaganz — natürlicherweise. Hast Du Dir die Mühe genommen, zu überlegen, wie hoch die vorgeschlagenen Veränderungen zu stehen kommen würden? Nach den Aufschlüssen, die mir geworden sind, würden die Ausgaben wahrscheinlich in die Hunderttausende gehen.

STOCKMANN. So teuer sollte das sein?

STADTVOGT. Ja. Und dann kommt das Schlimmste. Die Arbeit würde mindestens einen Zeitraum von zwei Jahren beanspruchen.

STOCKMANN. Zwei Jahre, sagst Du? Ganze zwei Jahre?

STADTVOGT. Mindestens. Und was sollen wir inzwischen mit dem Bade machen? Sollen wir es schließen? Ja, dazu würden wir genötigt sein. Oder

glaubst Du vielleicht, es würde ein Mensch zu uns kommen, sobald es ruchbar würde, daß das Wasser gesundheitsgefährlich ist?

STOCKMANN. Ja, Peter, das ist es aber doch.

STADTVOGT. Und das alles jetzt, — grade jetzt, da die Anstalt im Aufblühen ist. In den Nachbarstädten sind auch gewisse Vorbedingungen vorhanden, die sie zu Badeorten qualifizieren. Glaubst Du, die Leute würden nicht sofort alles daransetzen, um den ganzen Fremdenstrom an sich zu ziehen? Das ist über allem Zweifel. Und dann ständen wir da; wahrscheinlich müßten wir die ganze teure Anstalt abreißen; und dann hättest Du Deine Vaterstadt ruiniert.

STOCKMANN. Ich — ruiniert —!

STADTVOGT. Einzig und allein durch das Bad hat die Stadt eine nennenswerte Zukunft vor sich. Das siehst Du doch gewiß ebensogut ein wie ich.

STOCKMANN. Aber was, meinst Du denn, soll geschehen?

STADTVOGT. Ich habe aus Deiner Abhandlung nicht die Überzeugung gewinnen können, daß die Wasserverhältnisse des Bades so bedenklich sind, wie Du sie darstellst.

STOCKMANN. Eher sind sie noch schlimmer, Du! Oder sie werden es wenigstens im Sommer, wenn die heißen Tage kommen.

STADTVOGT. Wie gesagt, ich glaube, Du übertreibst bedeutend. Ein tüchtiger Arzt muß seine Verhaltungsmaßregeln zu treffen wissen, — er muß verstehen, schädlichen Einwirkungen vorzubeugen und ihnen abzuhelfen, wenn sie sich ganz augenscheinlich geltend machen sollten.

STOCKMANN. Und dann? — Was weiter —?

STADTVOGT. Die Wasserversorgung des Bades, so wie sie existiert, ist nun einmal ein Faktum und muß selbstverständlich als ein solches behandelt werden. Doch voraussichtlicher Weise wird die Direktion seinerzeit nicht abgeneigt sein, in Erwägung zu ziehen, in-

wieweit es mit erschwinglichen pekuniären Opfern möglich sein wird, gewisse Verbesserungen einzuführen.

STOCKMANN. Und auf solche Hinterlist, meinst Du, würde ich jemals eingehen?!

STADTVOGT. Hinterlist?

STOCKMANN. Jawohl, es wäre eine Hinterlist, — eine Betrügerei, eine Lüge, geradezu ein Verbrechen am Publikum, an der ganzen Gesellschaft!

STADTVOGT. Ich habe, wie ich schon bemerkte, nicht die Überzeugung gewinnen können, daß Gefahr im Verzuge ist.

STOCKMANN. Doch hast Du das. Es ist nicht anders möglich. Meine Darstellung ist schlagkräftig und richtig, das weiß ich! Und Du siehst das auch sehr wohl ein, Peter; aber Du willst es nur nicht wahr haben. D u hast es durchgesetzt, daß die Badegebäude wie auch das Wasserwerk da angelegt wurden, wo sie jetzt liegen; und d a s ist es — dieser verdammte Mißgriff ist es, den Du nicht eingestehen willst. Pah! glaubst Du, daß ich Dich nicht durchschaue?

STADTVOGT. Und wenn dem so wäre? Wenn ich vielleicht mit einer gewissen Ängstlichkeit über meinem Ansehen wache, so geschieht das zum Frommen der Stadt. Ohne moralische Autorität kann ich die Geschäfte nicht so führen und leiten, wie ich es für das Wohl des Ganzen am zweckdienlichsten erachte. Deshalb — und aus diversen anderen Gründen, — ist mir viel daran gelegen, daß Deine Darstellung nicht an die Badedirektion gelangt. Im Interesse des Gemeinwohls muß sie zurückgehalten werden. Ich werde dann später die Sache zur Diskussion bringen, und wir werden in aller Stille unser Bestes tun; aber nichts — auch nicht das leiseste Wort darf in dieser fatalen Angelegenheit zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen.

STOCKMANN. Ja, das wird sich wohl nicht verhindern lassen, mein lieber Peter.

STADTVOGT. Es muß und wird sich verhindern lassen.

STOCKMANN. Das geht nicht, sage ich Dir; es wissen schon zu viel Leute darum.

STADTVOGT. Wissen darum! Wer? Doch wohl in aller Welt nicht diese Herren vom „Volksboten“, die —?

STOCKMANN. O ja; die auch. Die freisinnige, unabhängige Presse wird schon dafür sorgen, daß Ihr Eure Schuldigkeit tut.

STADTVOGT nach einer kurzen Pause. Du bist ein grenzenlos unbesonnener Mensch, Thomas. Hast Du nicht bedacht, welche Folgen das für Dich selbst haben kann?

STOCKMANN. Folgen? Folgen für mich?

STADTVOGT. Für Dich und die Deinen — jawohl.

STOCKMANN. Was zum Teufel soll das heißen?

STADTVOGT. Ich glaube, ich bin Dir mein Lebelang ein gefälliger und hilfreicher Bruder gewesen.

STOCKMANN. Ja, das bist Du, und dafür weiß ich Dir Dank.

STADTVOGT. Nicht nötig. Ich war ja auch teilweise dazu genötigt — um meiner selbst willen. Es war immer meine Hoffnung, Dich einigermaßen im Zaume halten zu können, wenn ich Dir beistand, Deine ökonomische Stellung zu verbessern.

STOCKMANN. Was! Also nur um Deiner selbst willen —!

STADTVOGT. Teilweise, sage ich. Es ist peinlich für einen Beamten, wenn seine nächsten Angehörigen sich ein ums andre Mal kompromittieren.

STOCKMANN. Und Du meinst, ich tue das?

STADTVOGT. Ja, leider tust Du das, ohne es selbst zu wissen. Du hast eine unruhige, streitbare, aufrührerische Gemütsart. Und dann Dein unglückseliger Hang, öffentlich über alle möglichen und unmöglichen Dinge zu schreiben. Kaum hast Du einen Einfall — gleich mußt Du einen Zeitungsartikel oder eine ganze Broschüre draus machen.

STOCKMANN. Ja, aber ist es denn nicht die Pflicht

eines Staatsbürgers, sich dem Publikum mitzuteilen, wenn er einen neuen Gedanken hat!

STADTVOGT. Ach, das Publikum braucht gar keine neuen Gedanken. Dem Publikum ist am besten mit den alten, guten, anerkannten Gedanken gedient, die es schon hat.

STOCKMANN. Und das sagst Du so grade heraus!

STADTVOGT. Ja, einmal muß ich doch grade heraus mit Dir sprechen. Bis jetzt habe ich es zu vermeiden gesucht, weil ich weiß, wie irritabel Du bist; aber jetzt muß ich Dir die Wahrheit sagen, Thomas. Du machst Dir keine Vorstellung davon, wie sehr Du Dir mit Deiner Übereiltheit schadest. Du beklagst Dich über die Behörden, ja selbst über die Regierung, — reißt sie sogar herunter, — behauptest, Du würdest zurückgesetzt, verfolgt. Aber kannst Du anderes erwarten, — so ein lästiger Mann, wie Du bist.

STOCKMANN. Was — ich bin auch noch lästig?

STADTVOGT. Ja, Thomas, Du bist als Mitarbeiter ein sehr lästiger Mann. Das habe ich fühlen müssen. Du setzt Dich über alle Rücksichten hinweg; Du scheinst ganz zu vergessen, daß ich es bin, dem Du diesen Deinen Posten als Badearzt zu verdanken hast —

STOCKMANN. Dazu war ausschließlich ich berufen! Ich und kein anderer! Ich war der erste, der eingesehen hat, die Stadt könnte ein blühender Badeort werden; und ich war der e i n z i g e, der das damals eingesehen hat. Ich stand allein und kämpfte viele Jahre für den Gedanken; und ich schrieb und schrieb —

STADTVOGT. Unleugbar. Aber damals war der richtige Zeitpunkt noch nicht da; na, das konntest Du da oben in Deinem Winkel ja nicht beurteilen. Als dann aber der passende Moment gekommen war, da nahm ich — und die anderen — die Sache in die Hand —

STOCKMANN. Und da habt Ihr meinen ganzen herrlichen Plan verpfuscht. O ja, jetzt zeigt es sich allerdings, was für schlaue Kerle Ihr wart!

STADTVOGT. Nach meiner Ansicht zeigt es sich

nur, daß Du wieder einmal ein Ventil für Deine Streitsucht brauchst, Du willst Deinen Vorgesetzten zu Leibe; — das ist ja eine alte Gewohnheit von Dir. Du willst keine Autorität über Dir dulden; Du siehst jeden schief an, der ein übergeordnetes Amt bekleidet; Du betrachtest ihn als einen persönlichen Feind, — und sofort ist Dir jedwede Angriffswaffe recht. Aber jetzt habe ich Dich darauf aufmerksam gemacht, welche Interessen für die ganze Stadt auf dem Spiel stehen, — und folglich auch für mich. Und deshalb sage ich Dir, Thomas, ich bin unerbittlich in der Forderung, die ich jetzt an Dich zu stellen beabsichtige.

STOCKMANN. Was ist das für eine Forderung?

STADTVOGT. Da Du so schwatzhaft gewesen bist, von dieser heiklen Angelegenheit Unberufenen gegenüber zu sprechen, obgleich sie als ein Direktionsgeheimnis hätte bewahrt werden müssen, so kann die Sache natürlich nicht vertuscht werden. Allerhand Gerüchte werden sich verbreiten, und unsere Neider werden die Gerüchte durch allerlei Zusätze nähren. Es wird deshalb nötig sein, daß Du solchen Gerüchten öffentlich entgegentrittst.

STOCKMANN. Ich! Wie? Ich verstehe Dich nicht.

STADTVOGT. Es steht zu erwarten, Du werdest vermöge erneuter Untersuchungen zu dem Resultat kommen, daß die Sache nicht annähernd so gefährlich oder bedenklich ist, wie Du Dir im ersten Augenblick eingebildet hast.

STOCKMANN. Aha, — das erwartest Du also!

STADTVOGT. Und weiter erwartet man, daß Du zu der Verwaltung das Vertrauen hegst und ihm öffentlich Ausdruck gibst, sie werde gründlich und gewissenhaft das Nötige veranlassen, um möglichen Übelständen abzuhelfen.

STOCKMANN. Ja, aber das werdet Ihr nie und nimmer können, solange Ihr Euch mit Pfuscherei und Flickwerk behelft. Das sage ich Dir, Peter; und es ist meine aufrichtigste und festeste Überzeugung —!

STADTVOGT. Als Angestellter hast Du kein Recht eine separate Überzeugung zu haben.

STOCKMANN betroffen. Kein Recht, eine —!

STADTVOGT. Als Angestellter, sage ich. Als Privatperson, — du lieber Gott, das ist eine andere Sache. Aber als subalterner Beamter des Bades darfst Du keine Überzeugung aussprechen, die im Gegensatz zu der Deiner Vorgesetzten steht.

STOCKMANN. Das geht zu weit! Ich, als Arzt, als Mann der Wissenschaft, sollte nicht das Recht haben, zu —!

STADTVOGT. Die Angelegenheit, um die es sich hier handelt, ist nicht rein wissenschaftlich; es ist eine kombinierte Angelegenheit; es ist sowohl eine technische als auch eine ökonomische Angelegenheit.

STOCKMANN. Ach, zum Donnerwetter, meinetwegen kann sie sein, was sie will! Ich will die Freiheit haben, mich über alle möglichen Angelegenheiten der Welt auszusprechen!

STADTVOGT. Bitte sehr. Aber nur nicht über die Angelegenheiten des Bades —. Das verbieten wir Dir.

STOCKMANN aufbegehrend. Ihr verbietet —! Ihr! Solche —!

STADTVOGT. I c h verbiete es Dir, — i c h , Dein oberster Vorgesetzter; und wenn ich es Dir verbiete, so hast Du zu gehorchen.

STOCKMANN bezwingt sich. Peter, — wahrhaftig, wärst Du nicht mein Bruder —

PETRA reißt die Tür auf. Vater, das darfst Du Dir nicht gefallen lassen!

FRAU STOCKMANN hinter ihr her. Petra! Petra!

STADTVOGT. Aha, man hat gehorcht.

FRAU STOCKMANN. Es war so laut hier; und da war es unvermeidlich, daß wir —

PETRA. Ja, ich habe gestanden und gehorcht.

STADTVOGT. Na, eigentlich ist mir das nur lieb —

STOCKMANN kommt näher. Du sprachst mir von verbieten und gehorchen —?

STADTVOGT. Du hast mich gezwungen, in diesem Ton zu reden.

STOCKMANN. Und nun soll ich mit einer öffentlichen Erklärung mich selbst auf den Mund schlagen?

STADTVOGT. Wir erachten es für unumgänglich nötig, daß Du eine Erklärung veröffentlichst, wie ich sie verlangt habe.

STOCKMANN. Und wenn ich nun nicht — gehorche?

STADTVOGT. So erlassen wir selbst eine Erklärung zur Beruhigung des Publikums.

STOCKMANN. Sehr gut, — aber dann schreibe ich gegen Euch. Ich bleibe bei meiner Ansicht; ich werde beweisen, daß i c h recht habe und Ihr unrecht. Was wollt Ihr dann machen?

STADTVOGT. Dann werde ich nicht verhindern können, daß Du Deinen Abschied bekommst.

STOCKMANN. Was —!

PETRA. Vater, — den Abschied!

FRAU STOCKMANN. Den Abschied!

STADTVOGT. Den Abschied als Badearzt. Ich werde mich veranlaßt sehen, augenblicklich Kündigung zu beantragen und Dir alle Funktionen zu untersagen, die mit dem Bade etwas zu tun haben.

STOCKMANN. Und das würdet Ihr wagen?!

STADTVOGT. Du selbst bist es, der hier ein gewagtes Spiel spielt.

PETRA. Onkel, das ist ein empörendes Vorgehen gegen einen Mann wie Vater!

FRAU STOCKMANN. Willst Du wohl schweigen, Petra!

STADTVOGT sieht Petra an. Aha, man versteigt sich hier schon zu Meinungsäußerungen. Ja natürlich. Zu Frau Stockmann. Frau Schwägerin, vermutlich sind Sie die Besonnenste hier im Hause. Bieten Sie allen Einfluß auf, den Sie auf Ihren Mann haben; bringen Sie ihm zum Bewußtsein, was für Folgen diese Geschichte sowohl für seine Familie —

STOCKMANN. Meine Familie geht keinen andern als mich etwas an.

STADTVOGT. — sowohl für seine Familie, sage ich, als auch für die Stadt haben wird, in der er lebt.

STOCKMANN. Der das wahre Wohl der Stadt will, das bin ich! Ich will die Mängel aufdecken, die früher oder später ans Tageslicht kommen müssen. O, es wird sich schon zeigen, ob ich meine Vaterstadt liebe!

STADTVOGT. Du? Und da gehst Du in verblendetem Trotze hin und schneidest der Stadt die wichtigste Nahrungsquelle ab.

STOCKMANN. Die Quelle ist vergiftet, Mensch! Bist Du denn toll?! Wir leben hier vom Hökerhandel mit Unrat und Fäulnis! Das ganze aufblühende Leben unseres Gemeinwesens saugt seine Nahrung aus einer Lüge!

STADTVOGT. Hirngespinste — oder noch etwas Schlimmeres. Ein Mann, der so beleidigende Insinuationen gegen seine eigene Vaterstadt schleudert, muß ein Feind der Gesellschaft sein.

STOCKMANN *auf ihn zu.* Und das wagst Du —!

FRAU STOCKMANN *wirft sich zwischen beide.* Thomas!

PETRA *faßt ihren Vater am Arm.* Nur Ruhe, Vater!

STADTVOGT. Ich will mich nicht Gewalttätigkeiten aussetzen; Du bist jetzt gewarnt. Überlege Dir denn, was Du Dir und den Deinen schuldig bist. Adieu.

Ab.

STOCKMANN *geht auf und ab.* Und eine solche Behandlung muß ich mir gefallen lassen! In meinem eigenen Hause, Käte! Was sagst Du dazu!

FRAU STOCKMANN. Gewiß, es ist eine Schmach und eine Schande, Thomas —

PETRA. Könnte ich diesem Onkel nur an den Kragen —

STOCKMANN. Es ist meine eigene Schuld; ich hätte mich schon längst auf die Hinterbeine stellen, — ihnen die Zähne zeigen, — um mich beißen sollen! — Mich einen Feind der Gesellschaft zu nennen! Mich!

Das lasse ich, bei meiner Seele Seligkeit, nicht auf mir sitzen!

FRAU STOCKMANN. Aber, bester Thomas, Dein Bruder hat nun einmal die Macht —

STOCKMANN. Ja, aber ich habe das Recht, Du!

FRAU STOCKMANN. Ach ja, das Recht, das Recht; was hilft Dir Dein Recht, wenn Du nicht die Macht hast?

PETRA. Aber, Mutter, — wie kannst Du nur so reden?

STOCKMANN. Also in einem freien Gemeinwesen sollte es nichts helfen, das Recht auf seiner Seite zu haben? Du bist komisch, Käte. Und außerdem, — habe ich nicht die freisinnige, unabhängige Presse vor mir, — und die kompakte Majorität hinter mir? Das wäre doch Macht genug, sollte ich meinen.

FRAU STOCKMANN. Aber, Gott im Himmel, Thomas, Du gedenkst doch um alles in der Welt nicht —?

STOCKMANN. An was sollte ich nicht denken?

FRAU STOCKMANN. — Dich gegen Deinen Bruder aufzulehnen, meine ich.

STOCKMANN. Was zum Teufel, meinst Du, sollte ich sonst tun, wenn ich nicht das preisgeben will, was rechtens und wahr ist.

PETRA. Ja, das frage ich wirklich auch.

FRAU STOCKMANN. Aber es nützt Dir doch absolut gar nichts; wenn sie nicht wollen, so wollen sie nicht.

STOCKMANN. Hoho, Käte, laß mir nur Zeit, und Du wirst sehen, ich setze meinen Willen durch.

FRAU STOCKMANN. Ja, Du setzt es vielleicht durch, daß sie Dir den Abschied geben, — das tust Du.

STOCKMANN. Dann habe ich wenigstens meine Pflicht gegen das Publikum, — gegen die Gesellschaft getan. Ich, der ein Feind der Gesellschaft genannt wird!

FRAU STOCKMANN. Aber gegen Deine Familie, Thomas? Gegen uns? Nennst Du das Deine Pflicht tun gegen die, deren Versorger Du bist?

PETRA. Ach, denk doch nicht immer zuerst und vor allem an uns, Mutter.

FRAU STOCKMANN. Ja, Du hast gut reden; Du kannst im Notfall auf eigenen Füßen stehen. — Aber denk an die Jungen, Thomas; und denk auch ein bischen an Dich selbst, und an mich —

STOCKMANN. Aber ich glaube, Du hast den Verstand verloren, Käte! Wenn ich so jämmerlich feige wäre, vor diesem Peter und seinem vermaledeiten Anhang zu kapitulieren, — würde ich dann wohl im Leben je wieder eine glückliche Stunde haben?

FRAU STOCKMANN. Ja, das weiß ich nicht; aber der liebe Herrgott möge uns vor dem Glück bewahren, das unser aller wartet, wenn Du bei Deinem Trotz verharrst. Dann stehst Du wieder ohne Brot da, ohne feste Einnahmen. Ich sollte meinen, das hätten wir in früheren Tagen zur Genüge gekostet; vergiß das nicht, Thomas; vergiß nicht, was das auf sich hat.

STOCKMANN windet sich in innerem Kampf und ringt die Hände. Und in solche Lage können diese Bureausklaven einen freien, ehrlichen Mann bringen! Ist das nicht schrecklich, Käte?

FRAU STOCKMANN. Ja, es ist sündhaft an Dir gehandelt, das ist gewiß wahr. Aber lieber Gott, es ist auf dieser Welt so viel Ungerechtigkeit, der man sich beugen muß. — Da sind die Jungens, Thomas! Sieh sie an! Was soll aus ihnen werden? Ach, nein, nein, Du kannst es doch nun und nimmer übers Herz bringen—

Ejlif und Morten sind inzwischen mit ihren Schulbüchern eingetreten.

STOCKMANN. Die Jungens —! Steht mit einem Mal fest und entschlossen da. Und wenn die ganze Welt zugrunde ginge, ich krieche nicht zu Kreuze. Geht auf sein Zimmer zu.

FRAU STOCKMANN hinter ihm her. Thomas, — was willst Du tun!

STOCKMANN an der Tür. Ich will das Recht

nicht verwirken, meinen Jungens in die Augen zu sehen, wenn sie einmal erwachsene, freie Männer sind.

Ab in sein Zimmer.

FRAU STOCKMANN bricht in Tränen aus. Gott stehe uns allen bei und gebe uns seinen Trost!

PETRA. Bravo, Vater! Er unterwirft sich nicht.

Die Knaben fragen verwundert, um was es sich handelt; Petra bedeutet ihnen zu schweigen.

DRITTER AKT

Redaktionsbureau des „Volksboten". Links im Hintergrunde ist die Eingangstür; rechts an derselben Wand eine zweite Tür mit Glasscheiben, durch die man in die Druckerei sieht. An der Wand rechts eine Tür. Mitten im Zimmer ein großer Tisch, der mit Papieren, Zeitungen und Büchern bedeckt ist. Vorn links ein Fenster und an diesem ein Schreibpult mit hohem Stuhl. Am Tisch stehen ein paar Lehnstühle, einige andere Stühle längs den Wänden. Das Zimmer ist finster und ungemütlich, das Mobiliar alt, die Lehnstühle sind schmutzig und zerschlissen. In der Druckerei sieht man ein paar Setzer bei der Arbeit; weiter hinten ist eine Handpresse in Tätigkeit.

Hovstad sitzt am Pult und schreibt. Gleich darauf kommt Billing von rechts mit Stockmanns Manuskript in der Hand.

BILLING. Na, das muß ich sagen —!

HOVSTAD schreibend. Haben Sie es durchgelesen?

BILLING legt das Manuskript auf das Pult. Allerdings habe ich das.

HOVSTAD. Hübsch scharf, der Doktor — was meinen Sie?

BILLING. Scharf? Gott verdamm' mich, der ist geradezu erbarmungslos. Jedes Wort saust wuchtig nieder wie — ich möchte sagen — wie ein Axthieb.

HOVSTAD. Ja, aber die Leute fallen auch nicht auf den ersten Schlag.

BILLING. Sehr richtig; aber dann geht es weiter, — Schlag auf Schlag, bis das ganze Herrenregiment zusammenstürzt. Als ich auf meinem Zimmer das hier las, da war mir, als sähe ich von fern die Revolution kommen.

HOVSTAD dreht sich um. Pst! Lassen Sie das nur Aslaksen nicht hören.

BILLING dämpft die Stimme. Aslaksen ist ein Hasenfuß, ein feiger Kerl; es ist kein Mannesmut in ihm. Aber diesmal setzen Sie Ihren Willen doch wohl durch? Was? Der Artikel des Doktors kommt doch wohl hinein?

HOVSTAD. Ja, wenn nur der Stadtvogt sich nicht gutwillig fügt, —

BILLING. Das wäre verteufelt ärgerlich.

HOVSTAD. Na, was auch geschehen mag, wir können

glücklicherweise die Situation ausnutzen. Wenn der Stadtvogt nicht auf des Doktors Vorschlag eingeht, so hat er sämtliche Kleinbürger, — den ganzen Verein der Hausbesitzer und die anderen auf dem Hals. Und geht er darauf ein, so überwirft er sich mit einem ganzen Haufen großer Aktionäre, die bis heut seine besten Stützen waren —

BILLING. Jawohl, ja; denn die müssen mit einer schweren Menge Geld herausrücken —

HOVSTAD. Darauf können Sie Gift nehmen. Und dann ist der Ring gesprengt, sehen Sie, und dann werden wir es Tag für Tag im Blatt dem Publikum plausibel machen, daß der Stadtvogt in jeder Richtung unfähig ist, und daß sämtliche Vertrauensposten der Stadt, wie die ganze Kommunalverwaltung in die Hände freisinniger Leute gelegt werden müßten.

BILLING. Das ist, Gott verdamm' mich, klar wie Kloßbrühe! Ich sehe es — ich sehe es, wir stehen am Vorabend einer Revolution!

Es klopft.

HOVSTAD. Pst! Ruft: Herein!

Doktor Stockmann kommt durch die Tür im Hintergrund links.

HOVSTAD geht ihm entgegen. Ah, der Herr Doktor! Na?

STOCKMANN. Drucken Sie los, Herr Hovstad!

HOVSTAD. Es wird also was draus?

BILLING. Hurra!

STOCKMANN. Drucken Sie los, sage ich. Ja, gewiß wird was draus. Nun sollen sie ihren Willen haben. Jetzt gibt es Krieg in der Stadt, Herr Billing!

BILLING. Krieg bis aufs Messer, will ich hoffen! Das Messer an die Kehle, Herr Doktor!

STOCKMANN. Die Abhandlung ist nur der Anfang. Ich trage mich schon mit Entwürfen zu vier — fünf anderen Aufsätzen. Wo steckt Aslaksen?

BILLING ruft in die Druckerei hinein: Aslaksen, ach, kommen Sie doch einen Augenblick herein!

HOVSTAD. Vier — fünf Aufsätze, sagen Sie? Über dieselbe Sache?

STOCKMANN. I — keine Spur, mein Lieber. Nein, über ganz andere Dinge. Aber es geht alles vom Wasserwerk und von der Kloake aus. Eins zieht das andere nach sich, sehen Sie. Wie wenn man daran geht, ein altes Gebäude einzureißen, — akkurat so.

BILLING. So ist es, — Gott verdamm' mich! Man meint nicht eher damit fertig zu sein, als bis man den ganzen Krempel eingerissen hat.

ASLAKSEN aus der Druckerei. Eingerissen? Sie denken doch wohl nicht daran, das Badehaus einzureißen.

HOVSTAD. Keine Spur; haben Sie bloß keine Angst.

STOCKMANN. Nein, es handelt sich um ganz andere Dinge. Na, was sagen Sie denn zu meiner Abhandlung, Herr Hovstad?

HOVSTAD. Meines Erachtens ein wahres Meisterstück —

STOCKMANN. Ja, nicht wahr —? Na, das freut mich; das freut mich.

HOVSTAD. So klar und so einleuchtend; man braucht durchaus nicht Fachmann zu sein, um den Sachverhalt zu verstehen. Ich wage zu behaupten, Sie werden alle aufgeklärten Elemente, Mann für Mann, auf Ihrer Seite haben.

ASLAKSEN. Und die besonnenen doch wohl auch?

BILLING. Die besonnenen wie die unbesonnenen, — ja, fast die ganze Stadt, meine ich.

ASLAKSEN. Na, dann können wir die Abhandlung wohl drucken.

STOCKMANN. Ja, das sollte ich meinen!

HOVSTAD. Sie soll morgen früh hinein.

STOCKMANN. Donnerwetter ja, — auch nicht ein Tag darf verloren werden. Hören Sie, Herr Aslaksen, darum möchte ich Sie gebeten haben: nehmen Sie sich persönlich des Manuskripts an.

ASLAKSEN. Das werde ich tun.

STOCKMANN. Behüten Sie's, als ob es Gold wäre.

Keinen Druckfehler; jedes Wort ist wichtig. Ich komme später wieder mit heran; vielleicht könnte ich dann rasch Korrektur lesen. — Ich kann gar nicht sagen, wie ich darauf brenne, die Sache gedruckt zu sehen, — in die Welt geschleudert —

BILLING. Geschleudert, — ja, wie einen Blitz!

STOCKMANN. — dem Urteil aller verständigen Mitbürger unterbreitet. Ach, Sie können sich nun und nimmer vorstellen, welchen Dingen ich heut ausgesetzt war. Man hat mir mit allem Möglichen gedroht; man hat mir meine sonnenklarsten Menschenrechte nehmen wollen —

BILLING. Was! Ihre Menschenrechte!

STOCKMANN. — man hat mich erniedrigen, mich zu einem Schurken machen wollen, hat verlangt, ich sollte persönliche Vorteile über meine innerste, heiligste Überzeugung stellen —

BILLING. Das ist doch, Gott verdamm' mich, zu stark!

HOVSTAD. O ja, von der Seite kann man alles gewärtigen.

STOCKMANN. Aber bei mir werden sie den Kürzeren ziehen; das sollen sie schwarz auf weiß haben. Jetzt werde ich Tag für Tag mich im „Volksboten" sozusagen vor Anker legen und sie mit einem explodierenden Aufsatz nach dem andern bestreichen —

ASLAKSEN. Ja, aber hören Sie —

BILLING. Hurra! Es gibt Krieg, es gibt Krieg!

STOCKMANN. — ich werde sie zu Boden schlagen, werde sie zerschmettern, ihre Festungswerke vor den Augen aller rechtschaffenen Leute wegrasieren! Das werde ich tun!

ASLAKSEN. Aber machen Sie es nur moderat, Herr Doktor; schießen Sie mit Maß —

BILLING. Ach was! Ach was! Nur nicht das Dynamit sparen!

STOCKMANN fährt unbeirrt fort. Denn jetzt handelt es sich, sehen Sie, nicht mehr um das Wasserwerk und

die Kloake allein. Nein, das ganze Gemeinwesen soll gereinigt, desinfiziert werden —

BILLING. Das ist das erlösende Wort!

STOCKMANN. Alle Flickwerksgreise müssen weggefegt werden, verstehen Sie. Und zwar auf allen möglichen Gebieten! Heut haben sich mir unendliche Perspektiven eröffnet. So ganz klar bin ich mir darüber noch nicht, — aber das wird sich schon machen. Wir müssen hin und uns junge, frische Bannerträger suchen, meine Freunde; auf allen Vorposten müssen wir neue Kommandanten haben.

BILLING. Hört! Hört!

STOCKMANN. Und wenn wir nur zusammenhalten, so wird alles glatt gehen, ganz glatt! Die ganze Umwälzung wird sich vollziehen wie ein Stapellauf. Ja, glauben Sie es nicht?

HOVSTAD. Ich für mein Teil glaube, daß wir jetzt alle Aussicht haben, die Kommunalverwaltung in die Hände zu bringen, wo sie von rechtswegen hingehört.

ASLAKSEN. Und wenn wir nur mit Maß zu Werke gehen, so kann ich mir wahrhaftig nicht denken, daß es gefährlich sein könnte.

STOCKMANN. Wer zum Teufel schert sich drum, ob es gefährlich ist oder nicht! Was ich tue, tue ich im Namen der Wahrheit und um meines Gewissens willen.

HOVSTAD. Sie sind ein Mann, der Unterstützung verdient, Herr Doktor.

ASLAKSEN. Ja, das steht fest, der Herr Doktor ist der wahre Freund der Stadt; er ist der Gesellschaft ein echter Freund, jawohl!

BILLING. Doktor Stockmann ist — Gott verdamm' mich, Aslaksen, — ein Volksfreund!

ASLAKSEN. Ich denke, der Verein der Hausbesitzer wird von diesem Ausdruck bald Gebrauch machen.

STOCKMANN *bewegt, drückt ihnen die Hände.* Danke schön, danke schön, meine lieben, treuen Freunde; — wie erquicklich mir das in meinen Ohren klingt! Mein Herr Bruder nannte mich ganz anders. Na, das soll ihm

bei Gott mit Zinsen heimgezahlt werden. Nun muß ich aber weg und nach einem armen Teufel schauen —. Ich komme wieder, wie gesagt. Nehmen Sie nur das Manuskript gut in acht, Herr Aslaksen; — und streichen Sie mir um alles in der Welt keins von den Ausrufungszeichen! Setzen Sie lieber noch ein paar Stück hinzu! Schön, schön; adieu so lange, adieu, adieu!

Gegenseitige Verabschiedung auf dem Wege zur Tür; ab.

HOVSTAD. Er kann uns ein unbezahlbarer, nützlicher Mann werden.

ASLAKSEN. Ja, solange er sich nur an die Geschichte mit der Badeanstalt halten wollte. Wenn er aber weiter geht, so ist es nicht ratsam, mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

HOVSTAD. Hm, das kommt doch drauf an —

BILLING. Sie sind aber auch verflucht ängstlich, Aslaksen.

ASLAKSEN. Ängstlich? Ja, wenn es sich um die lokalen Machthaber handelt, dann bin ich ängstlich, Herr Billing. Ich will Ihnen was sagen, — das habe ich in der Schule der Erfahrung gelernt. Aber stellen Sie mich mal vor die hohe Politik, ja selbst vor die Opposition gegen die Regierung, und dann sehen Sie zu, ob ich ängstlich bin.

BILLING. Nein, dann gewiß nicht. Aber das ist ja gerade der Widerspruch in Ihnen.

ASLAKSEN. Ich bin ein Mann von Gewissen — das ist die Geschichte. Fährt man gegen die Regierung los, so tut man wenigstens der Gesellschaft keinen Schaden; denn die Leute kümmern sich darum nicht, sehen Sie, — die stehen doch fest. Aber die lokalen Behörden, die können gestürzt werden, und dann kommt vielleicht die Ignoranz ans Ruder zum unersetzlichen Schaden der Hausbesitzer und andrer Leute.

HOVSTAD. Aber die Erziehung des Bürgers durch die Selbstverwaltung, — an die denken Sie wohl nicht?

ASLAKSEN. Wenn man ein bißchen was vor sich gebracht hat, das erhalten sein will, so kann man nicht an alles denken, Herr Hovstad.

HOVSTAD. Dann möchte ich nie was vor mich bringen!

BILLING. Hört — Hört!

ASLAKSEN lächelt. Hm. Zeigt auf das Pult. Auf dem Redakteursstuhl da hat vor Ihnen der Stiftsamtmann Stensgård gesessen.

BILLING spuckt aus. Pfui! So ein Überläufer!

HOVSTAD. Ich bin keine Wetterfahne — und werde es auch niemals sein.

ASLAKSEN. Ein Politiker soll sich nie zum Schwur vermessen —, Herr Hovstad. Und Sie, Herr Billing, sollten, meine ich, zur Stunde auch Ihre Segel ein bißchen streichen; denn Sie haben sich ja um den Sekretärposten beim Magistrat beworben.

BILLING. Ich —!

HOVSTAD. Sie, Billing?!

BILLING. Na ja doch, — aber zum Teufel, Sie können sich doch wohl denken, daß es nur geschieht, um die wohlweisen Herren zu ärgern.

ASLAKSEN. Das kann mir ja ganz egal sein. Wenn man mich aber der Feigheit beschuldigt und des Widerspruchs in meinem Verhalten, so möchte ich doch dies eine betonen: des Buchdruckers Aslaksen politische Vergangenheit liegt offen vor aller Welt da. Ich habe keine andere Wandlung durchgemacht, als daß ich gemäßigter geworden bin, sehen Sie. Mein Herz ist nach wie vor bei dem Volke; aber ich leugne nicht, daß mein Verstand etwas zu den Machthabern hinüberneigt, — wohlgemerkt: zu den lokalen. Ab in die Druckerei.

BILLING. Wollen wir nicht zusehen, ihn loszuwerden, Hovstad?

HOVSTAD. Wissen Sie sonst wen, der uns Satz, Druck und Papier kreditiert?

BILLING. Verdammte Geschichte, daß wir nicht das nötige Betriebskapital haben.

HOVSTAD setzt sich an das Pult. Ja, hätten wir das nur, so —

BILLING. Wenn Sie sich mal an Doktor Stockmann wendeten?

HOVSTAD blättert in den Papieren. Ach, was sollte das für einen Zweck haben? Der hat ja selber nichts.

BILLING. Nein; aber er hat einen guten Hintermann, den alten Morten Kiil, — den „Dachs", wie sie ihn nennen.

HOVSTAD schreibt. Wissen Sie denn so sicher, daß der etwas hat?

BILLING. Gott verdamm' mich, das wird er doch!? Und ein Teil davon muß doch wohl an die Familie Stockmann fallen. Er muß doch wohl an eine Aussteuer — wenigstens für die Kinder denken.

HOVSTAD dreht sich halb um. Rechnen Sie darauf?

BILLING. Rechnen? Ich rechne selbstverständlich auf nichts.

HOVSTAD. Da tun Sie recht dran. Und auf den Posten beim Magistrat sollten Sie schon gar nicht rechnen; denn ich kann Ihnen versichern, — Sie bekommen ihn nicht.

BILLING. Glauben Sie denn, daß ich das nicht sehr gut weiß? Und es ist mir gerade recht, daß ich ihn nicht bekomme! Solch eine Zurücksetzung feuert den Kampfesmut an; — man erhält sozusagen eine Zufuhr von frischer Galle, und das tut einem wirklich not in solch einem Krähwinkel wie hier, wo so selten etwas wirklich Aufregendes passiert.

HOVSTAD schreibt. O ja, — o ja.

BILLING. Na, — die sollen bald von mir hören! — Ich gehe jetzt hinein und schreibe den Aufruf an die Hausbesitzer. Ab in das Zimmer rechts.

HOVSTAD sitzt am Pult, kaut am Federhalter und sagt langsam: Hm — ja, so wird es gehen. — Es klopft. Herein!

Petra kommt durch die Tür im Hintergrunde links.

HOVSTAD steht auf. Sie sind es? Sie geben uns die Ehre?

PETRA. Ja, Sie müssen entschuldigen —

HOVSTAD rückt einen Lehnstuhl vor. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

PETRA. Nein, danke sehr; ich gehe gleich wieder.

HOVSTAD. Kommen Sie vielleicht in Ihres Herrn Vaters Sache —?

PETRA. Nein, in eigener Sache. Nimmt ein Buch aus der Manteltasche. Hier ist die englische Erzählung.

HOVSTAD. Warum geben Sie sie zurück?

PETRA. Weil ich sie nicht übersetzen will.

HOVSTAD. Aber Sie haben mir doch so fest versprochen —

PETRA. Ja, damals hatte ich sie noch nicht gelesen. Und Sie haben sie wohl auch nicht gelesen?

HOVSTAD. Nein; Sie wissen ja; ich verstehe kein englisch; aber —

PETRA. Nun wohl; und deshalb möchte ich Ihnen sagen, daß Sie sich nach etwas anderem umsehen müssen. Legt das Buch auf den Tisch. Das da paßt durchaus nicht für den „Volksboten".

HOVSTAD. Weshalb nicht?

PETRA. Weil die Erzählung durchaus im Widerspruch mit Ihren eigenen Ansichten steht.

HOVSTAD. Na, wenn es weiter nichts ist —

PETRA. Sie verstehen mich wohl nicht. Sie handelt davon, wie eine überirdische Macht die Wege der sogenannten guten Menschen hier auf Erden leitet und schließlich alles zu ihrem Besten lenkt, — und daß die sogenannten schlechten Menschen ihre Strafe kriegen.

HOVSTAD. Ja, aber das ist doch wunderhübsch. So etwas wollen die Leute ja gerade haben.

PETRA. Wollen S i e denn der Mann sein, der den Leuten so etwas gibt? Selber glauben Sie doch kein Wort davon. Sie wissen ja sehr gut, daß es in der Wirklichkeit nicht so zugeht.

HOVSTAD. Da haben Sie vollkommen recht; aber ein Redakteur kann nicht immer handeln, wie er am liebsten möchte. In minder wichtigen Dingen muß er

sich oft den Anschauungen der Leute fügen. Die Politik ist ja doch die Hauptsache im Leben — oder wenigstens für eine Zeitung; und sollen die Leute mir folgen zur Freiheit und zum Fortschritt, so darf ich sie nicht abschrecken. Wenn sie so eine moralische Erzählung unten im Erdgeschoß der Zeitung finden, so gehen sie williger auf das ein, was wir über dem Strich drucken; — sie werden dadurch gewissermaßen sicherer.

PETRA. Pfui; so heimtückisch gehen Sie also hin und legen Ihren Lesern Schlingen; Sie sind doch keine Spinne.

HOVSTAD lächelt. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Nein, es ist allerdings auch nur Billings Gedankengang, und nicht der meine.

PETRA. Billings!

HOVSTAD. Ja; wenigstens redete er neulich einmal hier in diesem Sinne. Es ist doch Billing, der so darauf brennt, die Erzählung zu bringen; ich kenne das Buch ja nicht.

PETRA. Aber wie kann denn Billing mit seinen radikalen Anschauungen —!

HOVSTAD. Ach, Billing, der ist vielseitig. Jetzt bemüht er sich auch um den Sekretärposten beim Magistrat, wie ich höre.

PETRA. Das glaube ich nicht, Hovstad. Wie sollte er sich zu so etwas verstehen können?

HOVSTAD. Ja, das müssen Sie ihn selbst fragen.

PETRA. Nie und nimmer hätte ich das von Billing gedacht.

HOVSTAD blickt sie fester an. Nicht? Kommt Ihnen das so ganz unerwartet?

PETRA. Ja. Oder vielleicht doch nicht. Ach, ich weiß im Grunde nicht —

HOVSTAD. Wir Zeitungsschreiber taugen nicht viel, Fräulein.

PETRA. Sagen Sie das im Ernst?

HOVSTAD. Zuweilen glaube ich es.

PETRA. Ja, unter dem Eindruck des gewöhnlichen

Tagesgezänks; das kann ich wohl verstehen. Aber jetzt, da Sie in einer großen Sache mitwirken —.

HOVSTAD. Die Sache da mit Ihrem Vater, meinen Sie?

PETRA. Natürlich. Mich dünkt, Sie müßten sich wie ein Mann fühlen, der vor den Meisten etwas voraus hat.

HOVSTAD. Ja, heut fühle ich etwas dergleichen.

PETRA. Ja, nicht wahr. Habe ich nicht recht? O, Sie haben einen herrlichen Lebensberuf erwählt. Verkannten Wahrheiten und neuen mutigen Anschauungen den Weg zu bahnen — ja, auch nur furchtlos hervorzutreten und das Wort für einen unterdrückten Mann zu nehmen —

HOVSTAD. Ganz besonders, wenn dieser unterdrückte Mann —, hm, — ich weiß nicht, wie ich —

PETRA. Wenn er so rechtschaffen und so grundehrlich ist, meinen Sie?

HOVSTAD leiser. Ganz besonders, wenn er Ihr Vater ist, meinte ich.

PETRA plötzlich betroffen. D a rum?

HOVSTAD. Ja, Petra, — Fräulein Petra.

PETRA. D a s kommt also für Sie in erster Reihe? Nicht die Sache selbst? Nicht die Wahrheit; nicht die große, warme Gesinnung meines Vaters?

HOVSTAD. Doch, — doch, selbstverständlich das auch.

PETRA. Nein, bitte, jetzt haben Sie sich verschnappt, Hovstad, und jetzt glaube ich Ihnen in nichts mehr.

HOVSTAD. Können Sie es mir denn so übel nehmen, daß es vor allem Ihnen zuliebe —?

PETRA. D a s verüble ich Ihnen, daß Sie nicht ehrlich gegen meinen Vater gewesen sind. Sie haben zu ihm gesprochen, als ob die Wahrheit und das Gemeinwohl Ihnen zunächst am Herzen lägen; Sie haben meinen Vater wie mich betrogen; Sie sind nicht der Mann, für den Sie sich ausgegeben haben. Und das verzeihe ich Ihnen niemals — niemals!

HOVSTAD. Das sollten Sie nicht mit solcher Schroffheit sagen, Fräulein Petra; und am allerwenigsten jetzt.

PETRA. Weshalb nicht auch jetzt?

HOVSTAD. Weil Ihr Vater meine Hilfe nicht entbehren kann.

PETRA sieht ihn von oben herab an. So einer sind Sie auch noch? Pfui!

HOVSTAD. Nein, nein; das bin ich nicht. Es kam nur so unversehens über mich; Sie dürfen das nicht glauben.

PETRA. Ich weiß, was ich zu glauben habe. Adieu.

ASLAKSEN rasch und geheimnisvoll aus der Druckerei. Himmeldonnerwetter, Herr Hovstad — sieht Petra. Au, verflucht —

PETRA. So; da liegt das Buch. Geben Sie es einem anderen. Geht nach der Ausgangstür.

HOVSTAD folgt ihr. Aber Fräulein —

PETRA. Adieu. Ab.

ASLAKSEN. Herr Hovstad, hören Sie mal!

HOVSTAD. Nanu, was gibt's denn?

ASLAKSEN. Der Stadtvogt steht draußen in der Druckerei.

HOVSTAD. Der Stadtvogt, sagen Sie?

ASLAKSEN. Ja, er will mit Ihnen sprechen; er ist von hinten gekommen, — um nicht gesehen zu werden, begreifen Sie wohl.

HOVSTAD. Was kann denn das sein? Nein, warten Sie, ich werde selbst — Geht an die Tür zur Druckerei, öffnet, grüßt, und ladet den Stadtvogt ein, näher zu treten.

HOVSTAD. Stehen Sie Posten, Aslaksen, daß keiner —

ASLAKSEN. Verstehe — Ab in die Druckerei.

STADTVOGT. Sie haben wohl nicht erwartet, mich hier zu sehen, Herr Hovstad.

HOVSTAD. Nein, das muß ich allerdings sagen.

STADTVOGT sieht sich um. Sie haben sich hier ja ganz gemütlich eingerichtet; wirklich nett.

HOVSTAD. O —

STADTVOGT. Und nun komme ich so ohne weiteres und nehme Ihre Zeit in Anspruch.

HOVSTAD. Bitte, Herr Stadtvogt, ich stehe zu Diensten. Aber darf ich Ihnen nicht behilflich sein —? Legt den Hut und den Stock des Stadtvogts auf einen Stuhl. Und wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Stadtvogt?

STADTVOGT setzt sich an den Tisch. Danke sehr.

Hovstad setzt sich ebenfalls an den Tisch.

STADTVOGT. Ich habe heute einen — einen sehr großen Verdruß gehabt, Herr Hovstad.

HOVSTAD. So? Ach ja; so viele Geschäfte, wie Herr Stadtvogt haben —

STADTVOGT. Der Ärger heute rührt vom Badearzt her.

HOVSTAD. So? Vom Herrn Doktor?

STADTVOGT. Er hat so eine Art Eingabe an die Badeverwaltung geschrieben, die eine Reihe vermeintlicher Mängel betrifft.

HOVSTAD. So, wirklich?

STADTVOGT. Ja. Hat er Ihnen nicht gesagt —? Mir ist, er hätte erzählt —

HOVSTAD. Ach ja, es ist wahr, er ließ einige Worte fallen —

ASLAKSEN aus der Druckerei. Ich wollte nur das Manuskript —

HOVSTAD ärgerlich. Hm; es liegt ja dort auf dem Pult.

ASLAKSEN findet es. Schön.

STADTVOGT. Aber sehen Sie, da ist ja doch —

ASLAKSEN. Ja, das ist die Abhandlung des Herrn Doktors, Herr Stadtvogt.

HOVSTAD. Ach so, von d e r sprechen Sie?

STADTVOGT. Eben d a von. Was halten Sie von ihr?

HOVSTAD. Ich bin ja kein Fachmann und habe sie nur ganz flüchtig gelesen.

STADTVOGT. Aber Sie lassen sie doch drucken?

HOVSTAD. Einem Mann von Namen kann ich es nicht gut abschlagen —

ASLAKSEN. Ich habe in redaktionellen Dingen nichts zu sagen, Herr Stadtvogt —

STADTVOGT. Versteht sich.

ASLAKSEN. Ich drucke nur, was man mir übergibt.

STADTVOGT. Ganz in der Ordnung.

ASLAKSEN. Und darum muß ich — Geht auf die Druckerei zu.

STADTVOGT. Nein, bleiben Sie einen Augenblick, Herr Aslaksen. Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Hovstad —

HOVSTAD. Ich bitte, Herr Stadvogt —

STADTVOGT. Sie sind ein besonnener und verständiger Mann, Herr Aslaksen.

ASLAKSEN. Freut mich, daß Sie das finden, Herr Stadtvogt.

STADTVOGT. Und ein Mann, der in den weitesten Kreisen Einfluß hat.

ASLAKSEN. Doch hauptsächlich nur unter den kleinen Leuten.

STADTVOGT. Die kleinen Steuerzahler sind die zahlreichsten — hier wie überall.

ASLAKSEN. Allerdings ja.

STADTVOGT. Und ich zweifle nicht daran, daß Sie die Stimmung unter ihnen im allgemeinen kennen. Nicht wahr?

ASLAKSEN. Ja freilich, das darf ich schon sagen, Herr Stadtvogt.

STADTVOGT. Ja, — wenn also eine so rühmenswerte Opferwilligkeit unter den weniger bemittelten Bürgern der Stadt herrscht, so —

ASLAKSEN. Wie das?

HOVSTAD. Opferwilligkeit?

STADTVOGT. Das ist ein schönes Zeichen von Gemeinsinn, ein außerordentlich schönes Zeichen. Fast möchte ich sagen, ich hätte es nicht erwartet. Aber Sie kennen ja die Stimmung besser als ich.

ASLAKSEN. Ja aber, Herr Stadtvogt —

STADTVOGT. Und es handelt sich wahrlich nicht um geringe Opfer, die die Stadt wird bringen müssen.

HOVSTAD. Die Stadt?

ASLAKSEN. Aber ich begreife nicht —. Es ist doch das Bad —!

STADTVOGT. Nach einem vorläufigen Überschlag werden die Veränderungen, die der Badearzt für wünschenswert hält, auf ein paarmal hunderttausend Kronen zu stehen kommen.

ASLAKSEN. Das ist ja eine schwere Menge Geld; aber —

STADTVOGT. Natürlich wird es notwendig werden, daß wir eine Kommunalanleihe aufnehmen.

HOVSTAD steht auf. Es ist doch wohl nun und nimmermehr die Meinung, daß die Stadt —?

ASLAKSEN. Aus dem Stadtsäckel sollte das gehen? Aus den leeren Taschen der Kleinbürger!

STADTVOGT. Ja, verehrter Herr Aslaksen, wo sollten denn sonst die Mittel herkommen?

ASLAKSEN. Das ist Sorge der Herren, denen das Bad gehört.

STADTVOGT. Die Eigentümer sehen sich nicht in der Lage, noch weiter zu gehen, als es geschehen ist.

ASLAKSEN. Ist das g a n z sicher, Herr Stadtvogt?

STADTVOGT. Ich habe mich genau erkundigt. Wünscht man also diese umfassenden Veränderungen, so muß die Stadt sie selbst bezahlen.

ASLAKSEN. Aber Himmelkreuzdonnerwetter — o, Pardon! — das ist denn doch eine ganz andere Sache, Herr Hovstad!

HOVSTAD. Ja, allerdings.

STADTVOGT. Das Fatalste ist, daß wir das Bad ein paar Jahre werden schließen müssen.

HOVSTAD. Schließen? Ganz schließen!

ASLAKSEN. An die zwei Jahre!

STADTVOGT. Ja, so lange werden die Arbeiten dauern — mindestens.

ASLAKSEN. Aber zum Donnerwetter, das halten wir ja überhaupt nicht aus, Herr Stadtvogt! Wovon sollen wir Hausbesitzer denn so lange leben?

STADTVOGT. Darauf zu antworten ist leider ungemein schwer, Herr Aslaksen. Aber was sollen wir denn nach Ihrer Meinung tun? Glauben Sie, wir kriegen auch nur einen einzigen Badegast her, wenn man den Leuten fortwährend einredet, daß das Wasser verdorben ist, daß wir auf einem Pestboden leben, daß die ganze Stadt —

ASLAKSEN. Und die ganze Geschichte ist nur ein Hirngespinst?

STADTVOGT. Ich habe mich beim besten Willen nicht vom Gegenteil überzeugen können.

ASLAKSEN. Ja, aber dann ist es doch ganz unverantwortlich vom Doktor Stockmann —; Verzeihung, Herr Stadtvogt, aber —

STADTVOGT. Es ist eine traurige Wahrheit, die Sie da aussprechen, Herr Aslaksen. Mein Bruder ist leider immer ein unbesonnener Mann gewesen.

ASLAKSEN. Und in so was wollen Sie ihn noch unterstützen, Herr Hovstad!

HOVSTAD. Aber wer konnte denn auch wissen, daß —?

STADTVOGT. Ich habe eine kurze Darstellung des Sachverhalts aufgesetzt, so wie er von einem nüchternen Gesichtspunkt aufzufassen ist; und dabei habe ich angedeutet, wie man eventuellen Schäden durch Mittel abhelfen könnte, die für die Kasse des Bades erschwinglich sind.

HOVSTAD. Haben Sie den Artikel bei sich, Herr Stadtvogt?

STADTVOGT sucht in der Tasche. Ja; ich habe ihn mitgenommen für den Fall, daß Sie —

ASLAKSEN schnell. Himmeldonnerwetter ja, — da ist er!

STADTVOGT. Wer? Mein Bruder?

HOVSTAD. Wo, — wo?!

ASLAKSEN. Er kommt durch die Druckerei.

STADTVOGT. Fatal. Ich möchte ihm hier nicht

gern begegnen, und ich hätte doch noch manches mit Ihnen zu besprechen.

HOVSTAD zeigt nach der Tür rechts. Gehen Sie da so lange hinein.

STADTVOGT. Aber —?

HOVSTAD. Sie finden nur Billing dort.

ASLAKSEN. Rasch, rasch, Herr Stadtvogt; er ist schon da.

STADTVOGT. Jawohl, ja; aber sehen Sie zu, daß Sie ihn bald wieder wegkriegen. Ab durch die Tür rechts, die Aslaksen öffnet und wieder hinter ihm schließt.

HOVSTAD. Machen Sie sich etwas zu schaffen, Aslaksen. Setzt sich und schreibt. Aslaksen wühlt in einem Haufen Zeitungen, die rechts auf einem Stuhl liegen.

STOCKMANN kommt durch die Druckerei. Da bin ich wieder. Legt Hut und Stock ab.

HOVSTAD schreibend. Schon, Herr Doktor? Beeilen Sie sich mit der Sache, von der wir gesprochen haben, Aslaksen. Die Zeit ist uns heut riesig knapp.

STOCKMANN zu Aslaksen. Noch keine Korrektur da, wie ich höre.

ASLAKSEN ohne sich umzuwenden. Nein, wie konnten Sie nur denken, Herr Doktor?

STOCKMANN. Ja freilich; aber Sie begreifen wohl, daß ich ungeduldig bin. Ich habe nicht Rast noch Ruhe, bis ich es gedruckt sehe.

HOVSTAD. Hm; das wird gewiß noch eine gute Weile dauern. Meinen Sie nicht auch, Aslaksen?

ASLAKSEN. Ja, ich fürchte fast.

STOCKMANN. Schön, schön, meine lieben Freunde; dann komme ich wieder; ich komme gern zweimal, wenn es nötig ist. Eine so große Sache, — die Wohlfahrt der ganzen Stadt —; da darf man sich wahrhaftigen Gott nicht auf die faule Seite legen. Will gehen, bleibt aber stehen und kommt zurück. Hören Sie, da ist noch etwas, worüber ich mit Ihnen sprechen muß.

HOVSTAD. Entschuldigen Sie; aber könnten wir nicht ein ander Mal —?

STOCKMANN. Es ist mit zwei Worten gesagt. Sehen Sie, es ist nur das, — wenn man nun morgen meinen Aufsatz in der Zeitung liest und folglich erfährt, daß ich den ganzen Winter hier in aller Stille für das Wohl der Stadt gewirkt habe —

HOVSTAD. Ja aber, Herr Doktor —

STOCKMANN. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie meinen, es war nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, — meine einfache Bürgerpflicht. Natürlich; das weiß ich so gut wie Sie. Aber, meine Mitbürger, schauen Sie —; lieber Gott, die famosen Menschen halten ja so viel von mir —

ASLAKSEN. Ja, die Bürger haben bis heute riesig viel von ihnen gehalten, Herr Doktor.

STOCKMANN. Ja, und deshalb eben fürchte ich, daß —; was ich also sagen wollte: wenn nun das an sie herantritt — besonders an die unbemittelten Klassen — wie ein mahnender Ruf, die Angelegenheiten der Stadt künftig selbst in die Hand zu nehmen —

HOVSTAD steht auf. Hm, Herr Doktor, ich will Ihnen nicht verbergen —

STOCKMANN. Aha, — dachte ich es mir doch, daß etwas im Werke wäre! Aber davon will ich nichts wissen. Wenn man so etwas vorbereiten sollte —

HOVSTAD. Was denn?

STOCKMANN. Na, irgend etwas, — einen Fackelzug oder ein Bankett oder eine Sammlung für eine Ehrengabe — oder was es sonst sei, so müssen Sie mir hoch und heilig versprechen, es zu hintertreiben. Und Sie auch, Herr Aslaksen, hören Sie wohl?

HOVSTAD. Entschuldigen Sie, Herr Doktor, wir wollen Ihnen lieber gleich reinen Wein einschenken —

Frau Stockmann, in Hut und Mantel, tritt links durch die Tür im Hintergrund.

FRAU STOCKMANN sieht den Doktor. Also richtig!

HOVSTAD ihr entgegen. Ei, sieh da, Sie kommen auch, gnädige Frau?

STOCKMANN. Was zum Henker willst D u hier, Käte?

FRAU STOCKMANN. Das kannst Du Dir doch wohl denken.

HOVSTAD. Wollen Sie sich nicht setzen? Oder vielleicht —

FRAU STOCKMANN. Danke sehr; bemühen Sie sich nicht. Und nehmen Sie es auch nicht übel, wenn ich komme, um Stockmann zu holen; denn ich bin Mutter von drei Kindern, will ich Ihnen sagen.

STOCKMANN. Unsinn, Unsinn! Das wissen wir ja.

FRAU STOCKMANN. Na, aber es hat wirklich nicht den Anschein, als ob Du heut sonderlich an Frau und Kind dächtest; denn sonst würdest Du doch nicht hingehen und uns allesamt ins Unglück stürzen.

STOCKMANN. Aber Du bist ja nicht recht gescheit, Käte? Soll es einem Manne, der Frau und Kinder hat, verwehrt sein, die Wahrheit zu verkünden, — ein nützlicher und tätiger Staatsbürger zu sein, — soll es ihm verwehrt sein, der Stadt zu dienen, in der er lebt!

FRAU STOCKMANN. Alles mit Maß, Thomas!

ASLAKSEN. Das sage ich auch. Maß in allen Dingen.

FRAU STOCKMANN. Und deshalb versündigen Sie sich an uns, Herr Hovstad, wenn Sie meinen Mann von Haus und Hof weglocken und ihn zu dieser ganzen Geschichte verleiten.

HOVSTAD. Ich verleite wahrhaftig keinen zu —

STOCKMANN. Verleiten! Glaubst Du, i c h ließe mich verleiten!

FRAU STOCKMANN. Ja, das tust Du. Ich weiß wohl, daß Du der klügste Mann in der Stadt bist, aber Du läßt Dich so furchtbar leicht verleiten, Thomas. Zu Hovstad. Denken Sie doch bloß, er wird seine Stelle als Badearzt verlieren, wenn Sie das drucken, was er geschrieben hat —

ASLAKSEN. Wie — was?

HOVSTAD. Ja, wissen Sie was, Herr Doktor —

STOCKMANN lacht. Haha, sie sollen's nur probieren —! Ach was, — sie werden sich hüten. Denn ich habe die kompakte Majorität hinter mir, siehst Du!

FRAU STOCKMANN. Ja, das ist eben Dein Unglück, daß Du so was Ekliges hinter Dir hast.

STOCKMANN. Schnickschnack, Käte; — geh nach Hause und kümmere Dich um Deine Wirtschaft und überlaß mir die Sorge um das Gemeinwesen. Wie kannst Du nur so ängstlich sein, wenn ich so froh und zuversichtlich bin? Reibt sich die Hände und geht auf und ab. Die Wahrheit und das Volk werden die Schlacht gewinnen, — darauf kannst Du schwören. O, ich sehe ihn, den ganzen freisinnigen Bürgerstand, wie er sich schart zu einem siegreichen Heere —! Bleibt vor einem Stuhl stehen. Was — was zum Teufel ist denn d a s?

ASLAKSEN sieht hin. Au weh!

HOVSTAD ebenso. Hm —

STOCKMANN. Da liegt ja der Gipfel der Autorität.

Faßt behutsam die Mütze des Stadtvogts mit den Fingerspitzen und hält sie empor.

FRAU STOCKMANN. Die Mütze des Stadtvogts!

STOCKMANN. Und hier auch der Kommandostab. Kreuzhimmeldonnerwetter, wie —?

HOVSTAD. Nun ja denn —

STOCKMANN. Ah! Ich verstehe! Er ist hier gewesen, um Sie zu beschwatzen. Haha! Da ist er an den Rechten gekommen! Und wie er mich in der Druckerei sah —. Bricht in Gelächter aus. Da riß er aus, Herr Aslaksen?

ASLAKSEN schnell. Ja, weiß Gott, da riß er aus, Herr Doktor.

STOCKMANN. Da riß er aus und ließ Stock und —. Quatsch, — Peter reißt vor nichts aus. Aber wo, zum Henker, habt Ihr ihn gelassen? Ah, — da drin natürlich. Jetzt paß mal auf, Käte!

FRAU STOCKMANN. Thomas, — ich bitte Dich —!

ASLAKSEN. Nehmen Sie sich in acht, Herr Doktor!

STOCKMANN hat sich die Mütze des Stadtvogts aufgesetzt und nimmt den Stock; dann geht er an die Tür, öffnet und grüßt mit der Hand an der Mütze. Der Stadtvogt kommt herein, rot vor Zorn. Hinter ihm kommt Billing.

STADTVOGT. Was soll der Unfug heißen?

STOCKMANN. Respekt, mein guter Peter. Jetzt bin ich in der Stadt die Autorität. Spaziert auf und ab.

FRAU STOCKMANN, der die Tränen nahe sind. Aber — aber, Thomas!

STADTVOGT geht hinter ihm her. Gib mir meine Mütze und meinen Stock!

STOCKMANN wie zuvor. Bist Du Polizeimeister, so bin ich Bürgermeister, — ich bin Meister vom Ganzen, siehst Du!

STADTVOGT. Leg' die Mütze hin, sage ich. Vergiß nicht, es ist die reglementsmäßige Amtsmütze!

STOCKMANN. Pah! Glaubst Du, daß der erwachende Volkslöwe sich durch Amtsmützen schrecken ließe? Ja, Du, — wir machen morgen Revolution in der Stadt. Du hast gedroht, mich abzusetzen; aber nun setze ich Dich ab, — setze Dich von allen Deinen Vertrauensämtern ab. — Glaubst Du etwa, ich kann das nicht? O doch. Die siegenden Gewalten der Gesellschaft sind mit mir. Hovstad und Billing werden im „Volksboten" donnern, und Aslaksen rückt aus an der Spitze des ganzen Vereins der Hausbesitzer —

ASLAKSEN. Das tue ich nicht, Herr Doktor.

STOCKMANN. Sie werden es tun —

STADTVOGT. Aha; Herr Hovstad zieht es am Ende doch vor, sich der Agitation anzuschließen?

HOVSTAD. Nein, Herr Stadtvogt.

ASLAKSEN. Nein, Herr Hovstad ist nicht so dumm, um eines Hirngespinstes willen sich selbst und die Zeitung zu ruinieren.

STOCKMANN sieht sich um. Was soll das heißen?

HOVSTAD. Sie haben Ihre Sache in einem falschen Lichte dargestellt, Herr Doktor; und deshalb kann ich Sie nicht unterstützen.

BILLING. Nein, — nach allem, was der Herr Stadtvogt so liebenswürdig war, mir da drin mitzuteilen —

STOCKMANN. In falschem Licht? Das lassen Sie doch meine Sorge sein. Drucken Sie nur meinen Aufsatz; ich bin Manns genug, dafür einzustehen.

HOVSTAD. Ich drucke ihn nicht. Ich kann und will und darf ihn nicht drucken.

STOCKMANN. Sie dürfen nicht? Was ist das für ein Unsinn? Sie sind doch Redakteur; und die Redakteure, die regieren doch die Presse, sollte ich meinen!

ASLAKSEN. Nein, das tun die Abonnenten, Herr Doktor.

STADTVOGT. Glücklicherweise, ja.

ASLAKSEN. Die öffentliche Meinung, das aufgeklärte Publikum, die Hausbesitzer und all die andern; die regieren die Presse.

STOCKMANN gefaßt. Und diese Mächte habe ich alle gegen mich?

ASLAKSEN. Ja, das haben Sie. Es würde für die Bürgerschaft den reinen Ruin bedeuten, wenn Ihr Artikel gedruckt würde.

STOCKMANN. Jaso. —

STADTVOGT. Meine Mütze und meinen Stock!

Stockmann nimmt die Mütze ab und legt sie mit dem Stock zusammen auf den Tisch.

STADTVOGT nimmt beides. Deine Bürgermeisterwürde hat ein jähes Ende genommen.

STOCKMANN. Wir sind noch nicht am Ende. Zu Hovstad. Es ist also ganz unmöglich, meinen Aufsatz in den „Volksboten“ zu bringen?

HOVSTAD. Ganz unmöglich; auch mit Rücksicht auf Ihre Familie.

FRAU STOCKMANN. Ach, lassen Sie doch die Familie nur aus dem Spiel, Herr Hovstad.

STADTVOGT zieht ein Papier aus der Tasche. Zur Orientierung des Publikums wird es genügen, wenn das hineinkommt; es ist eine authentische Erklärung. Bitte schön.

HOVSTAD nimmt das Papier. Gut; es soll hinein.

STOCKMANN. Und mein Artikel nicht. Man bildet sich ein, man könnte mich und die Wahrheit tot schweigen! Aber das geht nicht so glatt, wie Ihr meint. Herr Aslaksen, wollen Sie gleich mein Manuskript nehmen und es als Flugblatt drucken — auf meine eigenen Kosten, — im Selbstverlag. Ich will vierhundert Exemplare haben; nein, fünf-, sechshundert will ich haben.

ASLAKSEN. Und wenn Sie mir's mit Gold aufwögen, ich würde meine Offizin zu so etwas nicht hergeben, Herr Doktor. Ich darf es nicht mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Sie kriegen es nirgendwo in der ganzen Stadt gedruckt.

STOCKMANN. So geben Sie es mir wieder.

HOVSTAD reicht ihm das Manuskript. Bitte sehr.

STOCKMANN nimmt Hut und Stock. In die Welt soll es doch. Ich will es in einer großen Volksversammlung vorlesen; alle meine Mitbürger sollen die Stimme der Wahrheit vernehmen!

STADTVOGT. Kein Verein in der ganzen Stadt überläßt Dir sein Lokal für einen solchen Zweck.

ASLAKSEN. Nicht ein einziger; das weiß ich genau.

BILLING. Gott verdamm' mich, — wenn sie es tun!

FRAU STOCKMANN. Das wäre doch zu empörend! Weshalb stehen sie denn alle so wider Dich, Mann für Mann?

STOCKMANN zornig. Ja, das will ich Dir sagen. Darum, weil alle Männer hier in der Stadt alte Weiber sind — gerade wie Du; alles denkt nur an die Familie und nicht an die Gesellschaft.

FRAU STOCKMANN faßt seinen Arm. So werde ich ihnen ein — ein altes Weib zeigen, das auch einmal Mann sein kann. Denn nun halte ich es mit Dir, Thomas!

STOCKMANN. Das war brav gesprochen, Käte. Und in die Welt soll es, bei meiner Seele Seligkeit! Kann ich kein Lokal bekommen, so miete ich mir einen Tambour, — mit dem ziehe ich durch die Stadt und lese es an allen Straßenecken vor.

STADTVOGT. So heillos verrückt wirst Du doch nicht sein!

STOCKMANN. Ja, das bin ich!

ASLAKSEN. Sie werden in der ganzen Stadt keinen einzigen Mann finden, der mit Ihnen geht.

BILLING. Nein, Gott verdamm' mich, — den finden Sie nicht!

FRAU STOCKMANN. Nur nicht nachgeben, Thomas. Die Jungens sollen mit Dir gehen.

STOCKMANN. Das ist eine ausgezeichnete Idee!

FRAU STOCKMANN. Morten tut es sehr gern; und Ejlif, na, der wird auch mitgehen.

STOCKMANN. Ja, und Petra auch! Und Du auch, Käte!

FRAU STOCKMANN. Nein, nein, — ich nicht; aber ich werde am Fenster stehen und Dir zusehen; das werde ich tun.

STOCKMANN umarmt und küßt sie. Ich danke Dir! Ja, nun werden wir eine Lanze brechen miteinander, Ihr wackeren Herren! Ich will doch sehen, ob die Niederträchtigkeit die Macht hat, einem Patrioten, der die Gesellschaft reinigen will, den Mund zu stopfen. Er und seine Frau ab durch die Tür links im Hintergrund.

STADTVOGT schüttelt nachdenklich den Kopf. Nun hat er s i e auch verrückt gemacht!

VIERTER AKT

Ein großer, altmodischer Saal in Horsters Hause. Eine offene Flügeltür im Hintergrunde führt in ein Vorzimmer. An der linken Längswand sind drei Fenster; in der Mitte der gegenüberliegenden Wand ist ein Podium errichtet, auf dem ein kleiner Tisch mit zwei Kerzen, Wasserkaraffe, einem Glase und einer Glocke stehen. Sonst ist der Saal durch Armleuchter erhellt, die zwischen den Fenstern angebracht sind. Links im Vordergrund steht ein Tisch mit Lichtern und davor ein Stuhl. Rechts ganz vorn ist eine Tür und dabei einige Stühle.

Eine Menge Bürger aller Stände. Man sieht einzelne Frauen und etliche Schulknaben darunter. Immer mehr Menschen strömen nach und nach durch den Hintergrund herein, bis der Saal voll ist.

EIN BÜRGER zu einem andern, der ihm entgegenkommt. Bist Du auch heute da, Lamstad?

DER ANGESPROCHENE. Ich, — ich bin bei allen Volksversammlungen mit bei.

EIN DANEBENSTEHENDER. Sie haben doch wohl eine Pfeife mit, was?

DER ZWEITE BÜRGER. Na freilich. Sie nicht?

DER DRITTE. Und ob. Der Schiffer Evensen, der will sich ein mächtig großes Horn mitbringen, hat er gesagt.

DER ZWEITE BÜRGER. Evensen, der ist gelungen.

Gelächter in der Gruppe.

EIN VIERTER BÜRGER kommt dazu. Sagt doch mal, was ist denn eigentlich heute hier los?

DER ZWEITE BÜRGER. Der Doktor Stockmann, der will doch eine Rede halten gegen den Stadtvogt.

DER NEUANGEKOMMENE. Aber der Stadtvogt ist doch sein Bruder.

DER ERSTE BÜRGER. Das ist egal; Doktor Stockmann, der ist nicht bange.

DER DRITTE BÜRGER. Aber er hat doch unrecht; das hat im „Volksboten“ gestanden.

DER ZWEITE BÜRGER. Ja, diesmal muß er wirklich unrecht haben, denn weder der Verein der Hausbesitzer noch der Bürgerklub wollten ihm ihren Saal leihen.

DER ERSTE BÜRGER. Nicht einmal den Kursaal konnte er kriegen.

DER ZWEITE. Ja, das läßt sich denken.

EIN MANN in einer andern Gruppe. Sie, mit wem soll man's eigentlich in dieser Sache halten?

EIN ZWEITER MANN in derselben Gruppe. Richten Sie sich nur nach dem Buchdrucker Aslaksen, und tun Sie, was der tut.

BILLING, mit einer Mappe unter dem Arm, bahnt sich einen Weg durch die Menge. Pardon, meine Herren! Darf ich vielleicht durch? Ich bin der Berichterstatter des „Volksboten". Besten Dank!

Setzt sich links an den Tisch.

EIN ARBEITER. Wer war denn das?

EIN ZWEITER ARBEITER. Den kennst Du nicht? Das ist der Billing von Aslaksen seiner Zeitung.

Horster führt Frau Stockmann und Petra durch die Tür rechts im Vordergrund herein. Ejlif und Morten folgen.

HORSTER. Hier, dachte ich, ist der beste Platz für die Herrschaften; man kommt leicht hinaus, wenn etwas passieren sollte.

FRAU STOCKMANN. Glauben Sie denn, daß es Radau gibt?

HORSTER. Man kann nie wissen —; wo so viel Menschen sind —. Aber nehmen Sie nur ruhig Platz.

FRAU STOCKMANN setzt sich. Wie hübsch von Ihnen, daß Sie Stockmann den Saal zur Verfügung gestellt haben.

HORSTER. Da kein anderer wollte, so —

PETRA, die sich ebenfalls gesetzt hat. Und mutig war es auch, Horster.

HORSTER. Ach, dazu, meine ich, gehört doch wohl kein so großer Mut.

Hovstad und Aslaksen kommen zu gleicher Zeit, doch jeder für sich, durch die Menge.

ASLAKSEN geht zu Horster hin. Ist der Doktor noch nicht da?

HORSTER. Er wartet drin.

Bewegung oben an der Tür im Hintergrund.

HOVSTAD zu Billing. Da ist der Stadtvogt. Sehen Sie doch!

BILLING. Ja, Gott verdamm' mich, — er kommt wirklich her!

Stadtvogt Stockmann bahnt sich vorsichtig einen Weg durch die Menge; er grüßt höflich und stellt sich links an die Wand. Bald darauf kommt Doktor Stockmann durch die Tür rechts im Vordergrund. Er trägt einen schwarzen Anzug (Gehrock) und eine weiße Kravatte. Einige klatschen zaghaft, begegnen aber einem gedämpften Zischen. Es wird still.

STOCKMANN halblaut. Wie ist Dir, Käte?

FRAU STOCKMANN. O, ganz gut. Leiser. Werde nur nicht gleich hitzig, Thomas.

STOCKMANN. Ach, Du, ich weiß mich schon zu beherrschen. Sieht auf seine Uhr, steigt auf das Podium und verneigt sich. Die Uhr ist ein Viertel nach voll — ich fange also an —

Holt sein Manuskript hervor.

ASLAKSEN. Zunächst muß wohl ein Vorsitzender gewählt werden.

STOCKMANN. Nein, — das ist durchaus nicht nötig.

EINIGE HERREN rufen: Doch! Doch!

STADTVOGT. Ich sollte auch meinen, es müßte ein Präsident gewählt werden.

STOCKMANN. Aber Peter, ich habe diese Versammlung doch berufen, um einen Vortrag zu halten!

STADTVOGT. Der Vortrag des Herrn Badearztes könnte möglicherweise zu divergierenden Meinungsäußerungen Anlaß geben.

MEHRERE STIMMEN aus der Menge. Einen Vorsitzenden! Einen Präsidenten!

HOVSTAD. Der Volkswille scheint einen Vorsitzenden zu verlangen.

STOCKMANN sich beherrschend. Na meinetwegen; mag der Volkswille seinen Willen haben.

ASLAKSEN. Möchten Sie nicht das Amt übernehmen, Herr Stadtvogt?

DREI HERREN klatschen. Bravo! Bravo!

STADTVOGT. Aus mehreren leicht begreiflichen Gründen muß ich ablehnen. Aber glücklicherweise haben wir in unserer Mitte einen Mann, den, wie ich glaube, alle akzeptieren können. Ich meine den Vorsitzenden des Vereins der Hausbesitzer, Herrn Buchdrucker Aslaksen.

VIELE STIMMEN. Jawohl, ja! Aslaksen soll leben! Hoch Aslaksen!

STOCKMANN nimmt sein Manuskript und steigt vom Podium.

ASLAKSEN. Wenn das Vertrauen meiner Mitbürger mich ruft, so darf ich nicht nein sagen —

Händeklatschen und Beifallsrufe. Aslaksen steigt auf das Podium.

BILLING. schreibt. Also — „Herr Buchdrucker Aslaksen gewählt durch Akklamation —"

ASLAKSEN. Und da ich nun an diesem Platze stehe, so werde ich mir erlauben, ein paar kurze Worte zu sprechen. Ich bin ein ruhiger und friedfertiger Mann, der auf besonnene Mäßigung hält — und — auf mäßige Besonnenheit; das weiß jeder, der mich kennt.

VIELE STIMMEN. Sehr richtig, Aslaksen! Jawohl!

ASLAKSEN. Ich habe in der Schule des Lebens und der Erfahrung gelernt, daß Mäßigung d i e Tugend ist, die einen Staatsbürger am besten kleidet —

STADTVOGT. Hört! Hört!

ASLAKSEN. — daß auch der Gesellschaft vor allem Besonnenheit und Mäßigung frommen. Ich möchte daher dem angesehenen Mitbürger, der die Versammlung berufen hat, ans Herz legen, daß er die Grenzen der Mäßigung nicht überschreite.

EIN MANN oben an der Tür. Hoch der Mäßigkeitsverein!

EINE STIMME. Pfui Teufel, ja!

VIELE. Scht! Scht!

ASLAKSEN. Keine Unterbrechungen, meine Herren! — Wünscht einer das Wort?

STADTVOGT. Herr Präsident!

ASLAKSEN. Herr Stadtvogt Stockmann hat das Wort.

STADTVOGT. In anbetracht des nahen Verwandtschaftsverhältnisses, in dem ich bekanntermaßen zu dem amtierenden Badearzt stehe, wäre mir nichts erwünschter gewesen, als mich hier heute nicht äußern zu brauchen. Aber mein Verhältnis zum Bade und die Rücksicht auf die allerwichtigsten Interessen der Stadt zwingen mich, einen Antrag zu stellen. Ich darf wohl voraussetzen, daß die hier anwesenden Bürger ohne Ausnahme es ungern sehen würden, wenn unzuverlässige und übertriebene Mitteilungen über die sanitären Zustände des Bades und der Stadt in weitere Kreise gelangten.

VIELE STIMMEN. Jawohl! Ja! Natürlich! Wir protestieren!

STADTVOGT. Ich möchte deshalb vorschlagen, daß die Versammlung dem Herrn Badearzt nicht gestatte, seine Darstellung der Sache vorzulesen oder vorzutragen.

STOCKMANN aufbrausend. Nicht gestatte —! Was!

FRAU STOCKMANN hustet. Hm — hm!

STOCKMANN faßt sich. Na; — also nicht gestatte!

STADTVOGT. Ich habe in meiner Erklärung im „Volksboten“ das Publikum mit den wesentlichsten Fakten bekannt gemacht, so daß alle wohlgesinnten Bürger sich unschwer ihr Urteil bilden können. Man wird daraus ersehen, daß der Vorschlag des Herrn Badearztes — abgesehen von einem Mißtrauensvotum gegen die Spitzen der Stadtverwaltung, — im Grunde darauf hinausläuft, den steuerpflichtigen Einwohnern eine unnötige Ausgabe von mindestens hunderttausend Kronen aufzubürden.

Äußerungen des Unmuts; hier und dort Pfeifen.

ASLAKSEN läutet mit der Glocke. Silentium, meine Herren! Ich bin so frei, den Vorschlag des Herrn Stadt-

vogts zu unterstützen. Es ist auch m e i n e Meinung, daß die Agitation des Herrn Doktor Stockmann einen Hintergedanken hat. Er spricht vom Bade; aber er strebt eine Revolution an, er will die Verwaltung in andere Hände bringen. Niemand zweifelt an den redlichen Absichten des Herrn Doktors. I bewahre — darüber kann es nur e i n e Meinung geben. I c h bin auch ein Freund der kommunalen Selbstverwaltung, — nur darf sie den Steuerzahlern nicht zu hoch zu stehen kommen. D a s aber würde hier der Fall sein; und deshalb —; hol' mich der Henker — mit Verlaub — kann ich diesmal nicht mit Herrn Doktor Stockmann gehen. Man kann auch Gold zu teuer kaufen; das ist so m e i n e Meinung.

Lebhafte Zustimmung von allen Seiten.

HOVSTAD. Auch ich fühle mich veranlaßt, meine Stellungnahme zu vertreten. Die Agitation des Herrn Doktor Stockmann schien zunächst einigen Anklang zu finden, und ich unterstützte sie so unparteiisch, wie ich konnte. Dann aber kamen wir dahinter, daß wir uns durch eine falsche Darstellung hatten irreführen lassen —

STOCKMANN. Falsche —!

HOVSTAD. Na also — durch eine nicht ganz zuverlässige Darstellung. Die Erklärung des Herrn Stadtvogts hat das bewiesen. Ich hoffe, daß niemand hier im Saal meine liberale Gesinnung verdächtigt; die Haltung des „Volksboten“ in den großen politischen Fragen ist jedem bekannt. Aber ich habe von erfahrenen und besonnenen Männern gelernt, daß in rein lokalen Fragen ein Blatt mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gehen muß.

ASLAKSEN. Vollkommen einverstanden mit dem Redner.

HOVSTAD. Und in dem vorliegenden Falle steht es über allem Zweifel, daß Herr Doktor Stockmann die allgemeine Stimmung gegen sich hat. Was ist aber die erste und vornehmste Pflicht eines Redakteurs, meine

Herren? Doch wohl die: in Übereinstimmung mit seinen Lesern zu wirken? Hat er nicht sozusagen ein stillschweigendes Mandat, standhaft und unbeirrt die Wohlfahrt seiner Gesinnungsgenossen zu fördern? Oder sollte ich mich hierin irren?

VIELE STIMMEN. Nein, nein, nein! Hovstad hat recht!

HOVSTAD. Es hat mich einen schweren Kampf gekostet, mit einem Manne zu brechen, in dessen Hause ich noch in jüngster Zeit ein häufiger Gast gewesen bin, — mit einem Manne, der bis zu diesem Tage sich bei seinen Mitbürgern des ungeteilten Wohlwollens erfreuen durfte, — einem Manne, dessen einziger — oder wenigstens hauptsächlichster Fehler ist, daß er mehr sein Herz als seinen Kopf um Rat fragt.

STIMMEN HIER UND DORT. Sehr richtig! Hoch Doktor Stockmann!

HOVSTAD. Aber meine Pflicht der Gesellschaft gegenüber gebot mir, mit ihm zu brechen. Und dann gibt es noch eine Rücksicht, die mich veranlaßt, ihn zu bekämpfen und ihn womöglich von dem schicksalsschwangeren Weg abzubringen, den er eingeschlagen hat; das ist die Rücksicht auf seine Familie —

STOCKMANN. Bleiben Sie bei der Wasserleitung und der Kloake!

HOVSTAD. — die Rücksicht auf seine Gattin und seine unversorgten Kinder.

MORTEN. Meint er uns, Mutter?

FRAU STOCKMANN. Pst!

ASLAKSEN. Ich bringe also den Antrag des Herrn Stadtvogts zur Abstimmung.

STOCKMANN. Ist nicht nötig! Ich gedenke jetzt nicht über die Schweinerei da unten in der Badeanstalt zu reden. Nein, — Ihr sollt etwas ganz anderes zu hören bekommen.

STADTVOGT halblaut. Was ist denn nun schon wieder?

EIN BETRUNKENER oben an der Eingangstür. Ich bin

steuerberechtigt! Und darum bin ich auch meinungsberechtigt! Und ich bin der sichern — festen — unbegreiflichen Meinung, daß —

MEHRERE STIMMEN. Ruhe da hinten!

ANDERE. Er ist betrunken! Schmeißt ihn hinaus!

Der Betrunkene wird an die Luft gesetzt.

STOCKMANN. Habe ich das Wort?

ASLAKSEN läutet mit der Glocke. Herr Doktor Stockmann hat das Wort!

STOCKMANN. Vor einigen Tagen noch hätte man sich nur unterstehen und versuchen sollen, mich mundtot zu machen, wie hier in dieser Stunde! Wie ein Löwe hätte ich um meine heiligen Menschenrechte gekämpft! Aber jetzt kann es mir gleich sein; denn nun habe ich mich über wichtigere Dinge auszusprechen.

Die Menge schart sich dichter um ihn. Morten Kiil wird unter den Zunächststehenden sichtbar.

STOCKMANN fährt fort. Ich habe in diesen Tagen viel gedacht und gegrübelt, — habe so intensiv gegrübelt, daß mir schließlich der Kopf brummte —

STADTVOGT hustet. Hm —!

STOCKMANN. — dann aber ward mir alles klar; ich sah mit voller Deutlichkeit den Zusammenhang. Und deshalb stehe ich jetzt hier. Ich will große Enthüllungen machen, liebe Mitbürger! Ich will Euch über eine Entdeckung von ganz anderer Tragweite berichten als über die Bagatelle, daß unsere Wasserleitung vergiftet ist und unser Kurort auf verpestetem Boden steht.

VIELE STIMMEN schreien: Nicht vom Bade reden! Wir wollen es nicht hören! Nichts davon!

STOCKMANN. Ich habe gesagt, ich will über die große Entdeckung sprechen, die ich dieser Tage gemacht habe, — die Entdeckung, daß unsere sämtlichen geistigen Lebensquellen vergiftet sind, daß unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem verpesteten Boden der Lüge ruht.

VERBLÜFFTE STIMMEN halblaut. Was sagt er da?

STADTVOGT. Solch eine Insinuation —.

ASLAKSEN mit der Hand an der Glocke. Der Redner wird ersucht, sich zu moderieren.

STOCKMANN. Ich habe meine Vaterstadt so tief geliebt, wie ein Mann nur die Heimat seiner Jugend lieben kann. Ich war nicht alt, als ich von hier wegging, und die Entfernung, die Sehnsucht und die Erinnerung warfen etwas wie einen gesteigerten Glanz auf den Ort wie auf die Menschen.

Vereinzelter Applaus und Beifallsrufe.

STOCKMANN. Dann saß ich lange Jahre in einem entsetzlichen Erdwinkel hoch oben im Norden. Begegnete ich einmal einem der Leute, die da zwischen den Steinhaufen verstreut lebten, dann dachte ich zuweilen, es wäre besser für die armen, verkommenen Geschöpfe, wenn sie einen Tierarzt da oben hätten anstelle eines Mannes wie ich.

Gemurmel im Saal.

BILLING legt die Feder hin. So etwas habe ich, Gott verdamm' mich, denn doch noch nicht gehört —!

HOVSTAD. Das heißt eine ehrenwerte Bevölkerungsklasse verhöhnen!

STOCKMANN. Nur ein bißchen Geduld! — ich glaube, keiner wird mir nachsagen können, ich hätte da oben meine Vaterstadt vergessen. Ich saß und brütete wie ein Eidervogel; und was ich ausgebrütet habe — das war die Idee dieses Bades.

Applaus und Einspruch.

STOCKMANN. Und als ich dann endlich nach Jahr und Tag, dank einer guten und glücklichen Schicksalsfügung, in die Heimat zurückkehren durfte, — ja, liebe Mitbürger, da war es mir, als bliebe mir auf Erden kaum noch etwas zu wünschen übrig. Nur den einen Wunsch hatte ich noch: mit heißem, unermüdlichem Eifer tätig zu sein zum Wohl der Heimat und des Gemeinwesens.

STADTVOGT sieht in die Luft. Die Art und Weise ist ein bißchen sonderbar — hm.

STOCKMANN. Und so schwelgte und schwelgte ich hier im Glücke der Verblendung. Gestern früh aber — oder eigentlich schon vorgestern abend — da gingen mir die Augen meines Geistes weit auf, und das erste, was ich zu sehen bekam, das war die grenzenlose Dummheit der Behörden —

Lärm, Rufe und Gelächter. Frau Stockmann hustet anhaltend.

STADTVOGT. Herr Präsident!

ASLAKSEN läutet. Kraft meiner Befugnisse —!

STOCKMANN. Es ist kleinlich, sich an ein Wort zu klammern, Herr Aslaksen. Ich meine nur, daß ich hinter die unglaubliche Schweinewirtschaft gekommen bin, deren sich die Spitzen der Badeverwaltung schuldig gemacht haben. „Spitzen" kann ich auf den Tod nicht leiden; — Leute dieser Art habe ich in meinem Leben dick bekommen. Sie sind wie Ziegenböcke in einer jungen Baumpflanzung; überall richten sie Unheil an; dem freien Manne stehen sie im Wege, wie er sich auch dreht und wendet, — und ich würde es am liebsten sehen, man könnte sie ausrotten wie Raubwild —

Unruhe im Saal.

STADTVOGT. Herr Präsident, dürfen solche Ausdrücke passieren?

ASLAKSEN mit der Hand an der Glocke. Herr Doktor! —

STOCKMANN. Ich wundere mich nur, daß mir erst jetzt die Augen über die Herren aufgegangen sind, denn ich habe doch hier beinahe Tag für Tag ein Prachtexemplar vor Augen gehabt, — meinen Bruder Peter — schwerfällig und zäh in seinen Vorurteilen —

Gelächter, Lärm und Pfeifen. Frau Stockmann hustet fortdauernd. Aslaksen läutet heftig.

DER BETRUNKENE, der wieder hereingekommen ist. Meint er etwa m i c h? Ich heiße doch nämlich Pettersen; aber der Teufel soll mich holen —

ENTRÜSTETE STIMMEN. Hinaus mit dem Betrunkenen! Setzt ihn vor die Tür!

Der Mann wird wieder hinausgeworfen.

STADTVOGT. Wer war der Mensch?

EIN IN DER NÄHE STEHENDER. Kannte ihn nicht, Herr Stadtvogt.

EIN ZWEITER. Er ist kein Hiesiger.

EIN DRITTER. Es soll ein Holzhändler sein aus — Der Rest ist undeutlich.

ASLAKSEN. Der Mann hatte offenbar einen Bierrausch —. Fahren Sie fort, Herr Doktor; aber befleißigen Sie sich endlich einmal der Mäßigung.

STOCKMANN. Na also, Mitbürger, ich werde mich nicht weiter über unsere „Spitzen" auslassen. Wenn einer aus dem, was ich eben gesagt habe, schließen sollte, daß ich heute diesen Herren zu Leibe will, so irrt er, — irrt er ganz gewaltig. Denn ich tröste mich mit dem wohltuenden Gedanken, daß diese Greise da aus einer absterbenden Ideenwelt sich selbst am besten zum Tode befördern; sie brauchen keines Doktors Hilfe, um möglichst schnell in die Grube zu fahren. Und d i e s e Art Leute sind es gar nicht einmal, die für die Gesellschaft die größte Gefahr sind; s i e sind es nicht, die zur Vergiftung unserer geistigen Lebensquellen und zur Verpestung des Bodens, auf dem wir stehen, das meiste beitragen; nicht s i e sind in unserm Gemeinwesen die gefährlichsten Feinde der Wahrheit und der Freiheit.

RUFE VON ALLEN SEITEN. Wer denn? Wer sonst? Namen nennen!

STOCKMANN. Verlaßt Euch drauf, ich w e r d e sie nennen! Denn d a s ist ja die große Entdeckung, die ich gestern gemacht habe. Mit erhobener Stimme. Der gefährlichste Feind der Wahrheit und Freiheit bei uns — das ist die kompakte Majorität. Jawohl, die verfluchte, kompakte, liberale Majorität, — d i e ist es! Nun wißt Ihr's!

Ungeheurer Lärm im Saal. Die Mehrzahl schreit, stampft und pfeift. Einige ältere Herren wechseln verstohlene Blicke und scheinen

sich zu amüsieren. Frau Stockmann steht ängstlich auf; Ejlif und Morten treten drohend zu den Schulknaben, die Lärm machen. Aslaksen läutet mit der Glocke und mahnt zur Ruhe. Hovstad und Billing sprechen zusammen, ohne daß man sie versteht. Endlich tritt wieder Ruhe ein.

ASLAKSEN. Der Vorsitzende erwartet, daß der Redner seine unbesonnenen Ausdrücke zurücknimmt.

STOCKMANN. I, ich denke gar nicht dran, Herr Aslaksen. Die überwiegende Mehrheit in unserer Gesellschaft ist es, die mich meiner Freiheit beraubt und mir verbieten will, die Wahrheit auszusprechen.

HOVSTAD. Die Mehrheit hat immer das Recht auf ihrer Seite.

BILLING. Und auch die Wahrheit; Gott verdamm' mich!

STOCKMANN. Die Mehrheit hat nie das Recht auf ihrer Seite. Nie, sag' ich! Das ist auch so eine von den gesellschaftlichen Lügen, gegen die ein freier, denkender Mann sich empören muß. Woraus besteht denn in einem Lande die Mehrheit der Bewohner? Aus den klugen Leuten oder aus den dummen? Wir sind, denke ich, uns wohl darin einig, daß die Dummen in geradezu überwältigender Majorität rings auf der weiten Erde vorhanden sind. Aber zum Teufel noch mal, es kann doch nie und nimmer in Ordnung sein, daß die Dummen über die Klugen herrschen!

Lärm und Geschrei.

STOCKMANN. Ja, ja; Ihr könnt mich wohl niederschreien, aber Ihr könnt mich nicht widerlegen. Die Mehrheit hat die Macht — leider —; aber das Recht hat sie nicht. Das Recht habe ich und noch ein paar andere. Die Minorität hat immer das Recht.

Wieder großer Lärm.

HOVSTAD. Haha! Herr Doktor Stockmann ist also seit vorgestern Aristokrat geworden!

STOCKMANN. Ich habe gesagt, daß ich nicht ein Wort an die kleine engbrüstige, kurzatmige Bande verschwenden mag, die zurückgeblieben ist. Mit ihr hat

das pulsierende Leben nichts mehr zu schaffen. Aber ich denke an die Schar der Wenigen und Vereinzelten hier zu Lande, die sich die jungen, keimenden Wahrheiten alle zu eigen gemacht haben. Die Männer stehen sozusagen draußen auf Vorposten, so weit vorgeschoben, daß die kompakte Majorität ihnen noch nicht nachgerückt ist, — und d a kämpfen sie für Wahrheiten, die noch zu neugeboren sind in der Welt des Bewußtseins, als daß sie die Mehrheit für sich haben könnten.

HOVSTAD. Na, dann ist der Herr Doktor also Revolutionär geworden!

STOCKMANN. Himmeldonnerwetter ja, das bin ich, Herr Hovstad. Ich gedenke Revolution zu machen gegen die Lüge, daß die Mehrheit im Besitz der Wahrheit ist. Was sind denn das für Wahrheiten, um die sich die Mehrheit gewöhnlich schart. Das sind die Wahrheiten, die so hoch in die Jahre gekommen sind, daß sie auf dem Wege sind, wacklig zu werden. Aber wenn eine Wahrheit so alt geworden ist, so ist sie auch auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden, meine Herren.

Gelächter und höhnische Zurufe.

STOCKMANN. Ja, ja, — ob Ihr mir's nun glaubt oder nicht; aber die Wahrheiten sind durchaus nicht so zählebige Methusalems, wie sich die Leute einreden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — sagen wir — in der Regel siebzehn bis achtzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche bejahrten Wahrheiten sind immer schauerlich spindeldürr. Und trotzdem macht sich erst d a n n die Mehrheit mit ihnen bekannt und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung. Aber es steckt kein großer Nährwert in solcher Kost, kann ich Euch versichern; und das muß ich als Arzt wissen. Diese ganzen Majoritätswahrheiten kann man mit Rauchfleisch vom vorigen Jahr vergleichen; sie sind so etwas wie ranzige, verdorbene, neugesalzene Schinken. Und davon kommt dieser ganze moralische Skorbut, der rings in allen Gesellschaftsschichten grassiert.

ASLAKSEN. Mir scheint, der geschätzte Redner schweift einigermaßen von der Sache ab.

STADTVOGT. Ich muß im wesentlichen der Ansicht des Herrn Präsidenten beitreten.

STOCKMANN. Du bist wohl nicht recht gescheit, Peter! Ich halte mich ja so streng an die Sache wie möglich. Denn d a von will ich ja doch reden, daß die Masse, die Mehrheit, diese verdammte kompakte Majorität, — daß sie es ist, sage ich, die unsere geistigen Lebensquellen vergiftet und den Boden unter unsern Füßen verpestet.

HOVSTAD. Und das täte des Volkes große, freisinnige Mehrheit, weil sie besonnen genug ist, den sicheren und anerkannten Wahrheiten zu huldigen?

STOCKMANN. Ach, mein guter Herr Hovstad, schwätzen Sie doch nicht von sicheren Wahrheiten! Die Wahrheiten, die von der Masse und dem Pöbel anerkannt werden, das sind jene Wahrheiten, die in den Tagen unserer Großväter die Vorpostenkämpfer für sicher hielten. Wir Vorpostenkämpfer von heutzutage, wir anerkennen sie nicht länger; und ich bin der festen Überzeugung, es gibt nur die eine sichere Wahrheit, daß keine Gesellschaft ein gesundes Leben führen kann auf Grund solcher alten, marklosen Wahrheiten.

HOVSTAD. Anstatt hier ins Blaue hinein zu reden, wäre es doch nett, wenn man uns mitteilte, was für alte, marklose Wahrheiten das sind, von denen wir leben.

Zustimmung von mehreren Seiten.

STOCKMANN. Ach, ich könnte einen ganzen Haufen solchen Dreckzeugs herzählen; aber zunächst will ich mich auf e i n e anerkannte Wahrheit beschränken, die im Grunde eine eklige Lüge ist, von der aber trotzdem Herr Hovstad wie der „Volksbote“ und alle Anhänger des „Volksboten“ leben.

HOVSTAD. Und die wäre —?

STOCKMANN. Es ist die Lehre, die Ihr von Euren Vätern ererbt habt und nun gedankenlos in die Welt

hinausposaunt, — die Lehre, daß die niederen Klassen, der Haufe, die Masse, daß die der Kern des Volkes — daß sie das Volk selbst seien, — daß der gemeine Mann, daß die Unwissenden und Unfertigen innerhalb der Gesellschaft dasselbe Recht haben zu verdammen und anzuerkennen, zu regieren und zu beschließen, wie die kleine Zahl der geistig vornehmen Persönlichkeiten.

BILLING. Das habe ich denn doch, Gott verdamm' mich —

HOVSTAD gleichzeitig, ruft: Bürger, merkt auf!

ENTRÜSTETE STIMMEN. Hoho! Wir sind nicht das Volk? Nur die Vornehmen sollen regieren?

EIN ARBEITER. Schmeißt ihn hinaus, den Mann, der solche Reden führt!

ANDERE. Setzt ihn an die Luft!

EIN BÜRGER schreit: Ins Horn gestoßen, Evensen!

Dröhnende Horntöne; Pfeifen und rasender Lärm im Saal.

STOCKMANN, nachdem der Lärm sich ein wenig gelegt hat. Aber so seid doch vernünftig! Wollt Ihr denn nicht ein einziges Mal die Stimme der Wahrheit hören? Ich verlange ja gar nicht, daß Ihr alle gleich auf der Stelle mir beipflichten sollt. Aber ich hätte allerdings erwartet, Herr Hovstad würde nach einiger Überlegung mir recht geben. Denn Herr Hovstad erhebt ja Anspruch darauf, Freidenker zu sein —

VERBLÜFFTE, HALBLAUTE FRAGEN. Freidenker, sagt er? Was? Hovstad ist Freidenker?

HOVSTAD ruft: Beweise, Herr Doktor Stockmann! Wann hätte ich das je drucken lassen?

STOCKMANN besinnt sich. Schockschwerenot ja, da haben Sie recht! — den Freimut haben Sie nie gehabt. Na, ich will Sie nicht in die Tinte setzen, Herr Hovstad. Ich selbst bin also der Freidenker. Und jetzt will ich Euch allen aus der Naturwissenschaft beweisen, daß der „Volksbote" Euch schamlos an der Nase herumführt, wenn er Euch vorerzählt, daß Ihr, daß das Volk, daß die Masse und der Pöbel der wahre Kern des Volkes

sind. Das ist bloß eine Zeitungsente, seht Ihr. Die große Masse ist nur der Rohstoff, aus dem man das Volk machen soll.

Brummen, Gelächter und Unruhe im Saal.

STOCKMANN. Ja, geht es denn nicht so in der ganzen übrigen Welt des Lebendigen zu? Was für ein Unterschied ist nicht zwischen einer kultivierten und einer unkultivierten Tierfamilie? Seht Euch nur einmal ein gemeines Bauernhuhn an. Was für einen Fleischwert hat solch ein verkrüppeltes Hühnervieh? Wahrhaftig keinen großen! Und was für Eier legt es? Eine halbwegs anständige Krähe kann ungefähr ebenso gute Eier legen. Aber nun nehmt einmal ein kultiviertes spanisches oder japanisches Huhn oder nehmt einen vornehmen Fasan oder eine Truthenne; — ja da werdet Ihr den Unterschied sehen! Und dann nenne ich die Hunde, mit denen wir Menschen so erstaunlich nahe verwandt sind. Denkt Euch zunächst einmal einen gewöhnlichen Pöbelhund — ich meine, solch einen ekligen, zottigen, pöbelhaften Köter, der nur die Straßen entlang rennt und die Häuser versaut. Und dann vergleicht den Köter mit einem Pudel, der schon seit mehreren Generationen aus einem vornehmen Hause stammt, wo er feines Futter gekriegt und Gelegenheit gehabt hat, harmonische Stimmen und Musik zu hören. Glaubt Ihr nicht, daß beim Pudel das Gehirn ganz anders entwickelt ist als beim Köter? Ja, verlaßt Euch drauf! Solche kultivierten jungen Pudel sind es, die die Gaukler zu den erstaunlichsten Kunststücken abrichten. So etwas kann ein gemeiner Bauernköter niemals lernen, und wenn er sich auf den Kopf stellt.

Lärm und Ulken rings umher.

EIN BÜRGER ruft: Nun wollen Sie uns auch noch zu Hunden machen?

EIN ZWEITER. Wir sind keine Tiere, Herr Doktor!

STOCKMANN. Und o b wir Tiere sind, mein Lieber! Wir sind alle durch die Bank so gute Tiere,

wie man sie sich nur wünschen kann. Doch vornehme Tiere gibt es allerdings nicht viele unter uns. O, es ist ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen Pudelmenschen und Kötermenschen. Und das Komische an der Sache ist, daß Herr Hovstad mir durchaus beistimmt, solange von vierbeinigen Tieren die Rede ist —

HOVSTAD. Ja, die lasse ich Ihnen hingehen.

STOCKMANN. Jawohl; aber sobald ich das Gesetz auf die zweibeinigen ausdehne, so macht Herr Hovstad nicht mehr mit; dann hat er nicht mehr den Mut, seiner eigenen Meinung zu sein, seine eigenen Gedanken zu Ende zu denken; dann stellt er die ganze Lehre auf den Kopf und verkündet im „Volksboten", der Bauernhahn und der Straßenköter, — d a s wären die P r a c h t-exemplare der Menagerie. Aber so geht es immer, wenn einem noch die plebejische Abstammung in den Gliedern steckt, und man sich nicht zu geistiger Vornehmheit durchgearbeitet hat.

HOVSTAD. Ich mache auf keinerlei Vornehmheit Anspruch. Ich stamme von einfachen Bauern ab; und ich bin stolz darauf, daß ich tief in den niederen Klassen wurzle, die hier verhöhnt werden.

VIELE ARBEITER. Hovstad hoch! Hurra, Hurra!

STOCKMANN. D i e Art Plebs, von der ich hier spreche, die ist nicht bloß unten in den Niederungen zu finden; von der kriecht es und wimmelt es rings um uns her, — bis hinauf zu den Höhen der Gesellschaft. Seht Euch nur einmal Euren eigenen, feinen, ehrsamen Stadtvogt an! Mein Bruder Peter, der ist auch ein Plebejer, wie er im Buche steht —

Lachen und Zischen.

STADTVOGT. Ich protestiere gegen solche persönlichen Ausfälle.

STOCKMANN unbeirrt. — und zwar nicht deshalb, weil er wie ich von einem alten, ekligen Seeräuber unten aus Pommern oder aus der Gegend da herstammt, — daher stammen wir nämlich —

263

STADTVOGT. Abgeschmackte Legende. Wird bestritten!

STOCKMANN. — sondern darum, weil er die Gedanken seiner Vorgesetzten denkt und weil er stets der Meinung seiner Vorgesetzten ist. Leute, die das tun, sind geistiger Pöbel; seht, deshalb ist mein stolzer Bruder Peter im Grunde so furchtbar wenig vornehm, — und folglich auch so wenig freisinnig.

STADTVOGT. Herr Präsident!

HOVSTAD. Also die Vornehmen, die sind hier zu Lande die Freisinnigen? Das ist ja eine ganz neue Enthüllung.

Lachen in der Versammlung.

STOCKMANN. Jawohl, das gehört auch mit zu meiner neuen Entdeckung. Und auch d a s gehört noch dazu, daß Freisinn sich beinah ganz mit Moralität deckt. Und deshalb sage ich, daß es ganz unverantwortlich vom „Volksboten“ ist, wenn er tagaus, tagein die Irrlehre verkündet, die Masse und der Pöbel, die kompakte Majorität wären im Besitz des Freisinns und der Moral, — und das Laster und die Verdorbenheit und der geistige Dreck aller Art, das sei etwas, das aus der Kultur heraussickere, wie all der Unrat von den Gerbereien im Mühlthal zum Bade heruntersickert!

Lärm und Unterbrechung.

STOCKMANN unbeirrt, lacht in seinem Eifer. Und doch kann dieser selbe „Volksbote“ predigen, daß die Masse und der Pöbel gehoben werden müßten, zu höheren Lebensbedingungen! Kreuzhimmeldonnerwetter noch mal, — wenn die Lehre des „Volksboten“ stichhielte, so wäre ja diese Hebung des Volkes gleichbedeutend damit, daß man es geraden Wegs ins Verderben hinabschleuderte! Aber glücklicherweise ist es nur eine alte überkommene Volkslüge, daß die Kultur demoralisiere. Nein, die Verdummung, die Armut, die Elendigkeit der Lebensverhältnisse, die sind es, die dieses Teufelswerk verrichten! In einem Hause, wo nicht täglich gelüftet und ausgefegt wird — Käte, mein Weib, behauptet, der

Fußboden müßte auch gescheuert werden, doch darüber läßt sich streiten; — na, — in einem solchen Hause, behaupte ich, verlieren die Menschen in zwei bis drei Jahren die Fähigkeit, moralisch zu denken und zu handeln. Der Mangel an Sauerstoff entkräftet das Gewissen. Und in sehr, sehr vielen Häusern unserer Stadt scheint der Sauerstoff recht knapp zu sein, wenn die ganze kompakte Majorität so gewissenlos sein kann, die Zukunft der Stadt auf einen Schlammboden von Lüge und Betrug zu gründen.

ASLAKSEN. Eine so grobe Beleidigung braucht sich eine ganze Bürgerschaft nicht bieten zu lassen.

EIN HERR. Ich stelle dem Herrn Präsidenten anheim, dem Redner das Wort zu entziehen.

EIFRIGE STIMMEN. Ja, ja! Sehr richtig! Entzieht ihm das Wort!

STOCKMANN aufbrausend. Dann schreie ich die Wahrheit an allen Straßenecken aus! Ich bringe es in auswärtige Zeitungen! Das ganze Land soll erfahren, wie hier die Dinge stehen!

HOVSTAD. Es scheint beinahe, daß der Herr Doktor den Zweck verfolgt, die Stadt zugrunde zu richten.

STOCKMANN. Jawohl, so liebe ich meine Vaterstadt, daß ich sie eher zugrunde richten als mitansehen möchte, wie sie auf einer Lüge gedeiht.

ASLAKSEN. Das ist stark!

Lärm und Pfeifen. Frau Stockmann hustet vergeblich. Der Doktor hört nicht mehr.

HOVSTAD ruft in den Lärm hinein: Der Mann muß ein Bürgerfeind sein, der den Untergang einer ganzen Gesellschaft wünschen kann.

STOCKMANN in zunehmender Leidenschaft. Es ist nichts daran gelegen, wenn eine lügenhafte Gesellschaft zugrunde geht! Vom Erdboden muß sie wegrasiert werden, sag' ich! Wie Raubwild müssen sie ausgerottet werden, alle, die in der Lüge leben! Ihr verpestet am Ende das ganze Land; Ihr bringt es dahin, daß das ganze Land den Untergang verdient. Und kommt es so weit, dann

sage ich aus voller, innerster Überzeugung: möge das ganze Land zugrunde gehen; möge das ganze Volk hier ausgerottet werden!

EIN MANN in der Menge. Das heißt, ganz wie ein Volksfeind reden!

BILLING. Das war, Gott verdamm' mich, des Volkes Stimme!

DIE GANZE VERSAMMLUNG brüllt. Ja, ja, ja! Er ist ein Volksfeind! Er haßt sein Land! Er haßt das ganze Volk!

ASLAKSEN. Ich bin sowohl als Staatsbürger wie als Mensch tief entrüstet über das, was ich hier habe hören müssen. Herr Doktor Stockmann hat sich in einer Weise entpuppt, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Ich muß mich leider dem Urteil anschließen, das eben von achtbaren Bürgern ausgesprochen worden ist; und ich halte dafür, daß wir diesem Urteil in einer Resolution Ausdruck geben. Ich schlage folgendes vor: „Die Versammlung erklärt, daß sie den Badearzt Doktor Thomas Stockmann für einen Volksfeind hält."

Stürmische Hurrarufe und Beifall. Ein großer Kreis bildet sich um Doktor Stockmann, und pfeift ihm ins Gesicht. Frau Stockmann und Petra sind aufgestanden. Ejlif und Morten prügeln sich mit den andern Schulknaben, die auch gepfiffen haben. Einige Erwachsene trennen sie.

STOCKMANN zu den Pfeifern. O, Toren, die Ihr seid, — ich sage Euch, —

ASLAKSEN läutet. Der Herr Doktor hat nicht mehr das Wort. Eine regelrechte Abstimmung muß stattfinden; doch um persönliche Gefühle zu schonen, soll es schriftlich und ohne Namen geschehen. Haben Sie weißes Papier, Herr Billing?

BILLING. Hier ist weißes und blaues Papier.

ASLAKSEN steigt herab. Sehr schön; auf diese Weise geht es rascher. Schneiden Sie's in Stücke —; so, ja. Zur Versammlung. Blau bedeutet „Nein"; weiß bedeutet

„Ja“. Ich werde selbst herumgehen und die Stimmen sammeln.

Der Stadtvogt verläßt den Saal. Aslaksen und einige andere Bürger gehen, die Papierschnitzel im Hut, in der Versammlung herum.

EIN HERR zu Hovstad. Was ist denn mit dem Doktor los, Sie? Was soll man eigentlich davon denken?

HOVSTAD. Sie wissen ja, wie unbesonnen er ist.

EIN ZWEITER HERR zu Billing. Hören Sie mal — Sie verkehren doch in dem Hause. Haben Sie etwa bemerkt, daß der Mann trinkt?

BILLING. Ich weiß nicht, Gott verdamm' mich, was ich sagen soll. Der Toddy steht immer auf dem Tisch, so oft man hinkommt.

EIN DRITTER HERR. Nein, ich glaube eher, er ist zuweilen nicht ganz richtig.

DER ERSTE HERR. Vielleicht ist der Irrsinn in seiner Familie erblich?

BILLING. Kann auch sein.

EIN VIERTER HERR. Ach was, nur pure Bosheit ist es — Rache für irgend etwas.

BILLING. Er hat allerdings neulich von Gehaltszulage gesprochen; aber die hat er nicht bekommen.

ALLE HERREN stimmen ein. Aha! Dann ist's ja leicht zu verstehen.

DER BETRUNKENE mitten in der Menge. Ich — ich will 'nen blauen haben! Und 'nen weißen will ich auch haben!

RUFE. Da ist der Betrunkene schon wieder! Hinaus, hinaus!

KIIL nähert sich dem Doktor. Na, Stockmann, sehen Sie nun, wohin solche schlechten Witze führen?

STOCKMANN. Ich habe meine Schuldigkeit getan.

KIIL. Was haben Sie da von den Gerbereien im Mühltal gesagt?

STOCKMANN. Sie haben es ja gehört; ich sagte, von da käme die ganze Jauche.

KIIL. Von m e i n e r Gerberei auch?

STOCKMANN. Leider; Ihre Gerberei ist die allerschlimmste.

KIIL. Wollen Sie d a s in die Zeitungen bringen?

STOCKMANN. Ich werde mit nichts hinter dem Berge halten.

KIIL. Das kann Sie teuer zu stehen kommen, Stockmann.

Ab.

EIN BELEIBTER HERR tritt zu Horster, ohne die Damen zu begrüßen. Na, Kapitän! So? Sie geben Ihr Haus an Volksfeinde?

HORSTER. Ich denke, ich kann mit meinem Eigentum machen, was ich will, Herr Vik.

DER HERR. Dann werden Sie wohl auch nichts dagegen haben, wenn ich es mit m e i n e m Eigentum ebenso mache?

HORSTER. Was meinen Sie damit, Herr Vik?

DER HERR. Morgen werden Sie von mir hören.

Kehrt ihm den Rücken und geht.

PETRA. Horster, war das nicht Ihr Reeder?

HORSTER. Jawohl, es war der Großkaufmann Vik.

ASLAKSEN, mit den Stimmzetteln in der Hand, steigt auf das Podium und läutet. Meine Herren, darf ich Sie mit dem Resultat bekannt machen? Mit allen Stimmen gegen eine —

EIN JÜNGERER HERR. Das ist die von dem Betrunkenen!

ASLAKSEN. Mit allen Stimmen gegen eine — die eines Bezechten — hat die Bürgerversammlung den Badearzt Doktor Thomas Stockmann für einen Volksfeind erklärt. Rufe und Beifallszeichen. Es lebe unser alter, ehrenwerter Bürgerstand. Erneute Beifallsrufe. Es lebe unser tüchtiger und tätiger Stadtvogt, der so loyal die Stimme des Blutes unterdrückt hat! Hochrufe. Die Versammlung ist geschlossen.

Er steigt herab.

BILLING. Ein Hoch dem Präsidenten!

DIE GANZE VERSAMMLUNG. Hoch Buchdrucker Aslaksen!

STOCKMANN. Meinen Hut und Paletot, Petra! Kapitän, haben Sie Platz für Passagiere nach der neuen Welt?

HORSTER. Für Sie und die Ihrigen ist immer noch Platz, Herr Doktor.

STOCKMANN, während Petra ihm in den Rock hilft. Gut. Komm, Käte! Kommt, Jungens! Nimmt den Arm seiner Frau.

FRAU STOCKMANN leise. Lieber Thomas, laß uns durch die Hintertür gehen.

STOCKMANN. Keine Hintertüren, Käte. Mit erhobener Stimme. Ihr sollt noch vom Volksfeind hören, ehe er den Staub von seinen Füßen schüttelt! Ich bin nicht so gottähnlich wie eine gewisse Person; ich sage nicht: „Ich vergebe Euch, denn Ihr wisset nicht, was Ihr tut".

ASLAKSEN ruft: Das ist ein gotteslästerlicher Vergleich, Herr Doktor Stockmann!

BILLING. Das ist, Gott verd — —. Es ist eine harte Sache für einen vernünftigen Menschen, so etwas mitanzuhören!

EINE GROBE STIMME. Und drohen tut er auch noch!

HETZENDE RUFE. Werft ihm die Fenster ein! Schmeißt ihn in den Fjord!

EIN MANN in der Menge. Ins Horn gestoßen, Evensen! Tute, tute!

Horntöne, Pfeifen und wildes Geschrei. Doktor Stockmann geht mit den Seinen dem Ausgang zu. Horster bahnt ihnen den Weg.

DIE GANZE VERSAMMLUNG heult den Fortgehenden nach. Volksfeind! Volksfeind! Volksfeind!

BILLING, indem er seine Notizen ordnet. Gott verdamm' mich! Heut möchte ich nicht bei Stockmanns Toddy trinken!

Die Versammlung strömt dem Ausgang zu; der Lärm pflanzt sich draußen fort; man hört von der Straße den Ruf: „Volksfeind! Volksfeind!"

FÜNFTER AKT

Doktor Stockmanns Arbeitszimmer. Bücherregale und Spinde mit verschiedenen Präparaten längs den Wänden. Im Hintergrunde ist der Ausgang zum Vorzimmer; im Vordergrunde links die Tür zum Wohnzimmer. Rechts an der Wand befinden sich zwei Fenster, an denen alle Scheiben zerschlagen sind. Mitten im Zimmer steht Stockmanns Schreibtisch; er ist mit Büchern und Papieren bedeckt. Das Zimmer ist in Unordnung. Vormittag.

Doktor Stockmann, in Schlafrock und Pantoffeln, und mit dem Hauskäppchen auf dem Kopf, steht gebückt und fährt mit einem Regenschirm unter einem der Spinde hin und her; schließlich holt er einen Stein darunter hervor.

STOCKMANN spricht durch die offene Tür des Wohnzimmers. Käte, ich habe noch einen gefunden.

FRAU STOCKMANN im Wohnzimmer. Ach, Du findest sicher noch ein ganzes Teil.

STOCKMANN legt den Stein zu einem Haufen anderer auf dem Tische. Diese Steine werde ich aufbewahren wie ein Heiligtum. Ejlif und Morten sollen sie täglich vor Augen haben, und wenn beide erwachsen sind, sollen sie sie von mir erben. Fährt mit dem Schirm unter ein Bücherregal. Ist sie — Donnerwetter, wie heißt sie denn gleich, das Frauenzimmer — ist sie noch nicht beim Glaser gewesen?

FRAU STOCKMANN tritt ein. Ja, aber er hat sagen lassen, er wüßte noch nicht, ob er heute kommen könnte.

STOCKMANN. Du sollst sehen, er traut sich nicht.

FRAU STOCKMANN. Ja, Randine meinte auch, der Nachbarn wegen traute er sich nicht. Spricht ins Wohnzimmer hinten: Was willst Du, Randine? Ach so. Geht hinein und kommt gleich zurück. Hier ist ein Brief für Dich, Thomas.

STOCKMANN. Laß sehen. Öffnet ihn und liest. Na also.

FRAU STOCKMANN. Von wem ist er?

STOCKMANN. Vom Hauswirt. Er kündigt uns.

FRAU STOCKMANN. Ist das wirklich wahr? Ein so anständiger Mann —

STOCKMANN sieht in den Brief. Er kann nicht anders, sagt er. Er täte es sehr ungern; aber er dürfte nicht anders — seiner Mitbürger wegen — mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung — ist abhängig — darf gewisse einflußreiche Männer nicht vor den Kopf stoßen —

FRAU STOCKMANN. Da siehst Du es nun, Thomas.

STOCKMANN. Ja, ja; ich sehe es; sie sind feige hier bei uns, einer wie der andere; kein Mensch getraut sich was vor lauter Rücksicht auf die anderen Leute. Schleudert den Brief auf den Tisch. Aber uns kann es ja gleich sein, Käte. Wir gehen jetzt nach der neuen Welt, und —

FRAU STOCKMANN. Ja, Thomas, hast Du Dir die Sache mit der Reise aber auch gut überlegt?

STOCKMANN. Soll ich am Ende hier bleiben, wo man mich als einen Volksfeind an den Pranger gegestellt, mich gebrandmarkt, mir die Fenster eingeschmissen hat! Und sieh mal, Käte, meine schwarzen Hosen haben sie mir auch in Fetzen gerissen.

FRAU STOCKMANN. Ach Gott! Und noch dazu die besten, die Du hast!

STOCKMANN. Man sollte nie seine besten Hosen anziehen, wenn man hingeht und für Freiheit und Wahrheit ficht. Um die Hosen, weißt Du, schere ich mich ja nicht weiter; denn die kannst Du mir ja immer wieder zusammenflicken. Aber daß der Mob, der Pöbel es wagt, mir zu Leibe zu gehen, als ob sie meinesgleichen wären, — siehst Du, das kann ich nun und nimmermehr verwinden.

FRAU STOCKMANN. Ja, Thomas, die Leute haben sich schrecklich roh gegen Dich benommen; aber müssen wir deshalb denn gleich außer Landes gehen?

STOCKMANN. Glaubst Du etwa, die Plebejer in andern Städten sind nicht ebenso unverfroren wie hier? Ach ja, Du! Das ist Jacke wie Hose. Na, laß nur. Die Köter sollen kläffen; das ist das Schlimmste nicht;

das schlimmste ist, daß die Menschen im ganzen Land, einer wie der andere, Parteisklaven sind. Nicht, daß es im freien Westen vielleicht besser wäre, — da grassiert die kompakte Majorität und die liberale öffentliche Meinung und der ganze andere Teufelskram ja auch. Aber da sind die Verhältnisse großartiger, siehst Du; sie können einen totschlagen, aber sie martern einen nicht langsam; sie spannen eine freie Seele nicht auf die Folterbank wie hier zu Lande. Und im Notfall kann man ja den Dingen aus dem Wege gehen. Spaziert durchs Zimmer. Wenn ich nur wüßte, wo man einen Urwald oder eine kleine Südseeinsel um billigen Preis haben könnte —

FRAU STOCKMANN. Ja, und die Jungen, Thomas?

STOCKMANN bleibt stehen. Du bist aber komisch, Käte! Möchtest Du lieber, daß die Jungen in einer solchen Gesellschaft wie hier aufwachsen? Du hast ja selbst gestern abend gesagt, die Hälfte der Bevölkerung ist wahnsinnig; und wenn die andere Hälfte den Verstand nicht verloren hat, so ist der Grund der, daß es Schafsköpfe sind, die überhaupt keinen Verstand zu verlieren haben.

FRAU STOCKMANN. Ja, bester Thomas, Du bist aber auch so unvorsichtig in Deinen Reden!

STOCKMANN. Na — ist es vielleicht nicht wahr, was ich sage? Stellen sie nicht alle Begriffe auf den Kopf? Werfen sie nicht Recht und Unrecht in einen Topf? Nennen sie nicht alles Lüge, was mir Wahrheit ist? Das Allertollste aber ist, daß hier erwachsene liberale Menschen haufenweise umherlaufen, die sich und andern einreden, sie wären freisinnig! Hast Du schon so etwas gehört, Käte!

FRAU STOCKMANN. Ja, ja, — freilich ist das toll, aber —

Petra kommt aus dem Wohnzimmer.

FRAU STOCKMANN. Jetzt kommst Du schon aus der Schule?

PETRA. Ja; mir ist gekündigt worden.

FRAU STOCKMANN. Gekündigt!?

STOCKMANN. Dir auch!

PETRA. Frau Busk hat mir gekündigt, und da hielt ich es für besser, auf der Stelle zu gehen.

STOCKMANN. Da hast Du wahrhaftig recht getan!

FRAU STOCKMANN. Wer hätte auch denken können, daß Frau Busk ein so schlechter Mensch wäre!

PETRA. Ach, Mutter, Frau Busk ist wirklich nicht schlecht; ich habe deutlich gesehen, wie leid es ihr tat. Sie dürfte aber nicht anders, sagte sie; und da kündigte sie mir.

STOCKMANN reibt sich lachend die Hände. Auch s i e durfte nicht! O, es ist göttlich!

FRAU STOCKMANN. Ach nein, nach dem häßlichen Spektakel von gestern —

PETRA. D a s war es nicht allein. Nun paß mal auf, Vater!

STOCKMANN. Na?

PETRA. Frau Busk zeigte mir nicht weniger als drei Briefe, die sie heute früh bekommen hatte —

STOCKMANN. Ohne Namen natürlich?

PETRA. Ja.

STOCKMANN. Ja, mit ihrem Namen wagen sie nicht einzutreten, Käte!

PETRA. Und in zweien stand, ein Herr, der hier im Hause verkehrt, hätte gestern abend im Klub erzählt, ich hätte über verschiedene Dinge so unerhört freie Ansichten —

STOCKMANN. Und das hast Du hoffentlich nicht geleugnet?

PETRA. Nein, das kannst Du Dir doch denken. Frau Busk selbst hat recht freie Ansichten, wenn wir unter vier Augen sind; da dies nun aber über mich bekannt geworden ist, so durfte sie mich nicht behalten.

FRAU STOCKMANN. Man soll denken, — einer,

der hier im Hause verkehrt! Da siehst Du nun, was Du für Deine Gastfreundschaft hast, Thomas.

STOCKMANN. In solcher Schweinerei wollen wir nicht länger leben. Pack' so schnell wie möglich ein, Käte; wir wollen fort, je eher je lieber.

FRAU STOCKMANN. Seid still, — ich glaube, auf dem Flur draußen ist wer. Sieh mal nach, Petra.

PETRA öffnet die Tür. Ah, Sie sind's, Herr Kapitän? Bitte treten Sie näher.

HORSTER kommt aus dem Vorzimmer. Guten Tag. Ja, ich wollte doch mal her und sehen, wie es hier geht.

STOCKMANN schüttelt ihm die Hand. Danke sehr; das ist sehr nett von Ihnen.

FRAU STOCKMANN. Und vielen Dank, daß Sie uns durchgeholfen haben, Herr Kapitän.

PETRA. Aber wie sind Sie denn wieder nach Hause gekommen?

HORSTER. O, es ging schon; ich bin ja einigermaßen kräftig; und die Leute sind doch größtenteils nur Maulhelden.

STOCKMANN. Ja, Sie, diese hundsgemeine Feigheit, — ist das nicht merkwürdig? Kommen Sie mal, ich will Ihnen etwas zeigen. Sehen Sie, da liegen die Steine, die sie uns in die Stube geschmissen haben. Sehen Sie sich die nur mal an! Es sind wahrhaftig in dem ganzen Haufen nicht mehr als zwei ordentliche feste Feldsteine; der Rest ist nur Klopfstein — lauter kleines Zeug. Und doch haben sie da draußen gestanden und krakehlt und geschworen, sie würden mir den Garaus machen; aber handeln — handeln —, nein, so etwas gibt es hier so gut wie gar nicht!

HORSTER. Das war diesmal auch wohl für Sie das beste, Herr Doktor.

STOCKMANN. Ja doch. Aber ärgerlich ist es trotzdem: denn kommt es einmal zu einem ernsten, fürs Land wichtigen Zusammenstoß, dann werden Sie sehen, Kapitän, daß die öffentliche Meinung die Beine unter die Arme nimmt, und daß die kompakte Ma-

jorität sich aus dem Staube macht — wie ein Rudel Säue, die waldeinwärts rennen. Der Gedanke daran ist eben das Traurige; es tut mir im Herzen weh —. Na, aber, zum Henker, das ist ja doch eigentlich nur dummes Zeug. Haben die Leute mich mal für einen Volksfeind erklärt, so will ich auch einer sein.

FRAU STOCKMANN. Das wirst Du doch nie und nimmer werden, Thomas.

STOCKMANN. Das solltest Du nicht mit dieser Zuversicht sagen, Käte. Ein garstiges Wort kann wirken wie ein Stecknadelstich in der Lunge. Und dies verdammte Wort —; ich kann es nicht los werden; es hat sich festgesetzt hier unter der Herzgrube, da liegt es und bohrt und zieht wie saure Säfte. Und dagegen hilft kein Magnesia.

PETRA. Pah, Vater, Du solltest Ihrer nur lachen.

HORSTER. Die Leute werden schon noch auf andere Gedanken kommen, Herr Doktor.

FRAU STOCKMANN. Ja, Thomas, das ist so gewiß, wie Du hier stehst.

STOCKMANN. Ja, vielleicht wenn es zu spät ist. Aber das geschieht ihnen schon recht! Dann können sie hier in ihrem Unrat waten und Gewissensbisse haben, daß sie einen Patrioten in die Verbannung getrieben haben. — Wann geht die Reise, Kapitän?

HORSTER. Hm, — darüber wollte ich eigentlich mit Ihnen reden —

STOCKMANN. Ist etwa mit dem Schiff was los?

HORSTER. Nein; aber es wird wohl so sein, daß ich nicht mitgehe.

PETRA. Ihnen ist doch nicht gekündigt?

HORSTER lächelt. Ja, allerdings.

PETRA. Ihnen auch.

FRAU STOCKMANN. Da siehst Du es nun, Thomas.

STOCKMANN. Und das um der Wahrheit willen! Ach! Ich hätte es mir auch denken können —

HORSTER. Nehmen Sie sich es weiter nicht zu

Herzen; ich finde schon eine Stelle bei irgend einer auswärtigen Reederei.

STOCKMANN. Und noch dazu dieser Vik, — ein vermögender Mann, und durchaus unabhängig —! Pfui Teufel!

HORSTER. Er ist sonst ganz rechtschaffen; und er sagt selbst, er hätte mich gern behalten, wenn er nur dürfte —

STOCKMANN. Aber er darf nicht? Versteht sich!

HORSTER. Es wäre nicht so einfach, sagte er, wenn man einer Partei angehört —

STOCKMANN. Da hat er ein wahres Wort gesprochen, der Ehrenmann! Eine Partei, die ist wie eine Fleischhackmaschine; darin werden alle Köpfe zu einem Brei zerrieben; und deshalb sind sie auch alle Schwachköpfe und Flachköpfe, einer wie der andere.

FRAU STOCKMANN. Nein, aber Thomas —!

PETRA zu Horster. Hätten Sie uns nicht nach Hause gebracht, dann wäre es am Ende nicht so weit gekommen.

HORSTER. Ich bereue es nicht.

PETRA reicht ihm die Hand. Ich danke Ihnen!

HORSTER zum Doktor. Und was ich noch sagen wollte: wenn Sie durchaus weg wollen, so weiß ich einen anderen Ausweg —

STOCKMANN. Sehr schön; wenn wir nur wegkommen —

FRAU STOCKMANN. Pst! Hat es nicht geklopft?

PETRA. Das ist gewiß der Onkel.

STOCKMANN Aha! Ruft: Herein!

FRAU STOCKMANN. Bester Thomas, Du mußt mir aber versprechen —

Stadtvogt Stockmann kommt aus dem Vorzimmer.

STADTVOGT in der Tür. O, Du bist beschäftigt. Dann will ich lieber —

STOCKMANN. Nein, nein, — komm nur herein.

STADTVOGT. Aber ich hätte gern unter vier Augen mit Dir gesprochen.

FRAU STOCKMANN. Wir gehen so lange ins Wohnzimmer.

HORSTER. Und ich will später wiederkommen.

STOCKMANN. Nein, — gehen Sie nur mit hinein, Horster; ich muß Näheres wissen —

HORSTER. Gut, dann warte ich.

Geht mit Frau Stockmann und Petra ins Wohnzimmer.

STADTVOGT sagt nichts, blickt aber verstohlen nach den Fenstern.

STOCKMANN. Du findest es gewiß heut hier ein bißchen luftig. Bedeck' Dich nur.

STADTVOGT. Wenn Du erlaubst. Tut es. Ich glaube, ich habe mich gestern erkältet; mich fror —

STOCKMANN. So? Wahrhaftig, mir kam es warm genug vor.

STADTVOGT. Ich bedauere, daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese nächtlichen Exzesse zu verhüten.

STOCKMANN. Ist das alles, was Du mir zu sagen hast?

STADTVOGT zieht einen großen Brief hervor. Dies Dokument habe ich Dir von der Badeleitung zu übermitteln.

STOCKMANN. Ist mir gekündigt?

STADTVOGT. Ja, mit dem heutigen Datum. Legt den Brief auf den Tisch. Es tut uns leid; aber — offen gesagt — wir durften nicht anders der öffentlichen Meinung wegen.

STOCKMANN lächelt. Ihr durftet nicht? Das Wort habe ich heut schon einmal gehört.

STADTVOGT. Bitte, mach' Dir Deine Lage klar. Du darfst in Zukunft auf keinerlei Praxis hier in der Stadt rechnen.

STOCKMANN. Der Teufel hole die ganze Praxis! Aber woher weißt Du das so genau?

STADTVOGT. Der Verein der Hausbesitzer läßt eine Liste herumgehen von Haus zu Haus. Alle rechtschaffenen Bürger werden aufgefordert, Dich nicht zu

nehmen; und ich möchte darauf schwören, auch nicht e i n Hausvater wird wagen, seine Unterschrift zu verweigern; man d a r f es ganz einfach nicht.

STOCKMANN. Ja, ja, daran zweifle ich gar nicht. Aber was weiter?

STADTVOGT. Wenn ich Dir einen Rat geben darf, so wäre es der: zieh für einige Zeit aus der Stadt —

STOCKMANN. Ja, ich habe nachgerade auch daran gedacht, aus der Stadt zu ziehen.

STADTVOGT. Schön. Und wenn Du dann etwa ein halbes Jahr zum Nachdenken Zeit gehabt hast und Dich nach reiflicher Überlegung dazu verstehen könntest, mit ein paar bedauernden Worten Deinen Irrtum zu bekennen, so —

STOCKMANN. So könnte ich vielleicht meinen Posten wiederbekommen, meinst Du?

STADTVOGT. Vielleicht; das ist nicht ganz ausgeschlossen.

STOCKMANN. Ja, aber die öffentliche Meinung? Ihr dürft ja nicht der öffentlichen Meinung wegen.

STADTVOGT. Die öffentliche Meinung ist ein überaus variables Ding. Und aufrichtig gesprochen, es ist uns von besonderer Wichtigkeit, ein solches Zugeständnis von Deiner Hand zu bekommen.

STOCKMANN. Ja, das könnte Euch so schmecken! Aber Donnerwetter ja, Du hast wohl vergessen, was ich Dir schon einmal über solche Pfiffe und Kniffe gesagt habe!

STADTVOGT. Damals war Deine Position noch favorabler; damals konntest Du voraussetzen, Du hättest die ganze Stadt im Rücken —

STOCKMANN. Ja, und jetzt kriege ich zu fühlen, daß ich die ganze Stadt auf dem Halse habe —. Braust auf. Und hätte ich den Teufel selbst und seine Großmutter auf dem Halse —! Nimmermehr, — nimmermehr, sage ich!

STADTVOGT. Ein Familienvater darf nicht so handeln, wie Du es tust. Das darfst Du nicht, Thomas.

STOCKMANN. Ich darf nicht? Es gibt nur eins auf der Welt, was ein freier Mann nicht darf; und weißt Du, was das ist?

STADTVOGT. Nein.

STOCKMANN. Natürlich. Aber i c h will es Dir sagen. Ein freier Mann darf sich nicht wie ein Lump besudeln; er darf sich nicht so benehmen, daß er sich selbst ins Gesicht spucken müßte!

STADTVOGT. Das klingt ja außerordentlich plausibel; und wenn keine andere Erklärung für Deine Halsstarrigkeit vorläge —; aber die gibt es schon —

STOCKMANN. Was meinst Du damit?

STADTVOGT. Das weißt Du ganz gut. Aber als Dein Bruder und als besonnener Mann rate ich Dir, nicht allzufest auf Hoffnungen und Aussichten zu bauen, die nur zu leicht fehlschlagen könnten.

STOCKMANN. Wo zum Henker willst Du damit hinaus?

STADTVOGT. Willst Du mir wirklich einreden, Du wärest in Unkenntnis über die letztwilligen Verfügungen, die der Gerbermeister Kiil getroffen hat?

STOCKMANN. Ich weiß, daß das bißchen, was er hat, an eine Stiftung für alte bedürftige Handwerker fällt. Aber was geht das mich an?

STADTVOGT. Erstens handelt sich es hier nicht um ein bißchen. Kiil ist ein ziemlich vermögender Mann.

STOCKMANN. Davon hatte ich ja keine Ahnung—!

STADTVOGT. Hm — wirklich nicht? Du hast also auch keine Ahnung davon, daß ein nicht unbedeutender Teil seines Vermögens Deinen Kindern zufallen soll, und zwar so, daß Du mit Deiner Frau den Nießbrauch auf Lebenszeit hast? Hat er Dir das nicht gesagt?

STOCKMANN. Nein, bei Gott nicht! Im Gegenteil; er hat stets und ständig gewettert, daß er so wahnsinnig hoch besteuert wäre. Aber weißt Du denn das auch ganz gewiß, Peter?

STADTVOGT. Ich weiß es aus ganz sicherer Quelle.

STOCKMANN. Aber, du himmlischer Vater, dann ist Käte ja sichergestellt, — und die Kinder auch! Das muß ich ihr doch gleich sagen — ruft: Käte, Käte!

STADTVOGT hält ihn zurück. Pst! Noch kein Wort davon!

FRAU STOCKMANN öffnet die Tür. Was ist denn los?

STOCKMANN. Ach nichts; geh nur wieder hinein.

Frau Stockmann schließt die Tür wieder.

STOCKMANN geht im Zimmer umher. Sichergestellt! Denk nur, — sie sind alle sichergestellt! Und auf Lebenszeit! Es ist doch ein himmlisches Gefühl, sich sichergestellt zu wissen.

STADTVOGT. Aber das bist Du eben nicht. Der alte Kiil kann jeden Tag und jede Stunde sein Testament annullieren, wenn er will.

STOCKMANN. Aber das tut er nicht, mein guter Peter. Dazu ist der Dachs viel zu fidel darüber, daß ich Dich und Deine wohlweisen Freunde angepackt habe.

STADTVOGT stutzt und sieht ihn forschend an. Aha, das wirft ein Licht auf manches.

STOCKMANN. Was denn?

STADTVOGT. Die ganze Geschichte ist also ein kombiniertes Manöver gewesen. Die gewaltsamen, rücksichtslosen Attentate, die Du — im Namen der Wahrheit — an den Spitzen der Stadt verübt hast —

STOCKMANN. Was ist damit? Was ist damit?

STADTVOGT. Die waren also nur eine verabredete Revanche für das Testament des alten rachsüchtigen Morten Kiil?

STOCKMANN beinahe sprachlos. Peter — Du bist doch der gemeinste Plebejer, der mir je im Leben vorgekommen ist.

STADTVOGT. Wir sind miteinander fertig. Deine Entlassung ist unwiderruflich; — denn jetzt haben wir eine Waffe gegen Dich. Ab.

STOCKMANN. Pfui, pfui, pfui! Ruft. Käte! Der Fußboden soll gescheuert werden da, wo er gestanden hat! Sie soll mit einem Zuber hereinkommen, die, — na Donnerwetter, wie heißt sie denn — die mit der rußigen Nase —

FRAU STOCKMANN im Wohnzimmer. Still — still doch, Thomas!

PETRA ebenfalls in der Tür. Der Großvater ist da und fragt, ob er Dich allein sprechen kann, Vater.

STOCKMANN. Ja, gewiß kann er das. An der Tür. Kommen Sie herein, Schwiegervater.

Morten Kiil tritt ein. Der Doktor schließt die Tür hinter ihm.

STOCKMANN. Na, was gibt's denn? Setzen Sie sich.

KIIL. Stehe lieber. Sieht umher. Bei Ihnen sieht es heut hübsch aus, Stockmann.

STOCKMANN. Ja, nicht wahr?

KIIL. Recht hübsch sieht es hier aus, und frische Luft haben Sie auch; heut haben Sie wohl genug von dem sauren Stoff, von dem Sie gestern gefaselt haben. Kann mir denken, heut müssen Sie ein großartig gutes Gewissen haben.

STOCKMANN. Habe ich auch.

KIIL. Kann ich mir denken. Klopft sich auf die Brust. Aber wissen Sie auch, was ich hier habe?

STOCKMANN. Doch wohl auch ein gutes Gewissen, hoffe ich.

KIIL. I! Was viel Besseres!

Er holt eine dicke Brieftasche hervor, öffnet sie und zeigt einen Stoß Papiere.

STOCKMANN sieht ihn verwundert an. Badeaktien?

KIIL. Waren heute leicht zu kriegen.

STOCKMANN. Und Sie haben aufgekauft —?

KIIL. Für alles Geld, was ich hatte.

STOCKMANN. Aber, lieber Schwiegervater, — jetzt bei der verzweifelten Lage des Bades —!

KIIL. Wenn Sie sich benehmen wie ein vernünftiger Mensch, so wird das Bad schon wieder in die Höhe kommen.

STOCKMANN. Sie sehen ja selbst, ich tue, was ich kann, aber —. Die Leute hier sind ja verrückt!

KIIL. Sie haben gestern gesagt, die schlimmste Jauche käme aus meiner Gerberei. Aber wenn d a s wahr ist, so hätten ja vor mir mein Großvater und mein Vater und dann ich selbst undenkliche Jahre hindurch die Stadt verjaucht wie drei Würgengel. Glauben Sie, ich lasse die Schande auf mir sitzen?

STOCKMANN. Das werden Sie wohl müssen, — leider.

KIIL. Nein, danke sehr. Mir ist mein guter Ruf und Name was wert. Die Leute nennen mich den „Dachs", habe ich sagen hören. Ein Dachs, das ist ja so eine Art Schmutzferkel; aber darin sollen sie denn doch nicht recht behalten. Ich will leben und sterben als reinlicher Mensch.

STOCKMANN. Und wie wollen Sie das anfangen?

KIIL. S i e sollen mich rein waschen, Stockmann.

STOCKMANN. Ich!

KIIL. Wissen Sie, was das für Geld ist, womit ich diese Aktien gekauft habe? Nein, das können Sie nicht wissen; aber ich will es Ihnen jetzt sagen. Das Geld, das Käte und Petra und die Jungen einmal kriegen sollen nach meinem Tode. Denn, sehen Sie, ich habe mir doch ein bißchen was auf die Seite gelegt.

STOCKMANN braust auf. Und dann gehen Sie hin und machen so was mit Kätes Geld!

KIIL. Jawohl, das ganze Geld steht jetzt auf dem Bade. Und nun will ich doch einmal sehen, ob Sie wirklich so wahnsinnig — so heillos toll sind, Stockmann. Wenn Sie jetzt noch weiter Tiere und ähnliches Dreckzeugs aus meiner Gerberei herauskommen lassen, so ist es akkurat dasselbe, als ob Sie breite Riemen schnitten aus Kätes und Petras und der Kinder Haut. Aber d a s tut kein anständiger Familienvater, — wenn er nicht verrückt ist.

STOCKMANN geht auf und ab. Ich bin doch aber verrückt, ich b i n verrückt!

KIIL. Sie werden doch wohl Ihr letztes bißchen Verstand noch zusammennehmen können, wenn es sich um Weib und Kind handelt.

STOCKMANN bleibt vor ihm stehen. Weshalb konnten Sie es mir denn nicht sagen, ehe Sie den Kram da aufkauften?

KIIL. Das ist nun mal geschehen; daran ist nicht mehr zu tippen.

STOCKMANN geht unruhig umher. Wenn ich meiner Sache nur nicht so sicher wäre —! Aber ich bin im Innersten so überzeugt davon, daß ich recht habe.

KIIL wägt die Brieftasche in der Hand. Wenn Sie nicht von Ihrer Verrücktheit ablassen, dann ist das da nicht mehr viel wert. Steckt die Brieftasche ein.

STOCKMANN. Aber Donnerwetter, die Wissenschaft, sollte ich meinen, müßte doch wohl Verhütungsmittel ausfindig machen können; irgend ein Präservativ —

KIIL. Womit man die Tiere tötet, meinen Sie?

STOCKMANN. Ja, oder sie unschädlich macht.

KIIL. Könnten Sie es nicht mal mit Rattengift probieren?

STOCKMANN. Ach Unsinn, Unsinn! — Aber alle Leute sagen ja, es wäre nur ein Hirngespinst! Kann es denn nicht ein Hirngespinst sein! Mögen sie ihren Willen haben! Die unwissenden, engherzigen Hunde — haben sie mich nicht einen Volksfeind gescholten; — und mir die Kleider vom Leibe zu reißen, dazu waren sie auch bereit!

KIIL. Und die Masse Scheiben, die sie Ihnen eingeschmissen haben!

STOCKMANN. Ja, und jetzt wieder diese Sache mit den Pflichten gegen die Familie! Darüber muß ich mit Käte reden; in solchen Sachen kennt sie sich aus.

KIIL. Das ist famos; hören Sie nur auf den Rat einer vernünftigen Frau.

STOCKMANN fährt auf ihn los. Daß Sie auch so etwas Dummes machen konnten! Kätens Geld aufs

Spiel zu setzen; mich in diese schauderhaft peinliche Lage zu bringen! Wenn ich Sie ansehe, so ist mir, als sähe ich den leibhaftigen Gottseibeiuns —!

KIIL. Dann ist es wohl besser, ich gehe. Aber bis zwei Uhr will ich Ihre Antwort haben. Ja oder nein. Lautet sie nein, so gehen die Aktien an die Stiftung, — und zwar noch heutigen Tages.

STOCKMANN. Und was bekommt dann Käte?

KIIL. Nicht so viel!

Die Vorzimmertür wird geöffnet. Draußen sieht man Hovstad und Aslaksen.

KIIL. Seh mal einer die beiden da!

STOCKMANN starrt sie an. Was? Sie wagen es noch, meine Schwelle zu betreten!

HOVSTAD. Jawohl, wir sind so frei.

ASLAKSEN. Wir haben mit Ihnen zu reden, sehen Sie.

KIIL flüstert: Ja oder nein — bis zwei Uhr.

ASLAKSEN wechselt mit Hovstad einen Blick. Aha!

Kiil ab.

STOCKMANN. Na also, was wollen Sie von mir? Machen Sie es kurz.

HOVSTAD. Ich begreife wohl, daß Sie wegen unserer Haltung gestern auf der Versammlung etwas gegen uns haben —

STOCKMANN. Und das nennen Sie Haltung? Eine schöne Haltung, das! Ich nenne es haltungslos, altweiberhaft —. Pfui Teufel!

HOVSTAD. Nennen Sie es, wie Sie wollen; aber wir konnten nicht anders.

STOCKMANN. Sie durften wohl nicht? Ist's nicht so?

HOVSTAD. Wenn Sie wollen, — ja.

ASLAKSEN. Aber warum ließen Sie denn nicht vorher ein Wörtchen fallen? Hätten Sie doch Herrn Hovstad oder mir nur einen kleinen Wink gegeben.

STOCKMANN. Einen Wink? Weswegen?

ASLAKSEN. Wegen dessen, was dahinter steckt.

STOCKMANN. Ich verstehe Sie ganz und gar nicht.

ASLAKSEN nickt vertraulich. Ach, Herr Doktor, Sie verstehen uns schon.

HOVSTAD. Jetzt läßt sich damit doch nicht länger hinter dem Berge halten.

STOCKMANN sieht beide abwechselnd an. Ja, aber Himmelkreuzdonnerwetter —

ASLAKSEN. Darf ich fragen, — geht Ihr Schwiegervater nicht in der Stadt herum und kauft alle Badeaktien auf?

STOCKMANN. Ja, er war heut aus und hat Badeaktien gekauft; aber —?

ASLAKSEN. Es wäre klüger gewesen, Sie hätten einen anderen damit betraut, — einen, der Ihnen nicht so nahe steht.

HOVSTAD. Und dann hätten Sie nicht unter Ihrem Namen auftreten sollen. Es brauchte ja keiner zu wissen, daß der Angriff auf das Bad von Ihnen ausging. Sie hätten mich zu Rate ziehen sollen, Herr Doktor.

STOCKMANN blickt vor sich hin; ein Licht scheint ihm aufzugehen und er sagt wie aus den Wolken gefallen: Ist so etwas denkbar? Ist so etwas möglich?

ASLAKSEN lächelt. Es zeigt sich ja, daß es möglich ist. Aber sehen Sie, es hätte feiner gemacht werden müssen.

HOVSTAD. Und dann hätten auch mehrere mit dabei sein müssen; denn die Verantwortlichkeit für den einzelnen wird ja immer geringer, wenn er noch andere mit dabei hat.

STOCKMANN gefaßt. Kurz und gut, meine Herren, was wollen Sie?

ASLAKSEN. Herr Hovstad wird das am besten —

HOVSTAD. Nein, sagen Sie es, Aslaksen.

ASLAKSEN. Na, also, die Sache ist d i e: da wir wissen, wie die ganze Geschichte zusammenhängt, so glauben wir, daß wir Ihnen den „Volksboten“ zur Verfügung stellen dürfen.

STOCKMANN. J e t z t dürfen Sie? Aber die

öffentliche Meinung? Fürchten Sie nicht, daß sich ein Sturm gegen uns erheben wird?

HOVSTAD. Wir werden ihn vor Anker aushalten, den Sturm.

ASLAKSEN. Und dann, Herr Doktor, müssen Sie zusehen, daß Sie rasch beim Lavieren sind. Sobald Ihr Angriff seine Wirkung getan hat —

STOCKMANN. Sobald mein Schwiegervater und ich die Aktien zu niedrigerem Preise in Händen haben, meinen Sie —?

HOVSTAD. Sie suchen ja doch wohl hauptsächlich aus wissenschaftlichen Rücksichten die Leitung des Bades in die Hand zu bekommen.

STOCKMANN. Versteht sich; und aus wissenschaftlichen Rücksichten suchte ich den alten Dachs zum Mittun zu bewegen. Jetzt flicken wir die Wasserleitung ein bißchen aus und buddeln ein bißchen am Strand, ohne daß es die Stadtkasse einen Groschen kostet. Meinen Sie nicht, daß es geht? Was?

HOVSTAD. Ich denke: ja — wenn Sie den „Volksboten" auf Ihrer Seite haben.

ASLAKSEN. In einem freien Gemeinwesen ist die Presse eine Macht, Herr Doktor.

STOCKMANN. Jawohl; und die öffentliche Meinung auch; und Sie, Herr Aslaksen, Sie nehmen wohl den Verein der Hausbesitzer auf Ihr Gewissen?

ASLAKSEN. I freilich, und den Mäßigkeitsverein auch. Da können Sie ganz ruhig sein.

STOCKMANN. Aber, meine Herren —; ja, ich schäme mich der Frage, aber — die Gegenleistung —?

HOVSTAD. Am liebsten möchten wir Sie ja ohne Entgelt unterstützen, das können Sie sich wohl denken. Aber der „Volksbote" steht auf schwachen Füßen; er will nicht recht vorwärts; und das Blatt eingehen zu lassen, jetzt, wo es in der hohen Politik hier so viel zu tun gibt, — das möchte ich furchtbar ungern.

STOCKMANN. Versteht sich; einem Volksfreund, wie Sie einer sind, muß das ja riesig schwerfallen. Braust

auf. Aber ich, ich bin ein Volksfeind! Rennt im Zimmer umher. Wo habe ich nur meinen Stock? Zum Donnerwetter, wo habe ich meinen Stock?

HOVSTAD. Was soll das heißen?

ASLAKSEN. Sie wollen doch wohl nicht —?

STOCKMANN hält inne. Und wenn ich Ihnen nun von meinen Aktien nicht einen Pfennig gäbe? Der Groschen sitzt nicht lose bei uns reichen Leuten, das dürfen Sie nicht vergessen.

HOVSTAD. Und Sie dürfen nicht vergessen, daß die Geschichte mit den Aktien sich auf zwei Arten darstellen läßt.

STOCKMANN. Ja, darauf verstehen Sie sich allerdings; wenn ich dem „Volksboten" nicht zu Hilfe komme, so erscheint Ihnen die Sache sicherlich in einem üblen Lichte; dann machen Sie Jagd auf mich, denke ich mir, — setzen mir nach, — suchen mich zu erwürgen, wie der Hund den Hasen erwürgt!

HOVSTAD. Das ist Naturgesetz; jedes Tier sucht seines Leibes Nahrung.

ASLAKSEN. Schauen Sie, man nimmt sein Futter, wo man es findet.

STOCKMANN. So sucht Euch was im Rinnstein draußen! Fährt im Zimmer umher. Denn Schockschwerenot, jetzt soll es sich zeigen, wer von uns dreien das stärkste Tier ist. Ergreift den Regenschirm und schwingt ihn. Hei! Seht mal da —!

HOVSTAD. Sie wollen sich doch nicht an uns vergreifen!

ASLAKSEN. Nehmen Sie sich in acht mit dem Regenschirm!

STOCKMANN. Durchs Fenster mit Ihnen, Herr Hovstad!

HOVSTAD an der Vorzimmertür. Sind Sie denn ganz toll!

STOCKMANN. Durchs Fenster, Herr Aslaksen! Hinaus, sage ich! Und so schnell wie möglich.

ASLAKSEN läuft um den Schreibtisch herum. Alles mit

Maß, Herr Doktor; ich bin ein schwächlicher Mensch; ich vertrage so wenig — schreit: Hilfe, Hilfe!

Frau Stockmann, Petra und Horster aus dem Wohnzimmer.

FRAU STOCKMANN. Aber um Gottes willen, Thomas, was ist denn hier los?

STOCKMANN schwingt den Regenschirm. Hinaus, sage ich! In den Rinnstein!

HOVSTAD. Überfall eines Wehrlosen! Sie sind mein Zeuge, Herr Kapitän. Eilt hinaus durchs Vorzimmer.

ASLAKSEN ratlos. Wüßte man nur mit den lokalen Verhältnissen Bescheid —

Schleicht durch das Wohnzimmer hinaus.

FRAU STOCKMANN hält ihren Mann fest. Aber so beherrsche Dich doch, Thomas!

STOCKMANN wirft den Regenschirm weg. Donnerwetter, nun sind sie mir doch entwischt!

FRAU STOCKMANN. Aber was wollten sie denn von Dir?

STOCKMANN. Das sollst Du später erfahren; jetzt habe ich an anderes zu denken. Geht zum Tisch und beschreibt eine Visitenkarte. Sieh mal, Käte, was steht da?

FRAU STOCKMANN. Drei große „Nein". Was heißt das?

STOCKMANN. Auch das sollst Du später erfahren. Reicht Petra die Karte hin. Da, Petra; schick' den Schmutzfink damit so schnell wie möglich zum Dachs. Rasch doch!

Petra mit der Karte durch das Vorzimmer ab.

STOCKMANN. Wenn ich heute nicht von allen Sendboten der Hölle heimgesucht worden bin, dann weiß ich's nicht! Aber jetzt werde ich auch meine Feder gegen sie spitzen, daß sie wird wie eine Ahle; ich will sie in Gift und Galle tauchen, ich werde ihnen mein Tintenfaß direkt an den Schädel werfen!

FRAU STOCKMANN. Ja, aber wir ziehen doch weg, Thomas.

Petra kommt zurück.

STOCKMANN. Na?

PETRA. Ist besorgt.

STOCKMANN. Gut. — Wegziehen, sagst Du? Nein, Schockschwerenot, das tun wir nicht; wir bleiben, wo wir sind, Käte!

PETRA. Bleiben!

FRAU STOCKMANN. Hier in der Stadt?

STOCKMANN. Ja, hier und nirgendwo anders; hier ist die Walstatt; hier wird die Schlacht geschlagen; hier will ich siegen! Wenn nur erst meine Hosen wieder ganz sind, dann gehe ich aus und suche eine Wohnung; zum Winter müssen wir doch einen Unterschlupf haben.

HORSTER. Den finden Sie bei mir.

STOCKMANN. Wahrhaftig?

HORSTER. Ganz gewiß; ich habe Platz genug, und dann bin ich ja doch auch fast nie zu Hause.

FRAU STOCKMANN. Ach, wie freundlich das von Ihnen ist, Herr Horster.

PETRA. Haben Sie Dank!

STOCKMANN schüttelt ihm die Hand. Danke schön, danke schön! Die Sorge wäre ich also auch los. Und nun mache ich mich noch heute allen Ernstes an die Arbeit. Ach, Käte, hier gibt es aufzuräumen ohne Ende! Wie gut, daß ich jetzt so ganz über meine Zeit verfügen kann: denn sieh mal her, Du, — man hat mir gekündigt —

FRAU STOCKMANN seufzt. Ach ja, das habe ich schon erwartet.

STOCKMANN. — und nun wollen sie mir auch noch meine Praxis nehmen. Aber laß sie nur! Die armen Leute behalte ich sowieso — die, die nichts bezahlen; und, lieber Gott, die brauchen mich ja auch am nötigsten. Aber von mir hören sollen sie, Donnerwetter ja; ich will ihnen predigen zu rechter Zeit und zur Unzeit, wie da geschrieben steht irgendwo.

FRAU STOCKMANN. Aber, bester Thomas, ich glaube, Du hast gesehen, was Predigen nützt.

STOCKMANN. Du bist wirklich komisch, Käte. Soll ich mich vielleicht von der öffentlichen Meinung und der kompakten Majorität und ähnlichem Teufelszeug aus dem Felde schlagen lassen? Nein, danke sehr! Und was ich will, ist doch auch so einfach und klar und zweifelsohne. Ich will den Hunden ja nur einbläuen, daß die Liberalen die hinterlistigsten Feinde der freien Männer sind, — daß die Parteiprogramme allen jungen, lebensfähigen Wahrheiten den Hals umdrehen, — daß Zweckmäßigkeitsrücksichten Moral und Rechtschaffenheit auf den Kopf stellen, so daß das Leben hier schließlich rein zur Qual wird. Meinen Sie nicht, Kapitän, daß ich das den Leuten nicht doch noch begreiflich machen kann?

HORSTER. Mag schon sein; ich verstehe mich auf so etwas nicht sonderlich.

STOCKMANN. Ja, sehen Sie, — nun passen Sie auf! Die Parteihäuptlinge, die müssen ausgerottet werden. Denn ein Parteihäuptling, sehen Sie, ist wie ein Wolf, — wie ein hungriger Isegrim; — er braucht das Jahr so und so viel Stück Kleinvieh, wenn er bestehen will. Sehen Sie nur einmal Hovstad und Aslaksen an! Wie vielem Kleinvieh machen die allein nicht den Garaus; oder sie verunstalten es und verderben es derart in Grund und Boden, daß nichts anderes draus wird als Hausbesitzer oder Abonnenten des „Volksboten"! Setzt sich auf die Tischkante. Du, Käte, komm einmal her, — sieh, wie schön heut die Sonne hereinscheint. Und diese herrliche, frische Frühlingsluft, die auf uns einströmt!

FRAU STOCKMANN. Ja, wenn wir nur von Sonnenschein und Frühlingsluft leben könnten, Thomas!

STOCKMANN. Na, Du mußt an allen Ecken und Kanten sparen, — dann geht es schon. Das ist meine geringste Sorge. Nein, weit schlimmer ist, daß ich keinen Mann kenne, der, frei und vornehm, es wagte, nach meinem Tode meine Aufgabe zu übernehmen.

PETRA. Ach, denk daran nicht, Vater; die Zukunft liegt noch vor Dir. — Ei, da sind ja die Jungen schon.

Ejlif und Morten kommen herein aus dem Wohnzimmer.

FRAU STOCKMANN. Habt Ihr heute frei bekommen?

MORTEN. Nein; aber wir haben uns mit den andern in der Zwischenpause gehauen —

EJLIF. Das ist nicht wahr; die andern, die haben sich mit uns gehauen.

MORTEN. Ja, und da sagte Herr Rörlund, es wäre besser, wir blieben ein paar Tage zu Hause.

STOCKMANN knipst mit den Fingern und springt vom Tisch herunter. Jetzt habe ich's! Jetzt habe ich's, bei Gott! Ihr werdet keinen Fuß mehr in die Schule setzen!

DIE JUNGEN. Nicht mehr in die Schule!

FRAU STOCKMANN. Nein, aber Thomas —

STOCKMANN. Keinen Fuß mehr, sage ich! Ich selbst will Euch unterrichten, — das heißt, Ihr sollt nicht irgend welches gleichgültiges Zeugs lernen —

MORTEN. Hurra!

STOCKMANN. — aber ich will Euch zu freien, vornehmen Männern machen. — Und Du, Petra, Du mußt mir dabei helfen.

PETRA. Ja, Vater, darauf kannst Du Dich verlassen.

STOCKMANN. Und die Schule, die soll in dem Saal abgehalten werden, wo sie mich einen „Volksfeind“ gescholten haben. Aber wir sind nicht genug; mindestens zwölf Jungen muß ich zum Anfang haben.

FRAU STOCKMANN. Die kriegst Du hier in der Stadt nicht zusammen.

STOCKMANN. Das werden wir ja sehen. Zu den Jungen. Kennt Ihr nicht ein paar Straßenbengels, — so ein paar ruppige, struppige —?

MORTEN. Ja, Vater, ich kenne eine ganze Masse!

STOCKMANN. Das ist famos; bring mir nur ein paar Stück her. Ich will einmal mit den Kötern experimentieren; da können merkwürdige Köpfe drunter sein.

MORTEN. Aber was werden wir tun, wenn wir freie und vornehme Männer geworden sind?

STOCKMANN. Dann werdet Ihr alle Isegrims nach dem fernen Westen jagen, Ihr Jungens!

Ejlif macht ein etwas bedenkliches Gesicht; Morten hopst herum und ruft Hurra.

FRAU STOCKMANN. Ach, wenn es nur nicht so kommt, Thomas, daß die Isegrims Dich jagen.

STOCKMANN. Du bist nicht recht gescheit, Käte! Mich jagen! Jetzt, da ich der stärkste Mann der Stadt bin!

FRAU STOCKMANN. Der stärkste — jetzt?

STOCKMANN. Ja, ich darf das große Wort aussprechen: jetzt bin ich einer der stärksten Männer auf der ganzen Welt.

MORTEN. Ach nein?!

STOCKMANN senkt die Stimme. Pst! Ihr sollt noch nicht drüber sprechen; aber ich habe eine große Entdeckung gemacht.

FRAU STOCKMANN. Schon wieder?

STOCKMANN. Ja gewiß, ja gewiß! Sammelt alle um sich und sagt vertraulich: Die Sache ist die, seht mal: der ist der stärkste Mann auf der Welt, der allein steht.

FRAU STOCKMANN lächelt und schüttelt den Kopf. Ach Du, Thomas —

PETRA mutig, faßt seine Hände. Vater!

DIE WILDENTE

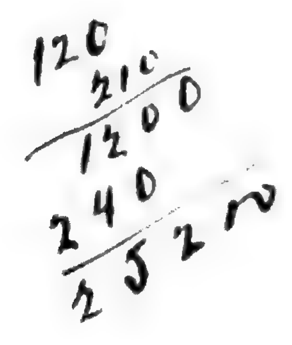
SCHAUSPIEL IN FÜNF AKTEN

PERSONEN

WERLE, Großkaufmann, Hüttenbesitzer usw.
GREGERS, sein Sohn
DER ALTE EKDAL
HJALMAR EKDAL, des Alten Sohn, Photograph
GINA, Hjalmars Frau
HEDWIG, ihre Tochter, 14 Jahr alt
FRAU SÖRBY, Haushälterin bei Werle
RELLING, Arzt
MOLVIK, gewesener Theologe
GRÅBERG, Buchhalter
PETTERSEN, Diener bei Werle
JENSEN, Lohndiener
EIN BELEIBTER HERR von bleicher Gesichtsfarbe
EIN HERR MIT EINER GLATZE
EIN KURZSICHTIGER HERR
SECHS ANDERE HERREN, Gäste Werles
MEHRERE LOHNDIENER

Der erste Akt spielt in Werles Hause, die vier andern bei Hjalmar Ekdal.

(Sprich: Jalmar, Sörbih, Molwik, Groberg, Häudalswerk, Hoken.)



ERSTER AKT

In Werles Haus. Reich und bequem eingerichtetes Arbeitszimmer; Bücherschränke und Polstermöbel; Schreibtisch mit Dokumenten und Protokollen; mitten im Zimmer brennende Lampen mit grünen Schirmen, so daß ein gedämpftes Licht im Zimmer herrscht. Offene Flügeltür mit zurückgeschlagener Portière an der Hinterwand. Durch diese Tür blickt man in ein großes, elegantes Zimmer, das durch Lampen und Armleuchter hell erleuchtet ist. Vorn rechts im Arbeitszimmer führt eine kleine Tapetentür in die Kontore. Vorn links ein Kamin, worin Kohlen glühen; weiter nach hinten eine Doppeltür, die in den Speisesaal führt.

Pettersen, in Livree, und Jensen, im Frack machen im Arbeitszimmer Ordnung. In dem größeren Zimmer bewegen sich zwei, drei andere Lohndiener, räumen auf und machen noch mehr Licht. Aus dem Speisesaal tönt das Summen der Unterhaltung und vielstimmiges Lachen; man klopft mit einem Messer ans Glas; Ruhe tritt ein; ein Toast wird gehalten; Bravorufe, darauf wieder das Summen des Gesprächs.

PETTERSEN zündet eine Lampe auf dem Kamin an und setzt den Schirm darüber. Sie, Jensen, hören Se man bloß mal; nu steht der Alte auf und red't 'nen länglichen Tomast auf Frau Sörby.

JENSEN schiebt einen Lehnstuhl vor. Ist das vielleicht wahr, was die Leute sagen, daß mit die beiden was los is?

PETTERSEN. Weiß der Deubel.

JENSEN. Er soll ja in frühere Jahre ein doller Bengel gewesen sein.

PETTERSEN. Das' woll möglich.

JENSEN. Das Diner, das gibt er ja woll für seinen Sohn.

PETTERSEN. Ja. Der Sohn ist seit gestern wieder da.

JENSEN. Ich hab' gar nich mal gewußt, daß Herr Werle 'n Sohn hat.

PETTERSEN. Jawoll, — er hat 'n Sohn. Aber der kommt nie da oben vom Höjdalswerk weg. In die ganzen Jahre, wo ich hier diene, is er nie zu Haus' gewesen.

EIN LOHNDIENER in der Tür zum andern Zimmer. Sie, Pettersen, da is so'n alter Kunde, der —

PETTERSEN brummend. Deubel noch mal, wer will denn jetzt hier 'rein?

Der alte Ekdal wird im Zimmer rechts sichtbar. Er trägt einen fadenscheinigen Radmantel mit hohem Kragen; wollene Fausthandschuhe; in der Hand hält er einen Stock und eine Pelzmütze; unter dem Arm ein Paket in Packpapier. Rotbraune, schmutzige Perücke und einen kleinen grauen Schnurrbart.

PETTERSEN geht ihm entgegen. Herrjeh! — Was wollen Sie denn hier?

EKDAL in der Tür. Muß dringend aufs Kontor, Pettersen.

PETTERSEN. Das Kontor ist schon 'ne Stunde zu, un —

EKDAL. Hab's schon unten gehört, Freundchen! Aber Gråberg ist noch drin. Seien Sie nett, Pettersen, und lassen Sie mich durch die Tür da 'rein. Zeigt auf die Tapetentür. Bin schon mal den Weg gegangen.

PETTERSEN. Na, meinswegen! Öffnet ihm die Tür. Aber passen Sie ja auf, daß Sie auch den richtigen Weg wieder 'runter kommen. Wir haben Gäste.

EKDAL. Weiß schon — hm! Danke, Pettersenchen! Alter guter Freund. Danke schön. Brummt leise: Schafskopf! Ab ins Kontor, Pettersen schließt die Tür hinter ihm.

JENSEN. Gehört der auch mit zu die Kontorleute?

PETTERSEN. Nee, das is man bloß so einer, der aus 'm Hause schreibt, wenn sie 'ne Aushilfe brauchen. Aber das war früher mal 'n verdammt feinen Kerl, der alte Ekdal.

JENSEN. Ja, er sah auch aus nach so was.

PETTERSEN. Na ja! Der is doch auch Leutnant gewesen!

JENSEN. Deubel auch, — Leutnant!

PETTERSEN. Jawoll ja. Dann schmiß er sich auf 'n Holzhandel oder was Ähnliches. Sie sagen, er hat Werle mal düchtig 'reingelegt. Die beiden hatten nämlich damals das Höjdalswerk zusammen, verstehn Sie. O, den alten Ekdal, den kenn' ich 'n bischen fein.

Wir trinken so manchen Bittern und manche Buddel Bayrisch zusammen — bei Madam Eriksen.

JENSEN. Na, bei dem is es mit 'm Spendieren doch woll man bloß nur so so?

PETTERSEN. Herrjeh, Jensen, — Sie können sich doch woll denken, daß i c h der Spendierer bin. Ich mein' doch, man soll schangtil mit Leute sein, denen 's mal besser gegangen is.

JENSEN. Hat er denn Bankrott gemacht?

PETTERSEN. Nee, es war woll noch viel schlimmer. Er hat Festung gekriegt.

JENSEN. Festung!

PETTERSEN. Kann auch Zuchthaus gewesen sein — horcht. — Pst, Sie stehen von Tisch auf.

Ein paar Diener öffnen die Tür des Speisesaals von innen. Frau Sörby, im Gespräch mit einigen Herren, tritt auf. Ihr folgt auf dem Fuße die ganze Tischgesellschaft. Darunter Werle. Zuletzt kommen Hjalmar und Gregers.

FRAU SÖRBY im Vorübergehen zum Diener. Pettersen, lassen Sie bitte den Kaffee im Musiksaal servieren.

PETTERSEN. Sehr wohl, Frau Sörby.

Sie und die zwei Herren treten in das große Zimmer und von dort aus rechts ab. Pettersen und Jensen ab auf demselben Wege.

EIN BELEIBTER zu einem Glatzkopf. Puh, — dies Diner! — das war ein derbes Stück Arbeit!

DER GLATZKOPF. Ach, mit einem bißchen gutem Willen kann man in drei Stunden unglaublich viel leisten.

DER BELEIBTE. Ja, aber nachher, nachher, mein lieber Kammerherr!

EIN DRITTER HERR. Ich höre, der Mokka und der Maraschino werden im Musiksaal gereicht.

DER BELEIBTE. Bravo! Dann spielt uns Frau Sörby vielleicht etwas vor.

DER GLATZKOPF mit gedämpfter Stimme. Wenn Frau Sörby uns nur nicht bald etwas pfeift, Du.

DER BELEIBTE. I Gott bewahre. Berta läßt ihre alten Freunde nicht sitzen.

Sie lachen und gehen ins Zimmer ab.

WERLE leise und verstimmt. Ich glaube, es hat niemand etwas bemerkt, Gregers.

GREGERS sieht ihn an. Was?

WERLE. Hast Du es auch nicht bemerkt?

GREGERS. Was sollte ich bemerkt haben?

WERLE. Wir waren dreizehn bei Tische.

GREGERS. So? Waren wir dreizehn?

WERLE mit einem Blick auf Hjalmar Ekdal. Wir sind sonst gewöhnlich nur zwölf. Zu den übrigen. Bitte, meine Herren!

Er und die Zurückgebliebenen, mit Ausnahme von Hjalmar und Gregers, gehen durch den Hintergrund rechts ab.

HJALMAR, der das Gespräch gehört hat. Du hättest mich nicht einladen sollen, Gregers.

GREGERS. Was! Es heißt ja doch, die Gesellschaft sollte mir zu Ehren sein. Und da hätte ich meinen einzigen und besten Freund nicht bitten sollen —

HJALMAR. Aber ich glaube, es ist Deinem Vater nicht recht. Ich komme ja sonst nie hier ins Haus.

GREGERS. Ja, das höre ich. Aber ich mußte Dich doch sehen und sprechen; denn ich reise ja doch bald wieder ab. — Ja, Du, — wir zwei alten Schulkameraden — wir sind allerdings recht sehr auseinander gekommen. Wir haben uns an die sechzehn, siebzehn Jahre nicht gesehen!

HJALMAR. Ist das schon so lange her?

GREGERS. Allerdings. Na, wie geht es Dir denn? Du siehst gut aus. Du bist sehr stark geworden.

HJALMAR. Hm, stark kann man das wohl nicht nennen. Aber natürlich sehe ich männlicher aus als dazumal.

GREGERS. In der Tat. Dein Äußeres hat nicht gelitten.

HJALMAR in düsterem Ton. Aber, Du, das Innere! Das sieht anders aus, kannst Du glauben! Du weißt doch, wie schrecklich es mit mir und den Meinen bergab gegangen ist, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben.

GREGERS leiser. Wie geht es denn Deinem Vater jetzt?

HJALMAR scheu. Mein Lieber, d a rüber wollen wir lieber nicht reden. Mein armer, unglücklicher Vater lebt natürlich bei mir. Er hat ja auf der weiten Welt keine andere Zufluchtsstätte. Aber, siehst Du, über diese Geschichte zu reden, das fällt mir grauenhaft schwer. — Sag' mir lieber, wie ist es Dir da oben auf dem Werk gegangen.

GREGERS. Himmlisch einsam habe ich gelebt, — hatte viel Muße, über dies und das nachzudenken. — Komm her, wir wollen es uns bequem machen. Er setzt sich in einen Lehnstuhl am Kamin und nötigt Hjalmar in einen daneben stehenden.

HJALMAR weich. Trotz alledem sage ich Dir Dank dafür, Gregers, daß Du mich an Deines Vaters Tisch geladen hast; denn nun weiß ich doch, daß Du nichts mehr gegen mich hast.

GREGERS verwundert. Wie kommst Du auf den Gedanken, ich könnte etwas gegen Dich haben?

HJALMAR. In den ersten Jahren war es doch der Fall.

GREGERS. In welchen ersten Jahren?

HJALMAR. Nachdem das große Unglück geschehen war. Und es war ja auch nur zu natürlich. Es hing ja doch nur an einem Haar, und Dein Vater wäre mit in diese — o, diese schrecklichen Geschichten hineingezogen worden!

GREGERS. Und deshalb sollte ich etwas gegen Dich haben? Wer hat Dir das eingeredet?

HJALMAR. Ich weiß, Du hattest etwas gegen mich, Gregers; denn Dein Vater selbst hat es mir gesagt.

GREGERS stutzt. Mein Vater! Ja so. Hm. — Und nur deshalb hast Du nie wieder etwas von Dir hören lassen — kein Sterbenswörtchen?

HJALMAR. Ja.

GREGERS. Nicht einmal zu der Zeit, als Du Photograph wurdest?

HJALMAR. Dein Vater sagte, es lohne sich der Mühe nicht, Dir über dies und anderes zu schreiben.

GREGERS sieht vor sich hin. Nein, nein — kann sein, daß er darin recht hatte. Aber sag' mir jetzt, Hjalmar, — befriedigt Dich Deine Stellung einigermaßen?

HJALMAR seufzt leicht. Ach ja, weshalb nicht; kann eigentlich nicht klagen. Im Anfang kam es mir freilich ein bißchen seltsam vor, weißt Du. Ich kam ja in so ganz andere Verhältnisse. Aber mein ganzes anderes Leben war ja auch so völlig verändert. Der große unglückselige Ruin meines Vaters, — die Schande und der Skandal, Gregers —

GREGERS bewegt. Jawohl, ja. Jawohl.

HJALMAR. Meine Studien fortzusetzen, daran konnte ich doch nicht denken. Kein Pfennig war übrig geblieben; im Gegenteil, eher noch Schulden, — zumal bei Deinem Vater, glaube ich —

GREGERS. Hm —

HJALMAR. Na, also da hielt ich es für das beste, — so mit einem Ruck, siehst Du, — mich aus allen alten Verhältnissen und Verbindungen herauszureißen. Ganz besonders Dein Vater riet mir dazu; und da er sich meiner so hilfreich annahm —

GREGERS. Hat mein Vater das getan?

HJALMAR. Ja; das weißt Du ja doch? Wo hätte ich denn das Geld hernehmen sollen, um das Photographieren zu erlernen, mir ein Atelier einzurichten und mich zu etablieren. Du, das kostet was!

GREGERS. Und die Kosten für das alles hat mein Vater getragen?

HJALMAR. Ja, mein Lieber, das weißt Du nicht? Ich verstand ihn so, als hätte er es Dir geschrieben.

GREGERS. Kein Wort, daß e r es war. Er muß es vergessen haben. Wir haben immer nur Geschäftsbriefe gewechselt. So, also mein V a t e r hat —!

HJALMAR. Ja freilich. Er hat nur nicht gewollt, daß die Leute etwas davon erführen; aber e r ist es ge-

wesen. Und er war es auch, der mir das Heiraten ermöglichte. Oder — weißt Du am Ende auch das nicht?

GREGERS. Nein, das wußte ich freilich nicht. — Packt ihn bewegt am Arm. Aber, mein lieber Hjalmar, ich kann Dir nicht sagen, wie das alles mich freut — und mich quält. Vielleicht habe ich meinem Vater doch unrecht getan — in manchen Stücken. Denn, siehst Du, diese Regung ist ja doch ein Zeichen von Gemüt —. Es ist wie eine Art Gewissen —

HJALMAR. Gewissen?

GREGERS. Jawohl, oder wie Du es sonst nennen willst. Nein, ich finde gar keine Worte für meine Freude, so etwas von Vater zu hören. — Also, Du bist verheiratet, Hjalmar. So weit werde ich es nie bringen. Na, ich hoffe doch, Du fühlst Dich als Ehemann glücklich?

HJALMAR. O, natürlich. Sie ist eine so tüchtige und brave Frau, wie ein Mann sie sich nur wünschen kann. Und außerdem ist sie nicht ganz ohne Bildung.

GREGERS ein wenig erstaunt. Nein, — das kann sie wohl auch nicht sein.

HJALMAR. Das Leben, sieh mal, erzieht. Der tägliche Umgang mit mir —; und dann kommen doch auch häufig ein paar begabte Menschen zu uns. Ich versichere Dir, Du würdest Gina nicht wiedererkennen.

GREGERS. Gina?

HJALMAR. Ja, mein Lieber, hast Du denn vergessen, daß sie Gina hieß?

GREGERS. Wer hieß Gina? Ich weiß ja gar nicht —

HJALMAR. Aber hast Du denn vergessen, daß sie eine Zeit lang bei Euch in Stellung war?

GREGERS sieht ihn an. Ist es Gina Hansen —?

HJALMAR. Ja, natürlich ist es Gina Hansen.

GREGERS. — die uns den Haushalt führte im letzten Jahr, wo Mutter krank war?

HJALMAR. Ja, gewiß. Aber, lieber Freund, ich weiß doch ganz bestimmt, daß Dein Vater Dir über meine Verheiratung geschrieben hat.

GREGERS, der aufgestanden ist. Ja, das hat er freilich getan; aber nicht, daß — Geht im Zimmer auf und ab. Aber wart' mal; — vielleicht doch — wenn ich mich recht besinne. Aber Vater schreibt mir immer so kurz. Setzt sich halb auf die Armlehne. Du, Hjalmar, sag' mir mal —; die Sache ist komisch —; wie ist das zugegangen, daß Du mit Gina — mit Deiner Frau bekannt wurdest?

HJALMAR. O, das war sehr einfach. Gina blieb doch nicht lange hier im Hause; denn hier ging's damals drunter und drüber; die Krankheit Deiner Mutter —; all das wurde Gina zu viel, und deshalb kündigte sie und ging. Das war ein Jahr vor dem Tode Deiner Mutter, — oder vielleicht war's auch im selben Jahr.

GREGERS. Es war im selben Jahr. Und ich war damals auf dem Werk oben. Aber was weiter?

HJALMAR. Ja, da zog Gina wieder zu ihrer Mutter, einer Madam Hansen, einer ungewöhnlich tüchtigen und strebsamen Frau, die eine kleine Gastwirtschaft betrieb. Auch hatte sie noch ein Zimmer zu vermieten; ein recht nettes, gemütliches Zimmer.

GREGERS. Das Du so glücklich warst zu bekommen?

HJALMAR. Ja. Auch darauf hatte Dein Vater mich aufmerksam gemacht. Und dort, — siehst Du, — dort habe ich Gina recht eigentlich kennen gelernt.

GREGERS. Und dann kam es zur Verlobung?

HJALMAR. Ja. Junge Leute verlieben sich ja so leicht ineinander —; hm —

GREGERS steht auf und geht hin und her. Sag' mal — nachdem Du Dich verlobt hattest, — da erst ließ mein Vater Dich —; ich meine, — da erst fingst Du an, Dich auf das Photographieren zu legen?

HJALMAR. Ja freilich. Denn ich wollte gern vorwärts und mich je eher, je lieber niederlassen. Und da fand denn Dein Vater wie auch ich, daß es auf die bequemste Art ginge, wenn ich's mit dem Photographieren versuchte. Gina war derselben Meinung. Und außerdem, siehst Du, gab es noch einen andern Grund. Es traf sich, daß Gina das Retouchieren erlernt hatte.

GREGERS. Das paßte ja ganz wunderbar zusammen.

HJALMAR zufrieden, steht auf. Ja, nicht wahr? Du findest auch, daß es ganz wunderbar zusammen paßte?

GREGERS. Ja, das muß ich gestehen. Mein Vater ist für Dich so eine Art Vorsehung gewesen.

HJALMAR bewegt. Er verließ den Sohn seines alten Freundes nicht in den Tagen der Bedrängnis. Denn er h a t Gemüt, siehst Du.

FRAU SÖRBY tritt ein, mit Werle am Arm. Keine Widerrede, mein guter Herr Werle; Sie dürfen mir nicht länger da drin bleiben und in das viele Licht starren. Es bekommt Ihnen nicht gut.

WERLE läßt ihren Arm los und fährt mit der Hand über die Augen. Schon möglich, daß Sie recht haben.

Pettersen und Jensen kommen mit Präsentiertellern.

FRAU SÖRBY zu den Gästen im anderen Zimmer. Bitte schön, meine Herren; wer ein Glas Punsch haben will, der muß sich hier herein bemühen.

DER BELEIBTE tritt zu Frau Sörby. Mein Gott, ist es wahr, daß Sie die herrliche Rauchfreiheit aufgehoben haben?

FRAU SÖRBY. Jawohl, hier im Bereich des Herrn Werle ist sie aufgehoben, Herr Kammerherr.

DER GLATZKOPF. Seit wann haben Sie für das Zigarrengesetz diese verschärften Bestimmungen eingeführt, Frau Sörby?

FRAU SÖRBY. Nach dem letzten Diner, Herr Kammerherr; denn da haben sich gewisse Leute erlaubt, über die Stränge zu schlagen.

DER GLATZKOPF. Und das ist nicht erlaubt, ein klein bißchen über die Stränge zu schlagen, Frau Berta? Wirklich nicht?

FRAU SÖRBY. In gar keiner Beziehung, Herr Balle.

Die Mehrzahl der Gäste hat sich im Arbeitszimmer versammelt. Die Diener reichen Punsch herum.

WERLE zu Hjalmar, weiter vorn an einem Tische. Was studieren Sie denn da so eifrig, Ekdal?

HJALMAR. Es ist nur ein Album, Herr Werle.

DER GLATZKOPF, der umhergeht. Ah, Photographien! Ja, das ist ja so etwas für Sie.

DER BELEIBTE in einem Lehnstuhl. Haben Sie nicht ein paar von Ihren eigenen mitgebracht?

HJALMAR. Nein, bedaure.

DER BELEIBTE. Das hätten Sie doch tun sollen; es ist gut für die Verdauung, so dazusitzen und Bilder anzuschauen.

DER GLATZKOPF. Und dann, sehen Sie, trägt es auch immer ein bißchen mit zur Unterhaltung bei.

EIN KURZSICHTIGER. Und jeder Beitrag wird dankbar angenommen.

FRAU SÖRBY. Die Herren meinen, wenn man zum Diner eingeladen ist, so muß man auch für das Essen etwas leisten, Herr Ekdal.

DER BELEIBTE. In einem Hause, wo gut gegessen wird, ist das ein wahres Vergnügen.

DER GLATZKOPF. Du lieber Gott, wenn es den Kampf ums Dasein gilt, so —

FRAU SÖRBY. Da haben Sie recht! Setzen das Gespräch unter Lachen und Scherzen fort.

GREGERS leise. Du mußt mitreden, Hjalmar.

HJALMAR unwillig. Von was soll ich denn reden?!

DER BELEIBTE. Meinen Sie nicht auch, Herr Werle, daß man den Tokayer als ein verhältnismäßig gesundes Getränk für den Magen ansehen kann?

WERLE am Kamin. Für den Tokayer, den Sie heute bekommen haben, kann ich wenigstens garantieren; das ist einer von den aller-, allerfeinsten Jahrgängen. Nun, das haben Sie wohl auch selbst gemerkt.

DER BELEIBTE. Jawohl, er schmeckte hervorragend delikat.

HJALMAR unsicher. Gibt es einen Unterschied zwischen den Jahrgängen?

DER BELEIBTE lachend. Nein, — Sie sind gut!

WERLE lächelt. Es lohnt sich wirklich nicht, Ihnen einen edlen Tropfen vorzusetzen.

DER GLATZKOPF. Es ist mit dem Tokayer, wie mit den Photographien, Herr Ekdal. Es gehört Sonnenschein dazu. Oder ist es vielleicht nicht so?

HJALMAR. Ja, das Licht tut das Seinige.

FRAU SÖRBY. Aber dann ist es ja akkurat so wie mit den Kammerherren; denn die haben Sonnenschein auch furchtbar nötig, wie man sagt.

DER GLATZKOPF. Au! Au! Da haben Sie aber einen recht alten Witz gemacht!

DER KURZSICHTIGE. Gnädige Frau produzieren sich —

DER BELEIBTE. — und zwar auf unsere Kosten. Droht. Frau Berta! Frau Berta!

FRAU SÖRBY. Ja, aber das steht doch nun einmal bombenfest, daß die Jahrgänge sehr verschieden sein können. Die alten Jahrgänge sind die feinsten.

DER KURZSICHTIGE. Rechnen Sie mich zu den alten?

FRAU SÖRBY. I, keine Spur.

DER GLATZKOPF. Seh' mal einer an! Aber ich, verehrteste Frau —?

DER BELEIBTE. Ja, und ich! Zu welchen Jahrgängen rechnen Sie uns?

FRAU SÖRBY. Sie rechne ich zu den süßen Jahrgängen, meine Herren. Sie nippt an einem Glase Punsch; die Kammerherren lachen und scherzen mit ihr.

WERLE. Frau Sörby weiß sich immer aus der Affäre zu ziehen—wenn sie will. Aber Sie trinken ja gar nichts, meine Herren! — Pettersen, so passen Sie doch auf —! Gregers, ich denke, wir trinken ein Glas zusammen. Gregers rührt sich nicht. Wollen Sie nicht mithalten, Ekdal? Ich hatte keine Gelegenheit, bei Tisch mit Ihnen anzustoßen.

Gråberg durch die Tapetentür ins Zimmer.

GRÅBERG. Pardon, Herr Werle, aber ich kann nicht heraus.

WERLE. Man hat Sie da drin schon wieder eingeschlossen?

GRÅBERG. Jawohl, und Flakstad hat die Schlüssel mitgenommen —

WERLE. Na, dann gehen Sie nur hier durch.

GRÅBERG. Aber da ist noch wer —

WERLE. Ja, kommt nur, kommt nur, Ihr zwei beiden; geniert Euch nicht. Gråberg und der alte Ekdal kommen aus dem Kontor.

WERLE unwillkürlich. Nanu!

Lachen und Gespräch der Gäste verstummen. Hjalmar fährt beim Anblick seines Vaters zusammen, stellt sein Glas hin und wendet sich dem Kamin zu.

EKDAL sieht nicht auf, macht aber während des Gehens kurze Verbeugungen nach allen Seiten und murmelt: Bitte um Verzeihung. Bin den falschen Weg gekommen. Unten war zu; — war unten zu. Bitte um Verzeihung.

Er und Gråberg durch den Hintergrund rechts ab.

WERLE zwischen den Zähnen. Der verdammte Gråberg!

GREGERS starrt Hjalmar mit offenem Munde an. Das war doch nicht etwa —!

DER BELEIBTE. Was ist das? Wer war das?

GREGERS. O, das war weiter niemand. Nur der Buchhalter und noch einer.

DER KURZSICHTIGE zu Hjalmar. Kannten Sie den Mann?

HJALMAR. Ich weiß nicht —; ich habe nicht acht gegeben —

DER BELEIBTE steht auf. Donnerwetter, was ist denn los? Geht zu einigen anderen, die leise sprechen.

FRAU SÖRBY flüstert dem Diener zu: Geben Sie ihm draußen etwas mit; etwas recht Gutes.

PETTERSEN nickt. Soll geschehen.

Ab.

GREGERS leise und bewegt zu Hjalmar. Er war es also wirklich!

HJALMAR. Ja.

GREGERS. Und doch hast Du dagestanden und ihn verleugnet!

HJALMAR flüstert heftig. Aber konnte ich denn —!

GREGERS. — zu Deinem Vater Dich bekennen?

HJALMAR schmerzlich. O, wärest Du nur an meiner Stelle —

Die Unterhaltung der Gäste, die bis jetzt mit leiser Stimme geführt worden, wird jetzt gezwungen laut.

DER GLATZKOPF nähert sich Hjalmar und Gregers freundschaftlich. Aha, da frischt man wohl alte Erinnerungen aus der Studentenzeit auf? Was? Rauchen Sie nicht, Herr Ekdal? Wünschen Sie Feuer? Ist ja wahr, wir dürfen nicht —

HJALMAR. Danke, ich rauche nicht — —

DER BELEIBTE. Wollen Sie uns nicht ein kleines nettes Gedicht vordeklamieren, Herr Ekdal? Früher konnten Sie das so hübsch.

HJALMAR. Ich kann leider keins mehr.

DER BELEIBTE. Ach, das ist aber schade. Ja, was wollen wir denn jetzt machen, Balle?

Beide Herren gehen ab in den anderen Raum.

HJALMAR düster. Gregers, — ich will fort! Wenn ein Mann auf seinem Haupt des Schicksals zermalmende Hand gefühlt hat, siehst Du —. Empfiehl mich Deinem Vater.

GREGERS. Ja, ja. Gehst Du gleich nach Haus?

HJALMAR. Ja. Weshalb fragst Du?

GREGERS. Weil ich dann vielleicht später zu Dir komme.

HJALMAR. Nein, das sollst Du nicht. Nicht in meine Wohnung. Bei mir ist es trist, Gregers, — besonders nach einem so glänzenden Fest, wie diesem hier. Wir können uns ja immer irgendwo in der Stadt treffen.

FRAU SÖRBY hat sich genähert; mit gedämpfter Stimme. Wollen Sie fort, Ekdal?

HJALMAR. Ja.

FRAU SÖRBY. So grüßen Sie Gina.

HJALMAR. Danke.

FRAU SÖRBY. Und sagen Sie ihr, ich würde nächstens mal zu ihr kommen.

HJALMAR. Besten Dank. Zu Gregers. Bleib hier. Ich will unbemerkt verschwinden.

Geht langsam durchs Zimmer, dann hinein in die andere Stube und schließlich rechts ab.

FRAU SÖRBY leise zum Diener, der zurückgekommen ist. Na, hat der Alte was mitgekriegt?

PETTERSEN. Jawoll, ich hab' ihm 'ne Flasche Kognak zugesteckt.

FRAU SÖRBY. Na, Sie hätten auch was Besseres aussuchen können.

PETTERSEN. Nee, Frau Sörby; was Besseres als wie Kognak, das kennt der nicht.

DER BELEIBTE in der Tür mit einem Notenheft in der Hand. Wollen wir nicht zusammen etwas spielen, Frau Sörby?

FRAU SÖRBY. Ach ja, — tun wir das.

DIE GÄSTE. Bravo, bravo!

Sie und alle Gäste gehen durch das Zimmer rechts ab. Gregers bleibt am Kamin stehen. Werle sucht etwas auf dem Schreibtisch und scheint zu wünschen, Gregers möge gehen. Da dieser sich nicht rührt, geht Werle der Ausgangstür zu.

GREGERS. Vater, willst Du nicht einen Augenblick bleiben?

WERLE bleibt stehen. Was ist?

GREGERS. Ich habe mit Dir zu reden.

WERLE. Hat das nicht Zeit, bis wir allein sind?

GREGERS. Nein. Denn möglicherweise sind wir überhaupt nicht wieder allein.

WERLE tritt näher. Was soll das heißen?

Während des Folgenden ertönt gedämpftes Klavierspiel aus dem Musiksaal.

GREGERS. Wie konnte man diese Familie so jämmerlich verkommen lassen!

WERLE. Vermutlich meinst Du die Ekdals.

GREGERS. Ja, ich meine die Ekdals. Der Leutnant Ekdal hat Dir doch einmal so nahe gestanden.

WERLE. Ja, leider; er hat mir nur zu nahe gestanden. Das habe ich lange Jahre fühlen und büßen

müssen. I h m habe ich es zu danken, daß auch mein guter Name und Ruf so etwas wie einen Flecken mit abbekommen hat.

GREGERS leise. War e r wirklich der allein Schuldige?

WERLE. Wer denn sonst?

GREGERS. Ihr habt ja doch gemeinschaftlich den großen Ankauf von Waldungen gemacht —

WERLE. Aber ist es nicht Ekdal gewesen, der die Karte von dem Terrain aufnahm, — jene unzuverlässige Karte? Er war es, der die ungesetzliche Abholzung auf fiskalischem Grund und Boden vornahm. Er war ja doch für den ganzen Betrieb da oben verantwortlich. Ich hatte keine Einsicht in das, was Leutnant Ekdal trieb.

GREGERS. Leutnant Ekdal hatte wohl selbst keine Einsicht in das, was er trieb.

WERLE. Mag sein. Aber Tatsache ist, daß er verurteilt und ich freigesprochen wurde.

GREGERS. Ja, ich weiß wohl: es fehlten die Beweise.

WERLE. Freisprechung ist Freisprechung. Weshalb rührst Du an diese alten, peinlichen Dinge, die mein Haar vor der Zeit grau gemacht haben? Hast Du etwa darüber jahraus, jahrein da oben gegrübelt? Ich kann Dir versichern, Gregers, — hier in der Stadt sind diese Geschichten lange vergessen — soweit sie m i c h betreffen.

GREGERS. Und die unglückliche Familie Ekdal —?

WERLE. Was, meinst Du, hätte ich denn eigentlich für die Leute tun sollen? Als Ekdal wieder auf freien Fuß kam, da war er ein gebrochener, unrettbar verlorener Mann. Es gibt Leute, die ganz und gar untergehen auf dieser Welt, auch wenn sie nur ein paar Körner Schrot in den Pelz gekriegt haben, und die ihr Lebelang nicht wieder auf die Beine kommen. Du kannst mir auf mein Wort glauben, Gregers, ich bin so weit gegangen, wie ich konnte, wenn ich mich nicht selbst bloßstellen und allerhand Verdächtigungen und Redereien der Leute Nahrung geben wollte —

GREGERS. Verdächtigungen —? Na ja, jawohl.

WERLE. Ich habe Ekdal Schreibarbeiten fürs Kontor zugewandt, und ich zahle ihm für seine Arbeit weit, weit mehr, als sie wert ist —

GREGERS, ohne ihn anzusehen. Hm, d a ran zweifle ich nicht.

WERLE. Du lachst? Glaubst Du etwa, ich sage die Unwahrheit? In meinen Büchern steht allerdings nichts davon; denn über solche Ausgaben führe ich niemals Buch.

GREGERS lächelt kalt. Allerdings, es gibt gewisse Ausgaben, über die man lieber nicht Buch führt.

WERLE stutzt. Was meinst Du damit?

GREGERS mit erkämpftem Mut. Hast Du Buch darüber geführt, was Dich Hjalmars photographische Studien gekostet haben?

WERLE. Ich? Inwiefern Buch geführt?

GREGERS. Ich weiß jetzt, daß D u das bezahlt hast. Und jetzt weiß ich auch, daß Du es gewesen bist, der ihm so freigebig zur Etablierung verholfen hat.

WERLE. Na — und da sagt man noch, ich hätte nichts für die Ekdals getan! Ich kann Dir versichern, die Leute haben mir genug Ausgaben verursacht.

GREGERS. Hast Du über k e i n e dieser Ausgaben Buch geführt?

WERLE. Weshalb fragst Du d a nach?

GREGERS. O, das hat so seine Gründe. Sag' mal — als Du Dich so warm interessiertest für den Sohn Deines alten Jugendfreundes, — das war doch gerade in der Zeit, da er heiraten wollte?

WERLE. Ja, zum Henker, — wie kann ich nach so vielen Jahren noch —

GREGERS. Du hast mir damals einen Brief geschrieben, — einen Geschäftsbrief natürlich. Und in einer Nachschrift, da stand ganz kurz, Hjalmar Ekdal hätte sich mit einem Fräulein Hansen verheiratet.

WERLE. Ja, ganz recht, so hat sie geheißen.

GREGERS. Aber Du hast nichts davon geschrieben,

daß dieses Fräulein Hansen Gina Hansen war — unsere ehemalige Wirtschafterin.

WERLE lacht spöttisch, aber gezwungen. Nein, denn ich konnte mir wirklich nicht denken, daß Du Dich so sehr für unsere frühere Wirtschafterin interessiertest.

GREGERS. Das habe ich auch nicht getan. Aber — senkt die Stimme — es waren hier im Hause andere Leute, die sich s e h r für sie interessierten.

WERLE. Was soll das heißen? Aufbrausend. Du meinst damit doch wohl nicht gar mich?

GREGERS leise, aber fest. Ja, ich meine Dich.

WERLE. Und das wagst Du —! Das unterstehst Du Dich —! Wie kann dieser undankbare Mensch, dieser Photograph —; wie kann er sich erdreisten, mit solchen Bezichtigungen zu kommen!

GREGERS. Hjalmar hat diese Dinge nicht mit einem Worte berührt. Ich glaube, er hat nicht einmal eine Ahnung davon.

WERLE. Aber woher hast Du es denn? Wer hat Dir so etwas sagen können?

GREGERS. Das hat mir meine arme, unglückliche Mutter gesagt. Das letzte Mal, als ich sie sah.

WERLE. Deine Mutter! Hätte es mir auch denken können! Sie und Du, — Ihr habt immer zusammengehalten. Sie war es, die von Anfang an Dein Herz mir entfremdet hat.

GREGERS. Nein, — das haben die Leiden und Kränkungen getan, die sie hier ertragen mußte, bis sie zusammenbrach und jammervoll zugrunde ging.

WERLE. O, sie hatte keine Leiden und Kränkungen zu ertragen; wenigstens nicht mehr als so viele andere! Aber mit kränklichen, überspannten Menschen ist schwer auszukommen. Das habe i c h nur zu sehr fühlen müssen. — Und nun kommst Du mit solcher Verdächtigung daher, — rührst allerhand alte Gerüchte wieder auf und Verleumdungen gegen Deinen Vater. Lieber Gregers, ich meine, Du in Deinem Alter könntest Dich wirklich mit etwas Nützlicherem beschäftigen.

GREGERS. Ja, das dürfte allerdings an der Zeit sein.

WERLE. Dann würde es Dir wohl auch leichter ums Herz, als es jetzt der Fall zu sein scheint. Wohin soll es denn führen, daß Du jahraus, jahrein auf dem Werk da oben wie ein einfacher Kontorist hockst und Dich plagst und nicht einen Pfennig über den gewöhnlichen Monatslohn annehmen willst? Das ist ja der reine Wahnsinn von Dir.

GREGERS. Ja, wenn ich d a s nur so sicher wüßte.

WERLE. Ich verstehe Dich ganz gut. Du willst unabhängig sein, willst mir nichts zu verdanken haben. Aber gerade jetzt hast Du eine Gelegenheit, Dich unabhängig zu machen, — in jeder Beziehung Dein eigener Herr zu werden.

GREGERS. So? Und auf welche Weise —?

WERLE. Als ich Dir schrieb, Du möchtest unverzüglich hierher kommen — hm —

GREGERS. Ja, — was willst Du eigentlich von mir? Den ganzen Tag warte ich schon darauf, es zu erfahren.

WERLE. Ich möchte Dir vorschlagen, als Teilhaber in die Firma zu treten.

GREGERS. Ich? In Deine Firma? Als Kompagnon?

WERLE. Ja. D e s halb brauchten wir doch nicht ständig zusammen zu sein. Du könntest die Geschäfte hier in der Stadt übernehmen, und ich zöge aufs Werk hinauf.

GREGERS. Das wolltest Du?

WERLE. Ja, denn, sieh mal, ich bin nicht mehr so arbeitsfähig wie früher. Ich bin gezwungen, meine Augen zu schonen, Gregers; denn sie wollen schon etwas schwach werden.

GREGERS. Das sind sie ja immer gewesen.

WERLE. Nicht so wie jetzt. Und überdies, — die Verhältnisse könnten es mir vielleicht wünschenswert erscheinen lassen, da oben zu wohnen — wenigstens eine Zeitlang.

GREGERS. Alles andere hätte ich mir eher gedacht als so etwas.

WERLE. Nun hör' mich mal an, Gregers. Es steht so vieles scheidend zwischen uns — gewiß. Aber wir sind doch nun einmal Vater und Sohn. Ich meine, es müßte doch etwas wie eine Verständigung zwischen uns möglich sein.

GREGERS. Du meinst doch wohl: äußerlich.

WERLE. Na, das wäre schon immerhin etwas. Überleg' es Dir, Gregers. Glaubst Du nicht, es ließe sich machen? Was?

GREGERS blickt ihn kalt an. Dahinter steckt irgend etwas.

WERLE. Wieso?

GREGERS. Du hast mich gewiß zu etwas nötig.

WERLE. In einem so nahen Verhältnis, wie wir zueinander stehen, hat der eine den andern wohl immer nötig.

GREGERS. Ja, so heißt es.

WERLE. Ich möchte Dich jetzt gern einige Zeit bei mir haben. Ich bin ein einsamer Mann, Gregers, habe mich immer einsam gefühlt — mein ganzes Leben lang: aber besonders jetzt, da das Alter sich mir fühlbar macht. Ich muß jemand um mich haben. —

GREGERS. Du hast doch Frau Sörby.

WERLE. Allerdings. Und sie ist mir nachgerade sozusagen unentbehrlich geworden. Sie ist munter; sie ist ohne Launen; sie bringt Leben ins Haus; — und das kann ich grade gut gebrauchen.

GREGERS. Na, dann hast Du ja alles, was Dein Herz begehrt.

WERLE. Ja, aber ich fürchte, das kann nicht so bleiben. Eine Frau in solcher Situation kommt der Welt gegenüber leicht in eine schiefe Stellung. Ja, fast hätte ich gesagt, auch einem Manne ist damit nicht gedient.

GREGERS. O, wenn ein Mann solche Diners gibt wie Du, so kann er gewiß manches riskieren.

WERLE. Ja, aber s i e, Gregers? Ich fürchte, sie wird sich auf die Dauer nicht darein finden. Und selbst

wenn sie sich darein finden sollte, — wenn sie sich aus Hingebung für mich über den Klatsch und die Nachrede der Leute und dergleichen hinwegsetzen würde —? Meinst Du denn, Gregers, Du mit Deinem stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn —

GREGERS ihn unterbrechend. Kurz und gut — sag' mir eins: Hast Du die Absicht, sie zu heiraten?

WERLE. Und wenn ich nun die Absicht hätte? Was dann?

GREGERS. Ja, das frage ich auch. Was dann?

WERLE. Würde Dir das so durchaus gegen den Strich gehen?

GREGERS. Nein, gar nicht. Durchaus nicht.

WERLE. Ich konnte ja doch nicht wissen, ob nicht vielleicht die Erinnerung an Deine selige Mutter —

GREGERS. Ich bin nicht überspannt.

WERLE. Na, wie dem nun auch sei, — jedenfalls hast Du mir einen schweren Stein vom Herzen genommen. Es ist mir unendlich lieb, daß ich in dieser Sache auf Deine Zustimmung zählen kann.

GREGERS blickt ihn unverwandt an. Jetzt weiß ich, wozu Du mich brauchen willst.

WERLE. Dich brauchen? Was ist denn das für ein Ausdruck!

GREGERS. Ach, seien wir nicht heikel in der Wahl der Worte; — wenigstens nicht unter vier Augen. Lacht kurz. Ja so! Donnerwetter, — deshalb mußte ich mich also in eigener Person hier einfinden. Frau Sörby zu Liebe soll hier im Haus ein Familienleben inszeniert werden. Tableau zwischen Vater und Sohn! Das ist etwas Neues, ei ja!

WERLE. Wie kannst Du wagen, in solchem Ton zu reden!

GREGERS. Wann haben wir hier ein Familienleben gehabt? Niemals, solange ich denken kann. Aber j e t z t hat man Verwendung für 'n bißchen so was. Denn unstreitig wird es sich sehr gut ausnehmen, wenn man erzählen kann, daß der Sohn — auf den Flügeln

der Pietät — zum Hochzeitsfest des alternden Vaters herbeigeeilt ist. Was bleibt dann von all den Gerüchten über die Leiden der toten Dulderin? Nicht so viel! Ihr Sohn schlägt sie ja nieder.

WERLE. Gregers, — ich glaube, kein Mensch auf der Welt ist Dir so zuwider wie ich.

GREGERS leise. Ich habe Dich zu sehr in der Nähe gesehen.

WERLE. Du hast mich mit den Augen Deiner Mutter gesehen. Senkt ein wenig die Stimme. Aber Du solltest nicht vergessen, daß ihre Augen — zuweilen umnebelt waren.

GREGERS bebend. Ich weiß, worauf Du hinaus willst. Aber wer trägt die Schuld an der unglücklichen Schwäche meiner Mutter? Du und alle diese —! Die letzte von ihnen war dieses Frauenzimmer, mit dem Hjalmar Ekdal verkuppelt wurde, als Du nicht mehr — o!

WERLE zuckt die Achseln. Wort für Wort, — als ob ich Deine Mutter hörte.

GREGERS ohne auf ihn zu achten. — und da sitzt er nun mit seinem großen arglosen Kindergemüte inmitten des Betrugs, — lebt unter einem Dach mit einer solchen —, und ahnt nicht, daß das, was er sein Heim nennt, auf eine Lüge gegründet ist! Einen Schritt näher. Wenn ich auf Deinen ganzen Wandel zurückblicke, so ist mir, als sähe ich ein Schlachtfeld voll hingemordeter Menschenlose.

WERLE. Ich glaube nachgerade selbst, die Kluft zwischen uns ist zu groß.

GREGERS verbeugt sich, mit Selbstbeherrschung. Das habe ich bemerkt. Und deshalb nehme ich auch meinen Hut und gehe.

WERLE. Du gehst? Aus dem Hause?

GREGERS. Ja. Denn jetzt sehe ich endlich eine Aufgabe, für die ich leben kann.

WERLE. Was ist das für eine Aufgabe?

GREGERS. Du würdest ja doch nur lachen, wenn Du es hörtest.

WERLE. Ein einsamer Mann lacht nicht so leicht, Gregers.

GREGERS *zeigt nach dem Hintergrunde.* Sieh mal, Vater, da spielen die Kammerherren Blindekuh mit Frau Sörby. — Gute Nacht und adieu. *Ab durch den Hintergrund rechts. Man hört die Gesellschaft lachen und scherzen; sie wird in dem äußeren Zimmer sichtbar.*

WERLE *murmelt höhnisch hinter Gregers her:* He —! Der Tropf, — und der sagt, er wäre nicht überspannt!

ZWEITER AKT

Hjalmar Ekdals Atelier. Man sieht dem Raum, der ziemlich groß ist, an, daß er ein Bodenzimmer ist. Rechts ein Schrägdach mit großen Glasscheiben, halb verdeckt von einem blauen Vorhang. Oben in der Ecke rechts die Eingangstür; vorn an derselben Seite eine Tür zur Wohnstube. An der Wand links sind ebenfalls zwei Türen und dazwischen ein eiserner Ofen. An der Rückwand ist eine breite Doppeltür, die so eingerichtet ist, daß ihre Teile zur Seite geschoben werden können. Das Atelier ist einfach, aber gemütlich eingerichtet und ausgestattet. Zwischen den Türen rechts, ein wenig von der Wand entfernt, steht ein Sofa mit einem Tisch und einigen Stühlen; auf dem Tisch eine brennende Lampe mit Schirm; im Ofenwinkel ein alter Lehnstuhl. Verschiedene photographische Apparate und Instrumente sind hier und da im Zimmer aufgestellt. An der Rückwand links von der Doppeltür steht ein Regal, worin einige Bücher, Schachteln, Flaschen mit Chemikalien, verschiedenartige Geräte, Werkzeuge und andere Gegenstände. Photographien und Kleinigkeiten wie Pinsel, Papier und ähnliches liegen auf dem Tische.

Gina sitzt auf einem Stuhl am Tisch und näht. Hedwig sitzt auf dem Sofa, die Hände vor den Augen, die Daumen in den Ohren, und liest in einem Buche.

GINA blickt ein paarmal, wie in geheimer Sorge, Hedwig verstohlen an; dann sagt sie: Hedwig!

HEDWIG hört es nicht.

GINA lauter. Hedwig!

HEDWIG nimmt die Hände fort und blickt auf. Ja, Mutter?

GINA. Hedchen, jetzt darfst Du aber nicht länger lesen.

HEDWIG. Ach, Mutter, laß mich doch noch ein bißchen! Nur ein bißchen!

GINA. Nein, nein, Du sollst jetzt das Buch weglegen. Dein Vater mag das nicht; er liest des Abends auch nie.

HEDWIG schlägt das Buch zu. Nein, Vater, der macht sich aus dem Lesen nicht viel.

GINA tut das Nähzeug weg und legt einen Bleistift und ein kleines Heft auf den Tisch. Weißt Du noch, wieviel wir heut für Butter ausgegeben haben?

HEDWIG. Eine Krone und fünfundsechzig Oere.

GINA. Richtig. Notiert. Furchtbar, was hier im Haus für Butter draufgeht. Und dann für Schlackwurst und Käse — laß mal sehen — notiert — und dann für Schinken — hm — zählt zusammen. Das macht ja gleich —

HEDWIG. Und das Bier kommt auch noch dazu.

GINA. Ja, versteht sich. Notiert. Es läuft ins Geld; aber es m u ß ja sein.

HEDWIG. Dafür haben Du und ich ja doch auch kein warmes Mittagessen gebraucht, weil Vater aus war.

GINA. Ja; und das war gut. Na, und dann habe ich ja auch acht Kronen fünfzig für Photographien eingenommen.

HEDWIG. Denk nur, — so viel war das!

GINA. Akkurat acht Kronen fünfzig.

Pause. Gina nimmt ihr Nähzeug wieder zur Hand. Hedwig nimmt Papier und Bleistift und fängt an, etwas zu zeichnen, mit der linken Hand die Augen beschattend.

HEDWIG. Ist es nicht wundernett, Vater auf einem großen Diner beim reichen Herrn Werle zu wissen?

GINA. Das kannst Du doch nicht sagen, daß er beim reichen Herrn Werle ist. Der S o h n hat ihn doch holen lassen. Nach kurzer Pause. Mit dem alten Werle haben wir doch nichts zu schaffen.

HEDWIG. Ich freue mich riesig drauf, wenn Vater nach Hause kommt. Denn er hat versprochen, er will Frau Sörby um etwas Gutes für mich bitten.

GINA. Ja, Du, glaub' man, in d e m Haus, da gibt es Dir gute Sachen!

HEDWIG immer zeichnend. Ein bißchen hungrig bin ich nun auch.

Der a l t e E k d a l mit einem Stoß Papiere unter dem Arm und einem anderen Paket in der Rocktasche, tritt durch die Flurtür ein.

GINA. Wie spät Sie heut nach Hause kommen, Großvater.

EKDAL. Das Kontor war zu. Mußte bei Gråberg warten. Und dann mußte ich durch — hm.

HEDWIG. Haben sie Dir wieder etwas zum Abschreiben gegeben, Großvater?

EKDAL. Den ganzen Stoß hier. Sieh bloß mal.

GINA. Das ist ja fein.

HEDWIG. Und in der Tasche hast Du auch noch ein Paket.

EKDAL. So? Ach was! Das ist weiter nichts. Stellt seinen Stock in den Winkel. Das gibt wieder für eine ganze Zeit Arbeit, das da, Gina. Zieht den einen Flügel der Tür hinten ein wenig zur Seite. Pst! Guckt einen Augenblick in den Raum und schiebt die Tür dann wieder vorsichtig zu. He — he! Sie schlafen schon, alle miteinander. Und s i e hat sich in den Korb gelegt. He — he!

HEDWIG. Bist Du sicher, Großvater, daß sie im Korb nicht friert?

EKDAL. I, was fällt Dir ein! Frieren! In der Masse Stroh? Geht nach der oberen Tür links. Wo sind die Streichhölzer?

GINA. Die Streichhölzer stehen auf der Kommode.

Ekdal ab in sein Zimmer.

HEDWIG. Das ist wirklich gut, daß Großvater wieder die Masse Schreibarbeit bekommen hat.

GINA. Ja, der arme alte Vater. So verdient er sich doch wenigstens ein bißchen Taschengeld.

HEDWIG. Und dann kann er nicht den ganzen Vormittag in der ekligen Madam Eriksen ihrer Kneipe sitzen.

GINA. Das auch, ja. Kurze Pause.

HEDWIG. Glaubst Du, sie sind noch bei Tisch?

GINA. Das weiß der liebe Gott. Kann schon möglich sein.

HEDWIG. Denk bloß, das viele gute Essen, das Vater kriegt. Ich bin sicher, er ist froh und vergnügt, wenn er kommt. Meinst Du nicht auch, Mutter?

GINA. Ja; aber, Du, wenn wir ihm nun noch erzählen könnten, daß wir die Stube vermietet haben.

HEDWIG. Aber d a s ist heut nicht nötig.

GINA. Ach Du, das käme uns aber auch ganz zu paß. Und für uns hat die Stube doch keinen Zweck.

HEDWIG. Nein, ich meine, es ist nicht nötig, weil Vater heut so wie so gut aufgelegt ist. Es ist besser, die Sache mit dem Zimmer, die bleibt für ein ander Mal.

GINA sieht hin zu ihr. Du freust Dich wohl, Vater was Gutes erzählen zu können, wenn er abends nach Hause kommt?

HEDWIG. Ja, — weil es dann hier lustiger ist.

GINA sinnt vor sich hin. Ach ja! Ist auch wahr.

Der alte Ekdal kommt wieder herein und will durch die vorderste Tür links hinausgehen.

GINA wendet sich auf dem Stuhl halb um. Großvater, wollen Sie etwas in der Küche?

EKDAL. Will was, ja. Aber bleib nur sitzen. Ab.

GINA. Er wirtschaftet da draußen doch wohl nicht mit den glühenden Kohlen herum? Wartet einen Augenblick. Hedwig, sieh mal nach, was er da macht.

Ekdal kommt wieder mit einem kleinen Henkelkrug voll dampfenden Wassers.

HEDWIG. Du holst Dir warmes Wasser, Großvater?

EKDAL. Jawohl — tu' ich. Brauch's zu was. Ich muß schreiben, und nun ist die Tinte dick geworden wie Brei, — hm.

GINA. Aber, Großvater, essen Sie doch erst Ihr Abendbrot. Ich habe es Ihnen ja hineingesetzt.

EKDAL. Aus dem Abendbrot, da mache ich mir nichts draus, Gina. Hab' riesig zu tun, sag' ich Dir. Ich will keinen drin haben in meiner Kammer. Keinen, — hm.

Ab in sein Zimmer. Gina und Hedwig wechseln Blicke.

GINA leise. Ahnst Du, woher er das Geld hat?

HEDWIG. Er hat es gewiß von Gråberg.

GINA. Keine Idee. Gråberg schickt ja das Geld immer an mich.

HEDWIG. Dann muß er irgendwo eine Flasche auf Borg genommen haben.

GINA. Armer Großvater; ihm borgt doch keiner was.

Hjalmar im Überzieher, mit grauem Filzhut, kommt von rechts.

GINA wirft das Nähzeug hin und steht auf. Aber, Ekdal, Du bist schon wieder da?

HEDWIG gleichzeitig, springt auf. Nein, daß Du schon nach Haus kommst, Vater!

HJALMAR legt den Hut weg. Ja, es sind die meisten gegangen.

HEDWIG. So zeitig?

HJALMAR. Ja, es war doch ein Diner.

Will den Überrock ausziehen.

GINA. Laß mich Dir helfen.

HEDWIG. Mich auch. Sie ziehen ihm den Rock aus. Gina hängt ihn an der Rückwand auf.

HEDWIG. Waren viel Leute da, Vater?

HJALMAR. Ach nein, nicht viel. Wir waren so etwa zwölf bis vierzehn Personen bei Tisch.

GINA. Und mit den allen hast Du geredet?

HJALMAR. O ja, ein bißchen; hauptsächlich hat mich aber Gregers in Beschlag genommen.

GINA. Ist Gregers noch immer so häßlich?

HJALMAR. Na, schön sieht er ja nicht gerade aus. — Ist der Alte schon zu Hause?

HEDWIG. Ja, Großvater sitzt drin und schreibt.

HJALMAR. Hat er etwas gesagt?

GINA. Nein, was hätte er denn sagen sollen?

HJALMAR. Hat er nicht erzählt, daß —? Ich glaube gehört zu haben, er wäre bei Gråberg gewesen. Ich will ein bißchen zu ihm hineingehen.

GINA. Nee, nee, laß man —

HJALMAR. Wieso? Hat er gesagt, er will mich nicht drin haben?

GINA. Er will heut niemand drin haben —

HEDWIG macht ein Zeichen. Hm — hm!

GINA merkt es nicht. — er ist hier gewesen und hat sich warmes Wasser geholt —

HJALMAR. Aha! nun sitzt er und —?

GINA. Wird schon so sein.

HJALMAR. Herrgott, — mein armer, alter, greiser Vater —! Ja, laßt ihn nur sitzen und sich recht ordentlich was zugute tun.

Der alte Ekdal im Hausrock mit brennender Tabakspfeife kommt aus seinem Zimmer.

EKDAL. Wieder da? 's war mir doch auch, als hört' ich Deine Stimme.

HJALMAR. Diesen Augenblick bin ich gekommen.

EKDAL. Du hast mich wohl nicht gesehen, Du?

HJALMAR. Nein; aber es hieß, Du wärst durchs Zimmer gegangen —; und da bin ich Dir nachgekommen.

EKDAL. Hm, nett von Dir, Hjalmar. — Was waren denn das eigentlich alles für Leute?

HJALMAR. O, so allerlei Leute. Da war der Kammerherr Flor und Kammerherr Balle und Kammerherr Kaspersen und Kammerherr Soundso; was weiß ich —

EKDAL nickt. Hast Du gehört, Gina! Er ist mit lauter Kammerherren zusammengewesen.

GINA. Ja, das geht jetzt riesig fein zu in dem Haus.

HEDWIG. Haben die Kammerherren gesungen, Vater? Oder was vorgetragen?

HJALMAR. Nein, sie haben nur gekohlt. Und dann verlangten sie von mir, ich sollte ihnen was vordeklamieren; aber dazu kriegten sie mich nicht.

EKDAL. Kriegten sie Dich nicht?

GINA. Das hättest Du aber doch tun können.

HJALMAR. Nein; man braucht doch nicht gleich nach eines jeden Pfeife zu tanzen. Spaziert im Zimmer umher. Ich wenigstens tu's nicht.

EKDAL. I nein, Hjalmar, der ist nicht so ohne weiteres zu haben.

HJALMAR. Ich weiß nicht, warum gerade ich für die Unterhaltung sorgen soll, wenn ich einmal unter Menschen gehe. Laß die anderen sich doch anstrengen. Die Bande geht da von einer Futterstelle zur andern und frißt und säuft tagaus, tagein. So sollen sie sich auch hübsch nützlich machen für das viele gute Essen, das sie kriegen.

GINA. Das hast Du doch wohl nicht gesagt?

HJALMAR trällernd. Ho — ho — ho —; sie haben so allerhand zu hören bekommen.

EKDAL. Und das hast Du den Kammerherren ins Gesicht gesagt!

HJALMAR. Wird schon so gewesen sein. Hinwerfend. Und später hatten wir einen kleinen Disput über Tokayer.

EKDAL. Tokayer? Du, das ist ein feiner Wein!

HJALMAR bleibt stehen. Er k a n n fein sein. Aber ich will Dir sagen, nicht alle Jahrgänge sind gleich fein; es kommt ganz darauf an, wieviel Sonne die Trauben bekommen haben.

GINA. Nein, Du weißt aber auch alles, Ekdal.

EKDAL. Und darüber fingen sie zu disputieren an?

HJALMAR. Sie wollten's versuchen; aber dann wurde ihnen begreiflich gemacht, daß es mit den Kammerherren genau dasselbe wäre. Von denen wären auch nicht alle Jahrgänge gleich fein — wurde gesagt!

GINA. Nein, auf was Du nicht alles kommst!

EKDAL. He — he! Und das kriegten sie unter die Nase gerieben?

HJALMAR. Ins Gesicht kriegten sie's.

EKDAL. Du, Gina, er hat's den Kammerherren ins Gesicht gesagt.

GINA. Nein, denk nur, ins Gesicht.

HJALMAR. Ja, aber ich wünsche nicht, daß darüber gesprochen wird. So etwas erzählt man nicht weiter. Die ganze Sache verlief ja auch natürlich in aller Freundschaft. Es waren ja doch nette, gemütliche Leute; weshalb sollte ich sie denn verletzen? Nein!

EKDAL. Aber, ins Gesicht —

HEDWIG schmeichelnd. Wie famos Du im Frack aussiehst. Der Frack kleidet Dich fein, Vater.

HJALMAR. Ja, nicht wahr? Und der hier paßt mir wirklich ganz großartig. Er sitzt wie angegossen; — vielleicht 'ne Idee zu eng unter'm Arm —; hilf mir, Hedwig. Zieht den Frack aus. Ich ziehe lieber die Jacke an. Wo ist die Jacke, Gina?

GINA. Da ist sie. Bringt die Jacke und hilft ihm.

HJALMAR. So! Vergiß nur nicht, daß Molvik den Frack gleich morgen früh wiederbekommt.

GINA legt den Frack hin. Wird schon besorgt.

HJALMAR reckt sich. Ah, das ist doch viel gemütlicher. Und so eine lose und bequeme Haustracht paßt auch besser zu meiner ganzen Erscheinung. Meinst Du nicht auch, Hedwig?

HEDWIG. Ja, Vater!

HJALMAR. Besonders, wenn ich die Kravatte so in zwei flatternde Enden schlinge —; sieh mal, so —! — Was?

HEDWIG. Ja, das steht gut zu dem Knebelbart und dem dichten, krausen Haar.

HJALMAR. Kraus möchte ich es eigentlich nicht nennen, eher noch lockig.

HEDWIG. Ja, denn es ist so langgekräust.

HJALMAR. Eigentlich gelockt.

HEDWIG nach kurzer Pause, zupft ihn an der Jacke. Vater!

HJALMAR. Na, was ist?

HEDWIG. O, das weißt Du ganz gut.

HJALMAR. Ich weiß wirklich nicht; — nein.

HEDWIG lachend und weinerlich. O doch, Vater; Du darfst mich jetzt nicht länger quälen!

HJALMAR. Aber was *ist* denn?

HEDWIG rüttelt ihn. Unsinn! Gib es nur jetzt her, Vater! Du weißt doch — das Gute, das Du mir versprochen hast.

HJALMAR. Ach! Herrgott — daß ich das vergessen mußte!

HEDWIG. Vater, Du willst mich nur necken. Schäm' Dich! Wo hast Du es denn?

HJALMAR. Ich habe es wahrhaftig vergessen. Aber wart' einmal! Ich habe doch noch etwas für Dich, Hedwig. Geht und sucht in den Fracktaschen.

HEDWIG springt umher und klatscht in die Hände. Ach, Mutter, Mutter!

GINA. Siehst Du, wenn Du nur Geduld hast, so —

HJALMAR mit einem Papier. Sieh — da ist er.

HEDWIG. D a s da? Das ist ja bloß ein Stück Papier.

HJALMAR. Du, das ist der Speisezettel. Der ganze Speisezettel. Da steht „Menu“; das heißt Speisezettel.

HEDWIG. Sonst hast Du nichts?

HJALMAR. Du hörst doch, das andere habe ich vergessen. Aber Du kannst mir auf mein Wort glauben: die Leckereien, die sind nur ein armseliges Vergnügen. Setz' Dich jetzt nur an den Tisch und lies die Karte vor: dann werde ich Dir beschreiben, wie die Gerichte schmecken. Da, — Hedwig.

HEDWIG würgt die Tränen hinunter. Danke. Sie setzt sich, jedoch ohne zu lesen; Gina macht ihr Zeichen; Hjalmar merkt es.

HJALMAR geht im Zimmer umher. Ein Familienvater soll aber auch an die unglaublichsten Dinge denken; und vergißt er nur einmal die kleinste Kleinigkeit, gleich sieht er saure Mienen! Na, man gewöhnt sich auch an so etwas. Bleibt neben dem Alten am Ofen stehen. Hast Du heut abend da hinein geguckt, Vater?

EKDAL. Kannst Du Dir doch wohl denken. Sie ist in den Korb.

HJALMAR. So? In den Korb? Sie fängt also an, sich dran zu gewöhnen.

EKDAL. Ja, freilich; das habe ich doch vorausgesagt. Da sind nun aber doch einige kleine Sachen —

HJALMAR. Etliche Verbesserungen, ja.

EKDAL. Die aber doch gemacht werden m ü s s e n.

HJALMAR. Ja, reden wir ein bißchen von den Verbesserungen, Vater. Komm her, setzen wir uns aufs Sofa.

EKDAL. Schön! Hm! — Will aber erst noch die Pfeife stopfen; — muß sie wohl auch reinigen. Hm.

Ab in sein Zimmer.

GINA lächelt Hjalmar zu. Die Pfeife reinigen, Du!

HJALMAR. Na ja, ja, Gina, laß ihn nur —; den armen schiffbrüchigen Greis. — Ja, die Verbesserungen, — es ist das beste, wir machen sie gleich morgen.

GINA. Morgen wirst Du wohl keine Zeit haben, Ekdal.

HEDWIG einfallend. O doch, Mutter.

GINA. — denn vergiß nicht die Kopien, die retussiert werden müssen. Die Leute haben schon so oft danach geschickt.

HJALMAR. So! Also wieder die Kopien! Die werden schon noch fertig. Sind vielleicht neue Bestellungen gekommen?

GINA. Leider nein; morgen habe ich bloß die beiden Porträts, wie Du weißt.

HJALMAR. Sonst nichts? Natürlich, wenn man die Hände in den Schoß legt —

GINA. Aber was soll ich denn tun? Ich meine, ich rücke es doch soviel wie möglich in die Zeitungen ein.

HJALMAR. Ach, in die Zeitungen, in die Zeitungen! Du siehst ja, was das nützt. Und wegen der Stube, da war wohl auch niemand da?

GINA. Nein, noch nicht.

HJALMAR. Das war ja zu erwarten. Wenn man sich nicht umtut, so —. Man muß sich ordentlich zusammennehmen, Gina!

HEDWIG geht zu ihm. Soll ich Dir nicht die Flöte holen, Vater?

HJALMAR. Nein; keine Flöte; ich brauche keine Freuden auf dieser Welt. Geht umher. Ja, morgen will ich arbeiten, daß es 'ne Art hat. Daran soll es nicht fehlen. Ich werde arbeiten, soweit meine Kräfte reichen —

GINA. Aber liebster, bester Ekdal, so habe ich das ja gar nicht gemeint.

HEDWIG. Vater, soll ich nicht eine Flasche Bier hereinholen?

HJALMAR. Nein, auf keinen Fall. Nur keine Umstände für mich. Bleibt stehen. Bier? — Hast Du von Bier gesprochen?

HEDWIG lebhaft. Ja, Vater; schönes, frisches Bier.

HJALMAR. Na, — wenn Du durchaus willst, so hol' meinetwegen eine Flasche herein.

GINA. Ja, tu das; dann werden wir es uns gemütlich machen.

Hedwig läuft auf die Küchentür zu.

HJALMAR am Ofen, hält sie auf, sieht sie an, nimmt ihren Kopf in seine Hände und drückt sie an sich. Hedwig! Hedwig!

HEDWIG froh und in Tränen. O, Du lieber Vater!

HJALMAR. Nein, nenn mich nicht so! Da hab' ich nun am Tisch des reichen Mannes gesessen und zugegriffen, — habe gesessen und geschwelgt an der strotzenden Tafel! — Und doch konnte ich —!

GINA am Tische sitzend. Ach, Unsinn, Unsinn, Ekdal.

HJALMAR. Doch! Aber Ihr dürft es nicht so genau mit mir nehmen. Ihr wißt ja, daß ich Euch doch lieb habe.

HEDWIG umarmt ihn. Und wir haben Dich so furchtbar lieb, Vater!

HJALMAR. Und wenn ich dann und wann einmal ungemütlich sein sollte, so — Herrgott — so vergeßt nicht, daß ich ein Mann bin, der von einem Heer von Sorgen bestürmt wird. Na! Trocknet die Augen. Kein Bier in solchem Augenblick. Gib mir die Flöte.

Hedwig läuft an das Regal und holt sie.

HJALMAR. Danke schön! So ist es recht. Mit der Flöte in der Hand und mir zur Seite Ihr beiden — o!

Hedwig setzt sich zu Gina an den Tisch; Hjalmar geht auf und ab, setzt kräftig ein und spielt einen böhmischen Volkstanz, aber in langsamem, elegischem Tempo und mit gefühlvollem Vortrag.

HJALMAR bricht ab im Spiel, reicht Gina die linke Hand und sagt bewegt: Mag's immerhin eng und ärmlich unter unserem Dache sein, Gina — es ist doch eine Heimstatt. Und ich sage Euch: hier ist gut sein!

Beginnt wieder zu spielen; gleich darauf klopft es an der Flurtür.

GINA steht auf. Still, Ekdal, — ich glaube, es kommt wer.

HJALMAR legt die Flöte auf das Regal. Was ist denn nun schon wieder!

Gina geht und öffnet die Tür.

GREGERS WERLE draußen auf dem Flur. Verzeihung —

GINA weicht ein wenig zurück. Oh!

GREGERS. — wohnt hier nicht der Photograph Ekdal?

GINA. Jawohl.

HJALMAR geht an die Tür. Gregers? Du bist es doch? Na, so komm nur herein.

GREGERS tritt ein. Ich habe Dir ja gesagt, ich würde bei Dir vorsprechen.

HJALMAR. Aber heut abend noch —? Du hast die Gesellschaft verlassen?

GREGERS. Die Gesellschaft sowohl wie mein väterliches Haus. — Guten Abend, Frau Ekdal. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen?

GINA. O ja, der junge Herr Werle ist nicht so schwer zu erkennen.

GREGERS. Nein; ich sehe ja meiner Mutter ähnlich; und ihrer entsinnen Sie sich wohl.

HJALMAR. Du hast das Haus verlassen, sagst Du?

GREGERS. Jawohl, ich bin in ein Hotel gezogen.

HJALMAR. Ja, so. Na, da Du nun einmal da bist, so leg' ab und nimm Platz.

GREGERS. Danke sehr.

Legt den Überzieher ab. Er hat sich umgekleidet und trägt einen einfachen grauen Tuchanzug von ländlichem Schnitt.

HJALMAR. Komm her, aufs Sofa. Mach' es Dir bequem.

Gregers setzt sich aufs Sofa, Hjalmar auf einen Stuhl am Tisch.

GREGERS sieht sich im Zimmer um. Hier also hausest Du, Hjalmar. Hier also wohnst Du.

HJALMAR. Das hier ist das Atelier, wie Du wohl siehst —

GINA. Aber hier ist mehr Platz, und deshalb halten wir uns am liebsten hier auf.

HJALMAR. Früher wohnten wir besser; aber diese Wohnung hat e i n e n großen Vorzug: hier sind prächtige Nebengelasse —

GINA. Und dann haben wir auf der andern Seite des Flurs eine Stube, die wir vermieten können.

GREGERS zu Hjalmar. So, so, — Du hast auch Aftermieter?

HJALMAR. Nein, noch nicht. Das geht nicht so rasch, sieh mal. Man muß sich umtun. Zu Hedwig. Aber, Du, wo bleibt denn das Bier?

Hedwig nickt und geht in die Küche.

GREGERS. D a s ist also Deine Tochter?

HJALMAR. Ja, das ist Hedwig.

GREGERS. Und sie ist Euer einziges Kind?

HJALMAR. Sie ist das einzige, jawohl. Sie ist auf der Welt unsere höchste Freude, und — senkt die Stimme — sie ist auch unser tiefster Schmerz, Gregers.

GREGERS. Was sagst Du da!

HJALMAR. Ja, Gregers; denn es besteht die drohende Gefahr, daß sie das Augenlicht verlieren wird.

GREGERS. Blind wird!

HJALMAR. Ja. Bis jetzt sind nur die ersten Anzeichen zu spüren; und es kann ja auch noch eine ganze Weile gut gehen. Aber der Arzt hat es uns vorausgesagt. Es ist unabwendbar.

GREGERS. Das ist ja ein schreckliches Unglück. Wie hat sie das bekommen?

HJALMAR seufzt. Wahrscheinlich durch Vererbung.

GREGERS betroffen. Vererbung?

GINA. Ekdals Mutter hatte auch schwache Augen.

HJALMAR. Ja, das sagt Vater; ich kann mich ihrer ja nicht entsinnen.

GREGERS. Armes Kind. Und wie trägt sie's?

HJALMAR. Ach, Du kannst Dir wohl denken, daß wir's nicht übers Herz bringen, ihr so etwas zu sagen. Sie hat keine Ahnung von der Gefahr. Froh und sorglos und zwitschernd wie ein kleiner Vogel flattert sie hinein in die ewige Nacht des Lebens. Überwältigt. O, das ist namenlos hart für mich, Gregers.

H e d w i g bringt einen Präsentierteller mit Bier und Gläsern und stellt ihn auf den Tisch.

HJALMAR ihr Haar streichelnd. Danke, danke, Hedwig.

Hedwig schlingt den Arm um seinen Hals und flüstert ihm etwas ins Ohr.

HJALMAR. Nein. Butterbrot jetzt nicht. Mit einem Blick auf Gregers. Oder vielleicht nimmt Gregers einen Bissen?

GREGERS ablehnend. Nein, nein, danke.

HJALMAR noch immer wehmütig. Na, bring man doch ein bißchen. Wenn Du eine Kante hättest, so wär' es mir lieb. Und spar' mir nur ja die Butter nicht, Du.

Hedwig nickt vergnügt und geht wieder in die Küche.

GREGERS, der ihr mit den Blicken gefolgt ist. Sonst sieht sie recht frisch und gesund aus, finde ich.

GINA. Sonst hat sie ja auch, Gott sei Dank, kein Manko nicht.

GREGERS. Sie wird Ihnen gewiß mit der Zeit ähnlich werden, Frau Ekdal. Wie alt ist sie jetzt eigentlich?

GINA. Hedwig ist nun bald akkurat vierzehn Jahre. Sie hat übermorgen Geburtstag.

GREGERS. Dann ist sie ziemlich groß für ihr Alter.

GINA. Ja, im letzten Jahr ist sie mächtig in die Höhe geschossen.

GREGERS. An denen, die heranwachsen, sieht man am besten, wie alt man selber wird. — Wie lange sind Sie nun schon verheiratet?

GINA. Verheiratet sind wir jetzt so die —; jawohl, bald fünfzehn Jahre.

GREGERS. Denken Sie nur an, so lange schon!

GINA wird aufmerksam; sieht ihn an. Jawohl — allerdings.

HJALMAR. Ja, gewiß. Es fehlen ein paar Monate an fünfzehn Jahren. Geht darüber hinweg. Dir muß die Zeit da oben auf dem Werk recht lang geworden sein, Gregers.

GREGERS. Jawohl, — während ich sie durchlebte; — jetzt hinterher weiß ich kaum, wo die Zeit geblieben ist.

Der alte Ekdal kommt aus seinem Zimmer, ohne Pfeife, aber mit seiner alten Militärmütze auf dem Kopfe; sein Gang ist ein wenig unsicher.

EKDAL. So, Hjalmar, nun können wir uns setzen und über die Geschichte reden — hm. Was ist denn das da?

HJALMAR geht ihm entgegen. Vater, da ist wer. Gregers Werle —. Ich weiß nicht, ob Du Dich seiner noch erinnerst.

EKDAL sieht Gregers an, der aufgestanden ist. Werle? Ist das der Sohn, das? Was will er von mir?

HJALMAR. Nichts. Er besucht m i c h.

EKDAL. Na, dann ist also weiter nichts los?

HJALMAR. Kein Gedanke — nein.

EKDAL schwingt die Arme. Nicht d e s wegen, siehst Du. Ich bin nicht bange, aber —

GREGERS geht auf ihn zu. Ich wollte Sie nur von den alten Jagdgründen grüßen, Herr Leutnant.

EKDAL. Jagdgründen?

GREGERS. Jawohl, beim Höjdalswerk da oben.

EKDAL. Ach so, da oben. Ja, da war ich gut bekannt dazumal.

GREGERS. Sie waren damals ein gewaltiger Jäger.

EKDAL. I freilich. Wird wohl so sein. Sie sehen die Montur an. Ich frage keinen um Erlaubnis, ob ich sie hier drin tragen darf. Wenn ich nur nicht damit auf die Straße gehe, so —

Hedwig bringt einen Teller mit Butterbrot, den sie auf den Tisch stellt.

HJALMAR. Nun setz' Dich, Vater, und nimm ein Glas Bier. Bitte, Gregers.

Ekdal murmelt etwas und stolpert nach dem Sofa. Gregers setzt sich auf den ihm zunächst stehenden Stuhl, Hjalmar an Gregers' andere Seite. Gina sitzt ein wenig vom Tische entfernt und näht. Hedwig steht bei ihrem Vater.

GREGERS. Wissen Sie noch, Herr Leutnant, wie Hjalmar und ich da oben zu Ihnen auf Besuch kamen im Sommer und um die Weihnachtszeit?

EKDAL. So? Taten Sie das? Nein, nein, nein, — habe keine Ahnung. Aber darf schon sagen, bin 'n scharfer Jäger gewesen. Habe auch Bären geschossen. Habe an die neun Stück geschossen.

GREGERS sieht ihn teilnehmend an. Und nun gehen Sie gar nicht mehr auf die Jagd.

EKDAL. O, sagen Sie das nicht, mein Lieber. Tu schon noch jagen ab und zu mal. Freilich nicht auf d i e Art! Denn der Wald, sehen Sie, — der Wald, der Wald —! Trinkt. Was macht der Wald? Ist er schön?

GREGERS. Nicht so stolz als wie zu Ihrer Zeit. Er ist stark gelichtet.

EKDAL. Gelichtet? Leiser, gleichsam ängstlich. Das ist 'n gefährliches Geschäft. Das bleibt nicht ohne Folgen. Der Wald, der hat Rache.

HJALMAR füllt ihm das Glas. Bitt' schön, Vater; noch einen Schluck.

GREGERS. Wie kann ein Mann wie Sie — so ein Freiluftmensch — mitten in einer qualmigen Stadt, zwischen vier engen Wänden leben?

EKDAL kichert und zwinkert zu Hjalmar hinüber. Ach, hier ist es so übel nicht. Gar nicht so übel.

GREGERS. Aber wo ist hier das zu finden, womit Ihr Herz verwachsen ist? Die frische, erquickende Luft, das freie Leben im Walde und auf der Halde, unter Wild und Vögeln —?

EKDAL lächelt. Hjalmar, wollen wir's ihm zeigen?

HJALMAR schnell und ein wenig verlegen. Ach nein, Vater, nein; heut nicht.

GREGERS. Was will er mir zeigen?

HJALMAR. Ach, es ist weiter nichts —; Du siehst es schon noch ein ander Mal.

GREGERS fährt, zum Alten gewendet, fort. Was ich eigentlich sagen wollte, Herr Leutnant: Sie sollten mit mir da hinauf kommen; denn ich reise schon bald wieder ab. Sie können da auch Schreibarbeit bekommen. Und hier haben Sie ja doch absolut nichts, was Sie trösten oder erquicken könnte.

EKDAL starrt ihn erstaunt an. Ich habe absolut nichts, was — —!

GREGERS. Na ja, Sie haben Hjalmar; aber der hat doch wieder seine Familie. Und ein Mann wie Sie,

der sich immer hingezogen fühlte zu allem Freien und Urwüchsigen —

EKDAL schlägt auf den Tisch. Hjalmar, nun soll er es sehen!

HJALMAR. Vater, so laß doch, — wozu denn? Es ist ja dunkel —

EKDAL. Unsinn! Es ist doch Mondschein. Steht auf. Er soll es sehen, sage ich. Laß mich durch. Komm, Hjalmar, und hilf mir!

HEDWIG. Ach ja, tu's, Vater!

HJALMAR steht auf. Na, meinetwegen.

GREGERS zu Gina. Was ist denn eigentlich?

GINA. Ach, glauben Sie nur nicht, daß es weiter was Besonderes ist.

Ekdal und Hjalmar sind zur Rückwand gegangen und schieben von der Tür jeder einen Flügel zur Seite; Hedwig hilft dem Alten; Gregers bleibt am Sofa stehen; Gina näht unbekümmert weiter. Durch die Türöffnung wird ein großer, langgestreckter Bodenraum von unregelmäßiger Gestalt mit Gewinkel und ein paar freistehenden Schornsteinen sichtbar. Dachluken, durch die das klare Mondlicht auf einzelne Teile des großen Raumes fällt; andere liegen in tiefem Schatten.

EKDAL zu Gregers. Dürfen schon näher treten, Sie!

GREGERS geht zu ihnen. Was ist denn das eigentlich?

EKDAL. Können ja selbst nachsehen! Hm!

HJALMAR ein wenig verlegen. Das gehört Vater, weißt Du.

GREGERS an der Tür, sieht in den Bodenraum. Sie halten ja Hühner, Herr Leutnant!

EKDAL. Und ob wir Hühner halten! Sie sind jetzt aufgeflogen. Aber Sie sollten die Hühner nur mal bei Tage sehen, Sie!

HEDWIG. Und dann ist auch — —

EKDAL. Pst — pst! Noch nichts sagen.

GREGERS. Und Tauben, sehe ich, haben Sie auch.

EKDAL. O ja! Werden schon auch Tauben haben! Die haben ihre Brutkästen da oben unter der Dachtraufe; denn die Tauben, die wollen gern recht hoch sitzen, wissen Sie.

HJALMAR. Das ist auch nicht alles eine gewöhnliche Sorte Tauben.

EKDAL. Gewöhnliche Sorte! Meiner Treu, nein. Wir haben Tummler; und ein paar Kropftauben haben wir auch. Aber kommen Sie nur her! Sehen Sie den Kasten da hinten an der Wand?

GREGERS. Ja, wozu brauchen Sie den?

EKDAL. Da liegen die Kaninchen des Nachts, mein Lieber.

GREGERS. So? Kaninchen haben Sie auch?

EKDAL. Donnerwetter ja, das können Sie sich doch denken, daß wir Kaninchen haben. Du, Hjalmar, er fragt, ob wir Kaninchen haben! Hm! Aber nun kommt das Wahre, sehen Sie. N u n kommt es! Geh weg da, Hedwig. Stellen Sie sich hierher; so; ja, — und nun sehen Sie da hinunter. — Sehen Sie da nicht einen Korb mit Stroh drin?

GREGERS. Ja. Und ich sehe, es liegt ein Vogel im Korb.

EKDAL. Hm! — „ein Vogel“ —

GREGERS. Ist das nicht eine Ente?

EKDAL verletzt. Wird schon so sein.

HJALMAR. Aber w a s für eine Ente, glaubst Du?

HEDWIG. Das ist keine gemeine Ente —

EKDAL. Pst!

GREGERS. Und eine türkische Ente ist es auch nicht.

EKDAL. Nein, Herr — Werle; das ist keine türkische Ente; denn das ist eine Wildente.

GREGERS. Wirklich? Eine wilde Ente?

EKDAL. Jaha, so ist's. Der „Vogel“, wie Sie sagten, — der ist eine Wildente. U n s e r e Wildente, mein Lieber.

HEDWIG. M e i n e Wildente. Denn m i r gehört sie.

GREGERS. Und die kann hier oben auf dem Boden leben? Und gedeihen?

EKDAL. Natürlich hat sie einen Trog mit Wasser, wo sie drin planschen kann.

HJALMAR. Einen Tag um den anderen kriegt sie frisches Wasser.

GINA wendet sich zu Hjalmar. Aber lieber Ekdal, Du, es wird hier eiskalt.

EKDAL. Hm, dann wollen wir zumachen. Lohnt sich auch nicht, sie in der Nachtruhe zu stören. Faß an, Hedwig.

Hjalmar und Hedwig schieben die Bodentür zu.

EKDAL. Ein ander Mal können Sie sich sie ordentlich ansehen. Setzt sich in den Lehnstuhl am Ofen. Sie, glauben Sie man, die Wildenten, das ist was ganz Merkwürdiges.

GREGERS. Wie haben Sie sie denn nur gefangen, Herr Leutnant?

EKDAL. Habe sie gar nicht gefangen. Wir verdanken sie hier wem in der Stadt.

GREGERS stutzt ein wenig. Doch wohl nicht etwa meinem Vater?

EKDAL. Gewiß doch. Dem und keinem sonst. Hm.

HJALMAR. Es ist doch komisch, Gregers, wie Du das erraten konntest.

GREGERS. Du hast mir ja schon erzählt, daß Du meinem Vater so mancherlei verdankst; und da dachte ich mir so —

GINA. Aber wir haben die Ente nicht von Herrn Werle selbst —

EKDAL. Deshalb verdanken wir sie Håken Werle doch, Gina. Zu Gregers. Er war mit seinem Boot draußen, wissen Sie, und da schoß er auf sie. Aber er hat doch man schwache Augen, Ihr Vater. Hm; und da wurde sie nur angeschossen.

GREGERS. Na ja; sie hat ein paar Schrotkörner abgekriegt.

HJALMAR. Ja, vielleicht drei oder vier Stück.

HEDWIG. Sie hat sie unter den Flügel gekriegt und da konnte sie nicht fliegen.

GREGERS. Und da ging sie wohl in die Tiefe?

EKDAL schläfrig mit schwerer Zunge. Ist doch natürlich. Machen die Wildenten immer. Sinken, — bis es nicht

mehr weiter geht, mein Lieber; — beißen sich fest in Tang und Algen — und dem Teufelszeug, das sonst noch da unten ist. Und dann kommen sie nie wieder herauf.

GREGERS. Aber I h r e Wildente ist doch wieder heraufgekommen, Herr Leutnant.

EKDAL. Er hatte so einen fabelhaft scharfen Hund, Ihr Vater. — Und der Hund — der tauchte nach und holte die Ente wieder herauf.

GREGERS zu Hjalmar gewendet. Und da habt Ihr sie bekommen?

HJALMAR. Nicht gleich; erst kam sie zu Deinem Vater ins Haus; aber da wollte sie nicht recht gedeihen. Und da erhielt Pettersen den Auftrag, sie zu schlachten—

EKDAL halb im Schlaf. Hm — ja, Pettersen — der Schafskopf —

HJALMAR spricht leiser. Auf diesem Wege, siehst Du, haben wir sie bekommen; denn Vater kennt Pettersen ein bißchen; und als er die Geschichte mit der Wildente hörte, da setzte er es durch, daß sie ihm überlassen wurde.

GREGERS. Und da drin auf dem Boden, da gedeiht sie nun famos?

HJALMAR. Na, und ob! Sie ist fett geworden. Na, nun ist sie ja auch schon so lange da drin, daß sie das alte wilde Leben ganz vergessen hat. Und das ist ja doch die Hauptsache.

GREGERS. Da hast Du ganz recht, Hjalmar. Laß sie nur nicht einmal Himmel und Meer sehen —. Aber jetzt darf ich nicht länger bleiben; denn ich glaube, Dein Vater schläft.

HJALMAR. Ach, deshalb —

GREGERS. Richtig, ja, — hast Du nicht gesagt, Du hättest ein Zimmer zu vermieten, — ein unbewohntes Zimmer?

HJALMAR. Ja. Was ist damit? Weißt Du vielleicht wen —?

GREGERS. Kann i c h das Zimmer haben?

HJALMAR. Du?
GINA. Nicht doch —, Herr Werle —
GREGERS. Kann ich das Zimmer haben? Dann ziehe ich gleich morgen früh ein.
HJALMAR. Aber mit dem größten Vergnügen —
GINA. Nicht doch, Herr Werle, das ist gar kein Zimmer für S i e.
HJALMAR. Aber Gina, wie kannst Du nur so etwas sagen?
GINA. Doch. Denn das Zimmer ist weder groß genug, noch hell genug, und —
GREGERS. Das kommt nicht so genau drauf an, Frau Ekdal.
HJALMAR. Ich sollte doch meinen, es ist ein ganz hübsches Zimmer; und auch gar nicht so übel möbliert.
GINA. Aber vergiß nicht die beiden, die drunter wohnen.
GREGERS. Was sind denn das für Leute?
GINA. Ach, einer, der Hauslehrer gewesen ist, —
HJALMAR. Ein gewisser Kandidat Molvik.
GINA. — und dann ein Doktor, der Relling heißt.
GREGERS. Relling? Den kenne ich oberflächlich; er hat eine Zeitlang oben auf Höjdal praktiziert.
GINA. Das sind so recht ein paar weitläuftige Mannsbilder. Abends gehen sie oft auf den Bummel, und dann kommen sie nachts mächtig spät nach Haus, und da sind sie nicht immer so —
GREGERS. An so etwas gewöhnt man sich bald. Ich hoffe, es geht mir, wie der Wildente —
GINA. Hm, ich meine, Sie sollten es noch erst eine Nacht überschlafen.
GREGERS. Sie nehmen mich wohl sehr ungern ins Haus, Frau Ekdal?
GINA. I Gott, wie können Sie so was glauben?
HJALMAR. Ja, es ist wirklich sonderbar von Dir, Gina. Zu Gregers. Doch sag' mal, Du gedenkst nun fürs erste in der Stadt zu bleiben?

GREGERS zieht seinen Überzieher an. Ja, ich gedenke jetzt hier zu bleiben.

HJALMAR. Aber nicht in Deinem väterlichen Hause? Was willst Du denn anfangen?

GREGERS. Ja, Du, wenn ich das nur wüßte — dann wäre ich nicht so übel dran. Aber wenn man das Kreuz hat, Gregers zu heißen — „Gregers" — und auch noch „Werle"; Du, hast Du schon mal so etwas Ekliges gehört?

HJALMAR. Ach, das finde ich gar nicht.

GREGERS. Äh! Pfui! Ich hätte Lust, den Kerl anzuspucken, der so heißt. Aber wenn man nun einmal das Kreuz hat, Gregers — Werle zu sein auf dieser Welt, wie ich es bin —

HJALMAR lacht. Haha, wenn Du nicht Gregers Werle wärst, was möchtest Du denn sonst sein?

GREGERS. Hätte ich die Wahl, so möchte ich am liebsten ein flinker Hund sein.

GINA. Ein Hund!

HEDWIG unwillkürlich. Ach nein?!

GREGERS. Ja, ein Hund, ein rechter Ausbund von Flinkheit, so einer, der untertaucht nach Wildenten, wenn sie sinken und sich in Tang und Algen festbeißen unten im Morast.

HJALMAR. Weißt Du was, Gregers, — davon verstehe ich keine Silbe.

GREGERS. Ach, einen besonderen Sinn hat es auch nicht. Na, also morgen früh — ziehe ich ein. Zu Gina. Viel Arbeit werden Sie mit mir nicht haben; denn ich mache alles selbst. Zu Hjalmar. Morgen reden wir weiter. — Gute Nacht, Frau Ekdal. Nickt Hedwig zu. Gute Nacht!

GINA. Gute Nacht, Herr Werle.

HEDWIG. Gute Nacht.

HJALMAR, der ein Licht angezündet hat. Einen Augenblick, ich will Dir leuchten; es ist gewiß dunkel auf der Treppe.

Gregers und Hjalmar ab durch die Flurtür.

GINA sieht vor sich hin, das Nähzeug im Schoß. War das nicht ein wunderlicher Schnack, er möchte gern ein Hund sein?

HEDWIG. Ich will Dir etwas sagen, Mutter, — ich glaube, er hat etwas andres damit gemeint.

GINA. Was sollte denn das gewesen sein?

HEDWIG. Das weiß ich nicht; aber es war, wie wenn er etwas andres meinte, als was er sagte — die ganze Zeit.

GINA. Glaubst Du? Ja, sonderbar war's.

HJALMAR kommt zurück. Die Lampe brannte noch. Löscht das Licht aus und stellt es weg. Na, endlich kann man einen Bissen zu sich nehmen. Fängt an, Butterbrot zu essen. Na, siehst Du, Gina, — wenn man sich nur umtut, so —

GINA. Wieso umtut?

HJALMAR. Ja, ist es denn nicht ein Glück, daß wir die Stube endlich einmal vermietet haben. Und denk nur, — an einen Menschen wie Gregers, — an einen alten, guten Freund.

GINA. Ja, ich — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

HEDWIG. Ach Mutter, Du sollst sehen, wie nett es wird!

HJALMAR. Du bist aber auch sonderbar. Zuerst warst Du wie versessen drauf, die Stube los zu werden; und nun ist es Dir nicht recht.

GINA. Ja, Ekdal, — wenn es bloß ein andrer gewesen wäre, so —. Aber was glaubst Du, wird der alte Werle sagen?

HJALMAR. Der alte Werle? Was kümmert den das?!

GINA. Aber Du kannst Dir doch denken, daß es zwischen denen wieder 'nen Krach gegeben hat, wenn der junge das Haus verläßt. Du weißt ja, wie die beiden miteinander stehen.

HJALMAR. Ja, mag sein, aber —

GINA. Und nun glaubt am Ende der Alte, Du steckst dahinter —

HJALMAR. So laß ihn glauben, was er will! Der alte Werle hat furchtbar viel für mich getan. Herrgott ja, — das erkenne ich an. Aber deshalb kann ich mich doch nicht für ewige Zeiten von ihm abhängig machen.

GINA. Aber, bester Ekdal, vielleicht muß Großvater dran glauben; am Ende verliert er nun das kleine bißchen Verdienst, das er bei Gråberg hat.

HJALMAR. Fast hätte ich gesagt: wenn es doch so käme! Ist es nicht demütigend für einen Mann wie mich, seinen alten grauen Vater wie einen Ausgestoßenen herumlaufen zu sehen? Aber nun ist bald die Zeit erfüllt, denke ich. Nimmt ein frisches Butterbrot. Habe ich einmal eine Aufgabe im Leben, so führe ich sie auch durch!

HEDWIG. Ach ja, Vater! Tu das!

GINA. Pst; weck ihn man nicht auf!

HJALMAR leiser. Ich werde sie durchführen, sage ich. Es wird schon einmal der Tag kommen, da —. Und deshalb ist es gut, daß wir das Zimmer vermietet haben; denn so bin ich unabhängiger gestellt. Und das muß der Mann sein, der eine Aufgabe im Leben hat. Nach dem Lehnstuhl hin, bewegt. Armer, alter, greiser Vater. — Vertraue Du nur Deinem Hjalmar. — Der hat breite Schultern; — kraftvolle Schultern wenigstens. — Eines schönen Tages wirst Du erwachen und —. Zu Gina. Glaubst Du es vielleicht nicht?

GINA steht auf. Ja, gewiß, doch; aber erst wollen wir sehen, wie wir ihn in die Klappe kriegen.

HJALMAR. Ja, das wollen wir.

Sie fassen den Alten behutsam an.

DRITTER AKT

Hjalmar Ekdals Atelier. Es ist Morgen; das Tageslicht fällt durch das große Fenster des Schrägdaches; der Vorhang ist zurückgezogen.

Hjalmar sitzt am Tische, mit dem Retouchieren einer Photographie beschäftigt; mehrere alte Bilder liegen vor ihm. Gleich darauf kommt Gina in Hut und Mantel durch die Flurtür; sie trägt einen Deckelkorb am Arm.

HJALMAR. Bist Du schon wieder da, Gina?

GINA. I ja, man muß sich sputen. Stellt den Korb auf einen Stuhl und legt Hut und Mantel ab.

HJALMAR. Warst Du bei Gregers drin?

GINA. O ja, das war ich. Bei dem sieht's mal nett aus. Kaum ist er da, so hat er auch schon die schönsten Geschichten angerichtet.

HJALMAR. Wieso?

GINA. Er wollte doch selber alles machen, hat er gesagt. Da wollte er nu auch einheizen; und da hat er die Ofenklappe zugeschraubt, so daß das ganze Zimmer voll Rauch ist. Ujeh, das war ein Gestank, daß man —

HJALMAR. Ach nein!

GINA. Aber das Schönste kommt noch. Nu wollte er nämlich das Feuer löschen, und da goß er das ganze Waschwasser in den Ofen, so daß der ganze Fußboden in Dreck schwimmt.

HJALMAR. Das ist aber doch verdrießlich.

GINA. Ich habe gleich die Portiersfrau heraufgeholt, damit sie bei dem Ferkel reine macht; aber vor heut nachmittag ist da drin kein Bleiben nicht.

HJALMAR. Was fängt er denn nun inzwischen mit sich an?

GINA. Er geht aus, sagte er.

HJALMAR. Ich war auch einen Augenblick bei ihm drin — nachdem Du weg warst.

GINA. Das habe ich gehört. Du hast ihn ja zum Frühstück eingeladen.

HJALMAR. Nur so ein ganz kleiner Vormittagsimbiß, weißt Du. Es ist ja der erste Tag —; wir können

nicht gut umhin. Du hast ja doch immer etwas im Hause.

GINA. Ich muß zusehen, wie ich ein bißchen was finde.

HJALMAR. Aber daß es nur nicht zu knapp ist. Denn Relling und Molvik kommen auch herauf, glaube ich. Relling habe ich eben auf der Treppe getroffen, siehst Du, und da mußte ich doch — —

GINA. Was? Kommen die beiden etwa auch noch?

HJALMAR. Herrgott, — ein paar Leute mehr oder weniger, das macht den Kohl auch nicht fett.

EKDAL öffnet seine Tür und sieht herein. Du, Hjalmar, hör' mal — bemerkt Gina. Ach so.

GINA. Wollen Sie etwas, Großvater?

EKDAL. Ach nein; ist egal. Hm! Geht wieder hinein.

GINA nimmt den Korb. Paß nur gut auf ihn auf, daß er nicht ausgeht.

HJALMAR. Ja, ja — wird gemacht. — Du, Gina, ein bißchen Heringssalat wäre ganz famos; denn Relling und Molvik sind diese Nacht wieder ausgewesen auf einem Bummel.

GINA. Wenn sie mir nur nicht zu früh auf den Hals kommen, so —

HJALMAR. Nein, sicher nicht; laß Dir nur Zeit.

GINA. Na ja; und inzwischen kannst Du ja auch noch ein bißchen arbeiten.

HJALMAR. Ich sitze ja und arbeite! Ich arbeite ja, was das Zeug hält.

GINA. Dann bist Du es ja doch los, sieh mal. Geht mit dem Korb in die Küche.

HJALMAR sitzt einige Augenblicke und pinselt auf der Photographie, doch träge und mit Unlust.

EKDAL steckt den Kopf durch die Tür, sieht sich im Atelier um und sagt in gedämpftem Ton: Du, hast Du was zu tun?

HJALMAR. Jawohl, ich sitze hier und quäle mich mit den Bildern da ab —

EKDAL. Ja, ja, natürlich, — wenn Du so viel zu tun hast, so —. Hm! Geht wieder hinein; die Tür bleibt offen.

HJALMAR arbeitet schweigend eine Weile weiter; dann legt er den Pinsel hin und geht an die Tür. Hast Du zu tun, Vater?

EKDAL brummt drinnen. Wenn Du zu tun hast, dann hab' ich auch zu tun. Hm!

HJALMAR. Na ja, jawohl. Geht wieder an seine Arbeit.

EKDAL kommt bald darauf wieder an die Tür. Hm; weißt Du, Hjalmar, so riesig viel zu tun habe ich gerade nicht.

HJALMAR. Ich glaubte, Du säßest und schriebst.

EKDAL. Donnerwetter, der Gråberg, kann der denn nicht noch einen Tag oder zwei warten? Das Leben hängt, soviel ich weiß, doch nicht davon ab.

HJALMAR. Nein, und Du bist doch auch kein Sklave.

EKDAL. Und dann die andere Geschichte da drin —

HJALMAR. Natürlich, ja. Du möchtest wohl hinein? Soll ich Dir aufmachen?

EKDAL. Wäre mir gar nicht so unangenehm.

HJALMAR erhebt sich. Dann wären wir die Sache auch los.

EKDAL. I freilich. Soll ja bis morgen früh fertig sein. Denn es ist doch morgen? Hm?

HJALMAR. Ja, gewiß ist es morgen.

Hjalmar und Ekdal schieben jeder einen Türflügel zur Seite. Die Morgensonne scheint durch die Dachluken herein; einige Tauben fliegen hin und her, andere girren auf den Stangen; weiter hinten auf dem Boden gackern dann und wann die Hühner.

HJALMAR. Na, nun geh man hinein, Vater.

EKDAL geht hinein. Kommst Du nicht mit?

HJALMAR. Ja, sieh mal, — ich glaube schon — sieht Gina in der Küchentür. Ich? Nein, ich hab' keine Zeit; ich muß arbeiten. — Aber der Mechanismus, den —

Er zieht an einer Schnur; drinnen gleitet ein Vorhang herab, dessen unterer Teil aus einem Streifen alten Segeltuchs besteht; der obere Teil ist aus einem Stück ausgespannten Fischernetzes hergestellt. Auf diese Weise ist der Fußboden des Raums nicht mehr sichtbar.

HJALMAR geht an den Tisch. So; nun werde ich doch wohl einen Augenblick unbehelligt sitzen können.

GINA. Mußte er denn da wieder 'rein und grassieren?

HJALMAR. Er hätte wohl lieber zu Madam Eriksen hinunter laufen sollen? Setzt sich. Willst Du etwas? Du sagtest ja —

GINA. Ich wollte nur fragen, ob Du meinst, wir können den Frühstückstisch hier decken?

HJALMAR. Ja, — für so früh hat sich doch wohl keiner angesagt?

GINA. Nein; ich erwarte keinen, als bloß die Brautleute, die zusammen sitzen wollen.

HJALMAR. Donnerwetter, daß sie sich nicht einen andern Tag dafür aussuchen können!

GINA. Nein, lieber Ekdal, — ich habe sie ja doch auf heut Nachmittag bestellt, Ekdalchen, wenn Du schläfst.

HJALMAR. Na, dann ist's gut. Also dann essen wir hier.

GINA. Na ja, schön, aber es eilt noch nicht mit dem Decken; Du kannst den Tisch gut und gern noch eine Weile benutzen.

HJALMAR. Ich meine, Du siehst doch, daß ich hier sitze und den Tisch nach Möglichkeit benutze!!

GINA. Dann bist Du nachher doch auch frei, sieh mal. Wieder ab in die Küche.

Kurze Pause.

EKDAL in der Bodentür hinter dem Netz. Hjalmar!

HJALMAR. Was?

EKDAL. Fürchte man, wir müssen den Wassertrog doch noch rücken.

HJALMAR. Das habe ich doch immer gesagt.

EKDAL. Hm — hm — hm. Verläßt die Tür wieder.

HJALMAR arbeitet ein wenig, schielt nach dem Boden hin und steht halb auf.

Hedwig kommt aus der Küche.

HJALMAR setzt sich schnell wieder hin. Was willst Du?

HEDWIG. Ich wollte bloß zu Dir herein, Vater.

HJALMAR nach kurzer Pause. Ich glaube gar, Du gehst hier herum und schnüffelst. Sollst Du vielleicht aufpassen?

HEDWIG. Aber ganz und gar nicht.

HJALMAR. Was macht denn Mutter jetzt draußen?

HEDWIG. Ach, Mutter, die steht mitten im Heringssalat. Geht an den Tisch. Könnte ich Dir nicht mit irgend was helfen, Vater?

HJALMAR. Ach nein. Ich tue schon lieber alles allein, — soweit die Kräfte reichen. Es hat keine Not, Hedwig; wenn nur Dein Vater gesund bleibt, —

HEDWIG. Nicht doch, Vater! Du sollst nicht so häßlich daherreden. Sie geht im Zimmer umher, bleibt in der Türöffnung stehen und sieht in den Boden hinein.

HJALMAR. Du — was macht er denn da?

HEDWIG. Wahrscheinlich einen neuen Weg zum Wassertrog.

HJALMAR. Das bringt er doch nun und nimmer allein zu stande! Und da muß ich verurteilt sein, hier zu sitzen —!

HEDWIG geht zu ihm. Gib mir den Pinsel, Vater. Ich kann's schon.

HJALMAR. Ach was; Du verdirbst Dir nur die Augen damit.

HEDWIG. I bewahre. So gib doch nur den Pinsel.

HJALMAR steht auf. Na, es dauert ja auch bloß eine oder zwei Minuten.

HEDWIG. I, was sollte denn das schaden? Nimmt den Pinsel. So —. Setzt sich. Und hier habe ich ja auch eins als Vorlage.

HJALMAR. Aber verdirb Dir die Augen nicht! Hörst Du wohl? Ich will nicht die Verantwortung haben; Du mußt selbst die Verantwortung tragen, — das sage ich Dir.

HEDWIG retouchiert. Jawohl, das werde ich schon.

HJALMAR. Du bist mächtig geschickt, Hedwig. Nur ein paar Minuten, verstehst Du.

Er schlüpft zwischen Tür und Vorhang in den Bodenraum. Hedwig sitzt bei ihrer Arbeit. Man hört, wie Hjalmar und Ekdal drin disputieren.

HJALMAR erscheint hinter dem Netz. Hedwig, ach gib mir mal die Zange, die da auf dem Gesims liegt. Und den Hammer auch. Wendet sich zurück. Nun sollst Du mal sehen, Vater. Bitte, ich möchte Dir erst zeigen, wie ich es meine!

Hedwig hat das verlangte Werkzeug vom Regal geholt und gibt es ihm hinein.

HJALMAR. Danke schön. Ein wahres Glück, Du, daß ich dazu gekommen bin.

Verläßt die Türöffnung; sie tischlern und reden drinnen.

Hedwig bleibt stehen und sieht ihnen zu. Bald darauf klopft es an der Flurtür. Sie bemerkt es nicht.

GREGERS WERLE kommt barhäuptig und ohne Überzieher herein und bleibt eine Weile an der Tür stehen. Hm —!

HEDWIG wendet sich um und geht ihm entgegen. Guten Morgen. Bitte, treten Sie näher.

GREGERS. Danke sehr. Sieht nach dem Boden hin. Mir scheint, Sie haben Handwerker im Hause.

HEDWIG. Nein, das sind bloß Vater und Großvater. Aber ich will ihnen sagen, daß —

GREGERS. Nein, — bitte nicht; ich warte lieber eine Weile. Setzt sich aufs Sofa.

HEDWIG. Hier ist es so unordentlich —

Will die Photographien wegräumen.

GREGERS. Ach, lassen Sie nur liegen. Die Bilder, die sollen wohl fertig werden?

HEDWIG. Ja, ich sollte Vater ein bißchen dabei helfen.

GREGERS. Lassen Sie sich durch mich nur nicht stören.

HEDWIG. O nein.

Sie schiebt die Sachen zu sich heran und setzt sich an die Arbeit. Indessen sieht Gregers ihr schweigend zu.

GREGERS. Hat die Wildente heute nacht gut geschlafen?

HEDWIG. Danke sehr, ich glaube schon.

GREGERS nach dem Bodenraum gewendet. Bei Tage sieht es ganz anders aus als gestern bei Mondschein.

HEDWIG. Ja, es kann unendlich verschieden sein. Des Morgens sieht es anders aus als nachmittags; und wenn es regnet, sieht es anders aus als bei gutem Wetter.

GREGERS. Haben Sie das beobachtet?

HEDWIG. Ja, das sieht man doch.

GREGERS. Sind Sie auch gern da drin bei der Wildente?

HEDWIG. Ja, wenn es sich machen läßt, so —

GREGERS. Aber Sie haben wohl nicht so viel freie Zeit. Sie gehen ja doch zur Schule.

HEDWIG. Nein, jetzt nicht mehr. Denn Vater ist bange, ich verderbe mir die Augen.

GREGERS. So? Dann gibt er Ihnen wohl selbst Unterricht?

HEDWIG. Vater hat versprochen, mir welchen zu geben; aber er hat noch keine Zeit dazu gehabt.

GREGERS. Ist denn sonst niemand da, der sich Ihrer ein bißchen annimmt?

HEDWIG. Ja, der Kandidat Molvik; aber er ist nicht immer so — so ganz richtig —

GREGERS. Betrunken?

HEDWIG. Ja freilich.

GREGERS. Na, dann haben Sie ja Zeit zu allerhand. Und da drin, das ist wohl so eine Welt für sich, — wie?

HEDWIG. Ja, ganz und gar. Und dann sind da so viel merkwürdige Dinge.

GREGERS. So?

HEDWIG. Ja, da sind große Schränke mit Büchern, und in vielen Büchern sind Bilder.

GREGERS. Aha!

HEDWIG. Und dann ist da eine alte Schatulle mit Schubladen und Klappen und eine große Uhr mit Figuren, die herauskommen können. Aber die Uhr geht nicht mehr.

GREGERS. Die Zeit ist also stehen geblieben — da drin bei der Wildente.

HEDWIG. Ja. Und auch alte Farbenkasten sind da und dergleichen. Und die vielen Bücher.

GREGERS. Und die Bücher — in denen lesen Sie wohl?

HEDWIG. O ja, wenn ich kann. Aber die meisten sind englisch, und das verstehe ich nicht. Aber dann sehe ich mir die Bilder an. — Da ist ein mächtig großes Buch, das heißt „Harrysons History of London"; das ist wohl an die hundert Jahr alt; und dann sind so eine Masse Bilder drin. Vorn steht der Tod abgebildet mit einem Stundenglas, und eine Jungfrau. Das finde ich häßlich. Aber dann sind noch viele andere Bilder drin mit Kirchen und Schlössern und Straßen und großen Schiffen, die auf dem Meere segeln.

GREGERS. Sagen Sie einmal, woher haben Sie all die seltenen Sachen?

HEDWIG. Ach, hier hat mal ein alter Schiffskapitän gewohnt, und der hat sie mitgebracht. Sie nannten ihn „den fliegenden Holländer". Und das ist seltsam, denn er w a r gar kein Holländer.

GREGERS. So?

HEDWIG. Nein. Aber eines Tages war er weg. Und da sind die ganzen Sachen von ihm hier zurückgeblieben.

GREGERS. Nun sagen Sie mir einmal, — wenn Sie nun so da drin sitzen und sich die Bilder anschauen, bekommen Sie da nicht Lust hinauszukommen und die große, wirkliche Welt zu sehen?

HEDWIG. O nein! Ich will immer hier bleiben und Vater und Mutter helfen.

GREGERS. Und Photographien machen?

HEDWIG. Nein, nicht das allein. Am liebsten möchte ich lernen solche Bilder zu radieren, wie da in den englischen Büchern stehen.

GREGERS. Hm, — und was sagt Ihr Vater dazu?

HEDWIG. Vater, glaube ich, sieht das nicht gern;

denn er ist so wunderlich in solchen Dingen. Denken Sie nur, er spricht davon, ich soll das Korbflechten und Strohflechten lernen! Aber ich meine, d a s kann doch nichts sein.

GREGERS. Das meine ich auch.

HEDWIG. Aber darin hat Vater ja recht: hätte ich gelernt Körbe flechten, so könnte ich jetzt den neuen Korb für die Wildente machen.

GREGERS. Ja allerdings; und Sie wären auch die Nächste dazu.

HEDWIG. Ja; denn es ist m e i n e Wildente.

GREGERS. Ja, freilich.

HEDWIG. Jaha, m i r gehört sie. Aber Vater und Großvater kriegen sie geborgt, so oft sie wollen.

GREGERS. So? Wozu brauchen die sie denn?

HEDWIG. O, sie hegen sie und pflegen sie und bauen ihr was zurecht und so weiter.

GREGERS. Kann mir denken; denn die Wildente ist wohl von allen das vornehmste Tier da drin.

HEDWIG. Ja, das ist sie; denn sie ist doch ein w i r k l i c h e r wilder Vogel. Und dann kann sie einem auch so leid tun. Sie hat keinen, an den sie sich halten kann, das arme Ding.

GREGERS. Hat keine Familie wie die Kaninchen. —

HEDWIG. Nein. Die Hühner haben doch auch so viele, mit denen sie zusammen Küchlein gewesen sind; aber sie ist allen den Ihren so ganz entrissen worden. Und dann hat es ja doch auch so eine eigene Bewandtnis mit der Wildente. Keiner kennt sie; und keiner weiß, woher sie stammt.

GREGERS. Und dann ist sie auf dem Meeresgrund gewesen.

HEDWIG sieht ihn flüchtig an, unterdrückt ein Lächeln und fragt: Warum sagen Sie Meeresgrund?

GREGERS. Was sollte ich sonst sagen?

HEDWIG. Sie könnten sagen: Boden des Meeres — oder Meeresboden.

GREGERS. Kann ich nicht ebensogut Meeresgrund sagen?

HEDWIG. Ja, aber für mich klingt es immer so seltsam, wenn andere Leute Meeresgrund sagen.

GREGERS. Warum denn? Sagen Sie mir, warum?

HEDWIG. Nein, ich will nicht; es ist zu dumm.

GREGERS. Ach bewahre. Sagen Sie mir doch, warum Sie lächelten.

HEDWIG. Weil immer, wenn ich so mit einem Mal — so ganz plötzlich — an die ganze Geschichte da drin denke, — weil es mir dann vorkommt, als hieße der ganze Raum und alles andere auch der „Meeresgrund". — Aber das ist ja so dumm.

GREGERS. Sagen Sie das nur nicht.

HEDWIG. O doch; denn es ist doch bloß ein Boden.

GREGERS sieht sie fest an. Sind Sie dessen so gewiß.

HEDWIG erstaunt. Daß es nur ein Boden ist?

GREGERS. Ja, wissen Sie das so sicher?

Hedwig schweigt und sieht ihn mit offenem Munde an. Gina kommt mit dem Tischzeug aus der Küche.

GREGERS steht auf. Ich bin Ihnen gewiß zu früh gekommen?

GINA. Ach, irgendwo müssen Sie doch sein; und jetzt bin ich auch bald fertig. Räum' den Tisch ab, Hedwig.

Hedwig räumt ab; sie und Gina decken während des Folgenden. Gregers setzt sich in den Lehnstuhl und blättert in einem Album.

GREGERS. Ich höre, Sie können retouchieren, Frau Ekdal.

GINA mit einem Seitenblick. Freilich kann ich das.

GREGERS. Das hat sich wirklich gut getroffen.

GINA. Wieso gut?

GREGERS. Weil doch Ekdal Photograph geworden ist, meine ich.

HEDWIG. Mutter kann auch photographieren.

GINA. O ja, die Kunst habe ich mir auch angelernt.

GREGERS. Dann führen S i e wohl das Geschäft?
GINA. Ja, wenn Ekdal selbst nicht Zeit hat, so —
GREGERS. Er ist gewiß von seinem alten Vater ganz in Anspruch genommen, denke ich mir.
GINA. Ja, und dann ist es doch auch nichts für einen Mann wie Ekdal, von Kräti und Präti Poträtts zu machen.
GREGERS. Das meine ich auch; aber wenn er den Weg doch nun einmal eingeschlagen hat, so —
GINA. Sie können sich doch wohl denken, Herr Werle, — Ekdal ist nicht einer von den gewöhnlichen Photographen.
GREGERS. Na ja, aber trotzdem —

Auf dem Boden fällt ein Schuß.

GREGERS fährt auf. Was ist denn das?!
GINA. Ujeh, da schießen sie wieder!
GREGERS. Schießen sie auch?
HEDWIG. Sie gehen auf die Jagd.
GREGERS. Was?! An der Bodentür. Du gehst auf die Jagd, Hjalmar?
HJALMAR hinter dem Netz. Du bist da? Davon wußte ich nichts; ich war so beschäftigt — zu Hedwig: und Du sagst uns nichts! Kommt ins Atelier.
GREGERS. Du gehst da auf dem Boden herum und schießt?
HJALMAR zeigt eine doppelläufige Pistole. Ach, bloß mit diesem Dings da.
GINA. Ja, Du und Großvater, — Ihr werdet schon noch mal ein Unglück mit der Pikstole da anrichten.
HJALMAR ärgerlich. Ich habe Dir doch gesagt, so eine Schußwaffe heißt eine Pistole.
GINA. Ach, das ist auch nicht viel besser, meine ich.
GREGERS. Du bist also auch Jäger geworden, Hjalmar?
HJALMAR. Nur ab und zu ein bißchen Kaninchenjagd. Mehr Vater zuliebe, verstehst Du.

GINA. Die Mannsleute, die sind doch zu komisch; sie müssen immer was haben, womit sie sich dividieren.

Hjalmar ärgerlich. Jawohl, ja; wir müssen immer was haben, womit wir uns divertieren.

GINA. Na, das sage ich doch gerade.

HJALMAR. Na; hm! Zu Gregers. Und, siehst Du, es trifft sich gut, daß der Boden so liegt, daß niemand es hören kann, wenn wir schießen. Legt die Pistole auf das oberste Brett des Regals. Rühr' die Pistole nicht an, Hedwig! Der eine Lauf ist geladen; vergiß das nicht.

GREGERS sieht hinein durch das Netz. Ein Jagdgewehr hast Du auch, wie ich sehe.

HJALMAR. Es ist Vaters altes Gewehr. Man kann nicht mehr damit schießen; denn am Schloß ist etwas nicht in Ordnung. Aber trotzdem ist's ganz lustig, es zu haben; denn wir können es ab und zu auseinander nehmen und es reinigen und es mit Knochenfett einschmieren und es wieder zusammensetzen —. Besonders Vater bastelt gern an so etwas herum.

HEDWIG neben Gregers. Jetzt können Sie die Wildente ordentlich sehen.

GREGERS. Ich sehe sie mir gerade an. Mir scheint, sie läßt den einen Flügel ein bißchen hängen.

HJALMAR. Na, das ist doch kein Wunder; sie ist ja angeschossen.

GREGERS. Und dann schleppt sie den einen Fuß ein bißchen nach. Oder ist es nicht so?

HJALMAR. Vielleicht ein ganz klein wenig.

HEDWIG. An dem Fuß, da hat der Hund sie gebissen.

HJALMAR. Sonst hat sie aber nicht die geringsten Fehler und Gebrechen. Und das ist ein wahres Wunder, da sie doch eine Ladung Schrot in den Balg gekriegt hat und zwischen den Zähnen eines Hundes gewesen ist —

GREGERS mit einem Blick auf Hedwig. — und auf dem Meeresgrund gewesen ist — so lange.

HEDWIG lächelt. Ja.

GINA schafft am Tisch Ordnung. Die ewige Wildente, die! Vor der werden so viel Kumpelmente gemacht.

HJALMAR. Hm; — ist nun bald gedeckt?

GINA. Ja, gleich. Hedwig, jetzt komm und hilf mir.

Gina und Hedwig ab in die Küche.

HJALMAR halblaut. Ich meine, es hat keinen Wert, daß Du da stehst und Vatern zusiehst; er mag das nicht.

GREGERS verläßt die Bodentür.

HJALMAR. Es ist das Gescheiteste, ich mache zu, ehe die andern kommen. Klatscht in die Hände. Husch — husch; wollt Ihr wohl da weg! Indem er den Vorhang hinaufzieht und die Tür zusammenschiebt. Diese Zurichtungen sind meine eigene Erfindung. Es ist wirklich recht amüsant, so etwas zu haben, woran man sich zu schaffen macht, und das man wieder in Ordnung bringt, wenn es kaput gegangen ist. Und dann, sieh mal, ist es auch sehr notwendig, weil doch Gina nicht gern Kaninchen und Hühner im Atelier drin haben will.

GREGERS. Gewiß, gewiß; und Deine Frau, die besorgt hier wohl alles?

HJALMAR. Ich überlasse ihr im allgemeinen die laufenden Geschäfte; denn so kann ich inzwischen die Wohnstube aufsuchen und über Dinge nachdenken, die wichtiger sind.

GREGERS. Du, was sind denn das eigentlich für Dinge, Hjalmar?

HJALMAR. Ich wundere mich, daß Du d a nach nicht schon längst gefragt hast. Oder hast Du etwa noch nichts von der Erfindung gehört?

GREGERS. Der Erfindung? Nein.

HJALMAR. So? Wirklich nicht? Natürlich, da oben in Deinen Hochwäldern und Einöden —

GREGERS. Du hast also eine Erfindung gemacht!

HJALMAR. Noch nicht ganz gemacht; aber ich bin eben dabei. Du kannst Dir doch wohl denken, daß ich mich nicht deshalb der Photographiererei geopfert habe, um etwa bloß alle möglichen Alltagsmenschen abzuporträtieren.

GREGERS. Gewiß nicht; das sagte auch Deine Frau eben.

HJALMAR. Ich habe einen Schwur geleistet: wenn ich schon meine Kräfte so einem Handwerk widmete, so müßte ich es auch s o heben, daß es sowohl zu einer Kunst wie zu einer Wissenschaft würde. Und so habe ich beschlossen, die merkwürdige Erfindung zu machen.

GREGERS. Und worin besteht die Erfindung? Was bezweckt sie?

HJALMAR. Ja, mein Lieber, nach solchen Einzelheiten darfst Du mich noch nicht fragen. Dazu, sieh mal, gehört Zeit. Und dann darfst Du auch nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, was mich dazu treibt. Ich arbeite wahrhaftig nicht um meinetwillen. O nein, um der Lebensaufgabe willen, die Tag und Nacht mir vorschwebt.

GREGERS. Was für eine Lebensaufgabe?

HJALMAR. Vergißt Du den Greis im Silberhaar?

GREGERS. Dein armer Vater; ja, aber was kannst Du denn eigentlich für ihn tun?

HJALMAR. Ich kann sein totes Selbstgefühl zu neuem Leben erwecken, indem ich den Namen Ekdal wieder zu Ehren und Ansehen bringe.

GREGERS. Das also ist Deine Lebensaufgabe.

HJALMAR. Ja. Ich will den Schiffbrüchigen retten. Denn Schiffbruch hat er schon erlitten, als das Unwetter über ihn hereinbrach. Während der schrecklichen Zeit der Untersuchung, da war er schon nicht mehr er selbst. Die Pistole dort — die wir zur Kaninchenjagd gebrauchen, — Du, die hat eine Rolle gespielt in der Tragödie des Hauses Ekdal.

GREGERS. Die Pistole? So?

HJALMAR. Als das Urteil gefällt war, und er eingesperrt werden sollte, — da hielt er die Pistole in der Hand —

GREGERS. Wahrhaftig —?

HJALMAR. Ja; aber er hatte nicht den Mut. Er war feige. So verkommen, so ruiniert war er schon

damals an seiner Seele. O, kannst Du das begreifen? Ein Offizier — ein Mann, der neun Bären geschossen hatte — der abstammte von zwei Oberstleutnants, — von einem nach dem andern natürlich —. Kannst Du das begreifen, Gregers?

GREGERS. O ja, ich begreife es ganz gut.

HJALMAR. Ich nicht. Und zum zweiten Mal griff die Pistole in die Geschichte unseres Hauses ein. Als er das graue Gewand anhatte und hinter Schloß und Riegel saß, — o, das waren, glaub' mir, entsetzliche Zeiten für mich. Ich hatte die Rollgardinen an meinen beiden Fenstern heruntergelassen. Wenn ich hinausblickte, sah ich, daß die Sonne schien wie gewöhnlich. Ich konnte es nicht fassen. Ich sah die Menschen auf der Straße gehen und lachen und über die gleichgültigsten Dinge schwätzen. Ich konnte es nicht fassen. Mir war, als müßte das ganze Dasein stillstehen wie bei einer Sonnenfinsternis.

GREGERS. So war auch mir ums Herz, als meine Mutter gestorben war.

HJALMAR. In einem solchen Augenblick hatte ich, Hjalmar Ekdal, die Pistole auf meine eigene Brust gerichtet.

GREGERS. Auch Du wolltest —!

HJALMAR. Ja.

GREGERS. Aber Du hast nicht losgedrückt?

HJALMAR. Nein. Im entscheidenden Augenblick errang ich den Sieg über mich selbst. Ich blieb leben. Aber glaube mir, es gehört Mut dazu, unter s o l c h e n Umständen das Leben zu wählen.

GREGERS. Ja — wie man es nimmt.

HJALMAR. Nein, Du, — unbedingt. Aber es war das Beste so; denn nun mache ich bald meine Erfindung; und dann — das glaubt Doktor Relling wie ich — bekommt Vater die Erlaubnis, wieder seine Uniform zu tragen. Das will ich fordern als meinen einzigen Lohn.

GREGERS. Also die Uniform ist es, die er —?

HJALMAR. Ja, nach i h r steht sein ganzes Sinnen

und Trachten. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie mir das um seinetwillen das Herz zerreißt. Immer, wenn wir ein kleines Familienfest feiern — Ginas und meinen Hochzeitstag oder was es sonst sein mag — dann erscheint der Alte hier angetan mit seiner Leutnantsuniform aus den Tagen des Glücks. Aber klopft es nur an der Flurtür, — er wagt nämlich nicht, sich vor fremden Leuten zu zeigen, weißt Du, — dann stürzt er wieder in seine Kammer, so schnell ihn seine alten Beine tragen wollen. Und siehst Du, so etwas kann einem Sohn das Herz zerbrechen.

GREGERS. Und wann ungefähr denkst Du mit der Erfindung fertig zu sein?

HJALMAR. Herrgott, nach solchen Einzelheiten wie der Zeit darfst Du mich nicht fragen! Eine Erfindung, das ist eine Sache, die man selbst nicht ganz in der Hand hat. Es kommt dabei zum guten Teil auf die Inspiration an, — auf eine Eingebung, — und es ist so gut wie unmöglich, im voraus zu berechnen, wann sie eintritt.

GREGERS. Aber vorwärts geht es doch wohl?

HJALMAR. Freilich geht es vorwärts. Ich mache mich jeden lieben Tag an die Erfindung; sie füllt mich ganz aus. Jeden Nachmittag, nach dem Essen, schließe ich mich in der Wohnstube ein, wo ich in Ruhe nachsinnen kann. Aber nur treiben soll man mich nicht; das nützt nämlich gar nichts; das sagt Relling auch.

GREGERS. Und meinst Du nicht, daß die ganzen Geschichten da drin auf dem Boden Dich zu sehr ablenken und zerstreuen?

HJALMAR. I bewahre, im Gegenteil. Das darfst Du nicht sagen. Ich kann doch nicht immer und ewig hier denselben anstrengenden Gedanken nachhängen. Ich muß nebenher noch etwas haben, das die Wartezeit ausfüllt. Die Inspiration, die Eingebung, sieh mal, — wenn die kommen w i l l — so kommt sie doch.

GREGERS. Mein lieber Hjalmar, ich glaube fast, Du hast etwas von der Wildente an Dir.

HJALMAR. Von der Wildente? Wie meinst Du das?

GREGERS. Du bist untergetaucht und hast Dich im Gras da tief unten festgebissen.

HJALMAR. Meinst Du damit vielleicht den Schuß, der, um ein Haar tödlich, meinen Vater in den Flügel getroffen hat — und mich auch?

GREGERS. Nicht unmittelbar das. Ich will nicht sagen, daß Du angeschossen bist; aber Du bist in einen giftigen Sumpf geraten, Hjalmar; Du hast eine schleichende Krankheit im Körper, und dann bist Du untergegangen, um im Dunkeln zu sterben.

HJALMAR. Ich? Im Dunkeln sterben! Du, hör' mal, Gregers, solchen Schnack solltest Du wirklich lassen.

GREGERS. Sei nur ruhig; ich werde Dich schon wieder auf die Beine bringen. Denn, siehst Du, ich habe nun auch eine Lebensaufgabe; seit gestern.

HJALMAR. Schön, — aber laß mich nur in Frieden. Ich kann Dir versichern: ich befinde mich — abgesehen von meiner leicht erklärlichen Melancholie natürlich — so wohl, wie ein Mensch sich es nur wünschen kann.

GREGERS. Daß dies so ist, das kommt auch von dem Gift.

HJALMAR. Liebster, bester Gregers, jetzt rede mir nicht mehr von Krankheit und Gift; solche Gespräche bin ich nicht gewöhnt; in meinem Hause redet man mir niemals von unangenehmen Sachen.

GREGERS. Ja, das will ich Dir gern glauben.

HJALMAR. Jawohl, denn es schadet mir nur. Und hier ist keine Sumpfluft, wie Du Dich ausdrückst. Das Haus des armen Photographen hat ein niedriges Dach — das weiß ich wohl, — und meine Verhältnisse sind beschränkt. Aber — ich bin ein Erfinder, Du, — und ich bin zugleich Familienvater. Das erhebt mich über die engen Verhältnisse. — Ah, da ist das Frühstück!

Gina und Hedwig bringen Bierflaschen, Branntweinkaraffe, Gläser und anderes Zubehör. Zugleich erscheinen Relling und

Molvik vom Flur her; beide sind ohne Hut und Überrock; Molvik ist schwarz gekleidet.

GINA *stellt die Sachen auf den Tisch.* Na, die beiden sind pünktlich da.

RELLING. Molvik hat sich eingebildet, er wittere Heringssalat, und da war er nicht zu halten. — Nochmals guten Morgen, Ekdal.

HJALMAR. Gregers, darf ich Dir Herrn Kandidaten Molvik vorstellen; Doktor —, ach, Relling, den kennst Du ja.

GREGERS. Ja, ganz flüchtig.

RELLING. Ah, Herr Werle junior. Ja, wir beiden haben uns da oben auf dem Höjdalswerk in den Haaren gelegen. Sie sind wohl eben eingezogen?

GREGERS. Ich bin heute früh eingezogen.

RELLING. Und unter Ihnen wohnen Molvik und ich; Sie haben also nicht weit zum Doktor und zum Pastor, wenn Sie einen brauchen sollten.

GREGERS. Danke sehr. Das wäre schon möglich, denn gestern waren wir dreizehn bei Tisch.

HJALMAR. Ach, so komm doch nicht wieder auf die ungemütliche Geschichte.

RELLING. Das braucht Dich nicht anzufechten, Ekdal; denn Dich trifft es weiß Gott nicht.

HJALMAR. Das will ich auch hoffen im Interesse meiner Familie. Aber nun wollen wir uns setzen und essen und trinken und fröhlich sein.

GREGERS. Wollen wir nicht auf Deinen Vater warten?

HJALMAR. Nein, er will sein Essen später auf seine Stube haben. Also bitte!

Die Herren setzen sich an den Frühstückstisch, essen und trinken. Gina und Hedwig kommen und gehen und bedienen.

RELLING. Gestern hatte Molvik einen schönen Zustand, Frau Ekdal.

GINA. So? Schon wieder?

RELLING. Haben Sie ihn nicht gehört, wie ich nachts mit ihm nach Hause gekommen bin?

GINA. Nein, daß ich nicht wüßte.

RELLING. Das war gut; denn Molvik ist eklig gewesen.

GINA. Ist das wahr, Molvik?

MOLVIK. Machen wir einen Strich durch die Ereignisse dieser Nacht. So etwas hängt ja nicht von meinem besseren Ich ab.

RELLING *zu Gregers.* Es kommt über ihn wie eine Eingebung, und dann muß ich mit ihm hinaus auf den Bummel. Denn, sehen Sie, unser Molvik ist dämonisch.

GREGERS. Dämonisch?

RELLING. Molvik ist dämonisch, jawohl.

GREGERS. Hm.

RELLING. Und dämonische Naturen sind nicht dazu gemacht, auf ihren Beinen gerade durch die Welt zu gehen; sie müssen dann und wann auf Abwege. — Na, und Sie halten es noch immer aus da oben auf dem scheußlichen rußigen Werk?

GREGERS. Bis jetzt habe ich es ausgehalten.

RELLING. Und haben Sie inzwischen die Forderung einkassieren können, mit der Sie herumgezogen sind?

GREGERS. Forderung? *Versteht ihn.* Ach so.

HJALMAR. Du hast Forderungen einkassiert, Gregers?

GREGERS. Ach, Unsinn.

RELLING. I freilich hat er das; er ist von einer Häuslerhütte zur andern gegangen und hat etwas präsentiert, das er „die ideale Forderung" nannte.

GREGERS. Ich war damals noch jung.

RELLING. Da haben Sie recht; Sie waren *sehr* jung. Und die ideale Forderung, — die ist Ihnen nie honoriert worden, so lange *ich* da war.

GREGERS. Nachher auch nicht.

RELLING. Na, und da sind — denke ich mir — Sie wohl so gescheit geworden, von dem Betrag ein bißchen abzulassen.

GREGERS. Nie, wenn ich vor einem echten, wahren Menschen stehe.

HJALMAR. Das finde ich auch ganz vernünftig. — Etwas Butter, Gina.

RELLING. Und auch ein Stück Speck für Molvik.

MOLVIK. Äh! keinen Speck!

Es klopft an der Bodentür.

HJALMAR. Mach' auf, Hedwig; Vater will heraus.

Hedwig geht und öffnet ein Stückchen; der alte Ekdal kommt herein mit einem frischen Kaninchenfell; sie schließt wieder hinter ihm.

EKDAL. Guten Morgen, meine Herren! Habe heut 'ne gute Jagd gehabt. Habe eins von den großen geschossen.

HJALMAR. Und Du hast es abgezogen, ehe ich gekommen bin —!

EKDAL. Hab's auch gesalzen. Es ist gutes, mürbes Fleisch, das Kaninchenfleisch; und süß ist es auch; schmeckt wie Zucker. Mahlzeit, meine Herren! Ab in sein Zimmer.

MOLVIK steht auf. Entschuldigen Sie —; ich kann nicht —; ich muß hinunter so rasch wie möglich —

RELLING. Trink Sodawasser, Mensch!

MOLVIK beeilt sich. Äh — äh! Durch die Flurtür ab.

RELLING zu Hjalmar. Wir wollen ein Glas Schnaps leeren auf das Wohl des alten Weidmanns.

HJALMAR stößt mit ihm an. Auf den Sportsman am Rand des Grabes — ja!

RELLING. Auf den Greis im — trinkt. Ja, sag' mal, — ist das Haar, das er hat, eigentlich grau oder weiß?

HJALMAR. Es ist wohl so mittel; übrigens hat er gar nicht mehr so viel Haare auf dem Kopf.

RELLING. Na, mit falschen Haaren kommt man auch durch die Welt. Du, Ekdal, — ja, Du bist im Grunde doch ein glücklicher Mann; Du hast Deine schöne Lebensaufgabe, für die Du streben kannst —

HJALMAR. Und ich strebe auch, — das kannst Du glauben.

RELLING. Und dann hast Du Dein flinkes Weib,

das so mollig in seinen Filzschuhen aus und ein schlorrt und sich in den Hüften schaukelt und Dich so hegt und bemuttert.

HJALMAR. Ja, Gina, — nickt ihr zu — Du bist eine tapfere Gefährtin auf meinem Lebenswege — das bist Du.

GINA. Ach, sitzt nicht da und ressensiert über mich.

RELLING. Und dann — Du, Ekdal, Deine Hedwig!

HJALMAR bewegt. Das Kind, ja! Das Kind in erster Reihe. Hedwig, komm mal her. Streichelt ihr Haar. Was ist morgen für ein Tag, Du?

HEDWIG zupft ihn am Rock. Ach nein, Vater, Du sollst nichts sagen.

HJALMAR. Als führe mir ein Messer durchs Herz, so ist mir bei dem Gedanken, daß es so wenig sein wird; bloß eine kleine festliche Veranstaltung drin auf dem Boden —

HEDWIG. Aber das ist ja doch gerade himmlisch!

RELLING. Nur Geduld, Hedwig, bis die merkwürdige Erfindung ans Licht tritt!

HJALMAR. Ja dann — dann sollst Du sehen —! Hedwig, ich bin entschlossen, Deine Zukunft sicher zu stellen. Du sollst es gut haben, so lange Du lebst. Ich will etwas für Dich verlangen, — irgend etwas. D a s soll der einzige Lohn des armen Erfinders sein.

HEDWIG schlingt den Arm um seinen Hals und flüstert ihm zu: O Du lieber, lieber Vater!

RELLING zu Gregers. Na, meinen Sie nicht auch, daß es eine ganz nette Sache ist, zur Abwechselung einmal an einem gut besetzten Tisch zu sitzen im Kreise einer glücklichen Familie?

HJALMAR. Ja, diese Stunden bei Tisch, die weiß ich wirklich sehr zu schätzen.

GREGERS. Ich für mein Teil fühle mich nicht wohl in Sumpfluft.

RELLING. Sumpfluft?

HJALMAR. Ach Du, komm doch nicht wieder mit dem Gerede.

GINA. Hier ist, weiß Gott, kein Sumpfgeruch, Herr Werle, denn hier wird jeden lieben Tag gelüftet.

GREGERS steht vom Tische auf. Den Gestank, den ich meine, kriegen Sie sicher nicht durch Lüften heraus.

HJALMAR. Gestank!

GINA. Was sagst Du dazu, Ekdal!

RELLING. Pardon, — aber sind Sie es am Ende nicht selbst, der den Gestank mit von den Gruben herunter bringt?

GREGERS. Es sähe Ihnen ähnlich, das Gestank zu nennen, was ich hier ins Haus bringe.

RELLING nähert sich ihm. Hören Sie, Herr Werle junior, ich habe Sie stark im Verdacht, daß Sie „die ideale Forderung" noch immer unverkürzt hinten in Ihrer Rocktasche herumtragen.

GREGERS. In der Brust trage ich sie.

RELLING. Tragen Sie sie zum Donnerwetter, wo Sie wollen, — aber ich möchte Ihnen nicht geraten haben, hier den Einkassierer zu spielen, so lange ich da bin.

GREGERS. Und wenn ich es nun doch tue?

RELLING. Dann fliegen Sie kopfüber die Treppe hinunter, verstehen Sie mich!

HJALMAR steht auf. Aber Relling!

GREGERS. Ja, werfen Sie mich nur hinaus —

GINA tritt zwischen sie. Da haben Sie kein Recht zu, Relling. Aber ich muß Ihnen doch sagen, Herr Werle: wer, wie Sie, die Schweinerei in dem Ofen gemacht hat, der sollte nicht in meine Stube kommen und von Gestank schwätzen.

HEDWIG. Mutter, es klopft.

HJALMAR. So, — nun haben wir auch noch die Rennerei!

GINA. Laß mich nur —. Geht, öffnet die Tür, stutzt, fährt zusammen und prallt zurück. O! Jeh doch!

Der alte Werle, im Pelz, tritt einen Schritt vor.

WERLE. Bitte um Entschuldigung, — aber mein Sohn soll hier im Hause wohnen.

GINA schnappt nach Luft. Ja.

HJALMAR geht näher. Wollen Sie nicht so freundlich sein, Herr Werle —?

WERLE. Danke sehr; ich wünsche nur meinen Sohn zu sprechen.

GREGERS. Ja, was gibt's denn? Da bin ich.

WERLE. Ich wünsche Dich auf Deinem Zimmer zu sprechen.

GREGERS. Auf meinem Zimmer — na — Will gehen.

GINA. Da sieht's doch weiß Gott nicht so aus, daß —

WERLE. Nun also, dann draußen auf dem Flur; ich wünsche ein Gespräch unter vier Augen.

HJALMAR. Das können Sie hier haben, Herr Werle. Komm in die Wohnstube, Relling.

Hjalmar und Relling rechts ab; Gina nimmt Hedwig mit in die Küche.

GREGERS nach kurzer Pause. Ja, da wären wir also unter vier Augen.

WERLE. Du hast gestern abend einige Äußerungen fallen lassen —. Und da Du Dich jetzt bei Ekdals eingemietet hast, so muß ich fast vermuten, Du führst irgend etwas gegen mich im Schilde.

GREGERS. Ich will Hjalmar Ekdal die Augen öffnen — das führe ich im Schilde. Er soll seine Lage sehen, so wie sie ist; — das ist alles.

WERLE. Ist d a s die Lebensaufgabe, von der Du gestern gesprochen hast?

GREGERS. Ja. Eine andere hast Du mir nicht gelassen.

WERLE. Ich bin es also, der Dein Inneres verpfuscht hat, Gregers.

GREGERS. Mein ganzes Leben hast Du verpfuscht. Ich denke nicht an alle die Geschichten mit Mutter —. Aber D i r verdanke ich's, daß ich unter den Qualen eines schuldbeladenen Gewissens seufze.

WERLE. Ah! Mit dem Gewissen also ist es bös bestellt.

GREGERS. Ich hätte gegen Dich auftreten sollen, damals, als dem Leutnant Ekdal Schlingen gelegt wurden. Ich hätte ihn warnen sollen; denn ich ahnte wohl, wohin es führen würde.

WERLE. Ja, d a n n hättest Du allerdings reden müssen.

GREGERS. Ich hatte nicht den Mut dazu; so feige und verschüchtert war ich. Ich hatte eine namenlose Angst vor Dir — damals und auch noch lange nachher.

WERLE. Es scheint, die Angst ist jetzt überwunden.

GREGERS. Ja, glücklicherweise. Was am alten Ekdal gesündigt worden ist, durch mich und durch — andere, das kann nie wieder gut gemacht werden; aber Hjalmar, den kann ich noch aus den Fesseln der Lüge und der Täuschung lösen, die ihn an den Rand des Abgrunds gebracht haben.

WERLE. Meinst Du, d a mit eine gute Tat zu tun?

GREGERS. Davon bin ich fest durchdrungen.

WERLE. Du meinst wohl, daß dieser Ekdal der Mann ist, der Dir für einen solchen Freundschaftsdienst danken würde?

GREGERS. Ja! D e r Mann ist er.

WERLE. Hm, — wir werden ja sehen.

GREGERS. Und außerdem — wenn ich weiter leben soll, so muß ich Genesung für mein krankes Gewissen suchen.

WERLE. Das wird nicht wieder. Dein Gewissen ist von Deiner Kinderzeit an krank gewesen. Das ist ein Erbteil Deiner Mutter, Gregers; — das einzige Erbe, daß sie Dir hinterlassen hat.

GREGERS halblächelnd, mit einem Anflug von Hohn. Hast Du noch immer nicht den Tort verschmerzt, daß Du sie für vermögend hieltst und Dich darin verrechnet hast?

WERLE. Laß uns nicht auf Dinge kommen, die nicht hierher gehören. — Du beharrst also fest auf Deinem Vorsatz, Ekdal auf die Spur zu bringen, die Du für die rechte hältst?

GREGERS. Ja, auf diesem Vorsatz beharre ich fest.

WERLE. Nun, dann hätte ich mir ja den Gang hier herauf ersparen können. Denn unter solchen Umständen hat es wohl keinen Zweck, Dich zu fragen, ob Du wieder zu mir nach Hause kommen willst?

GREGERS. Nein.

WERLE. Und in die Firma trittst Du auch nicht ein?

GREGERS. Nein.

WERLE. Gut. Da ich nun aber beabsichtige, eine neue Ehe einzugehen, so muß das Vermögen zwischen uns geteilt werden.

GREGERS hastig. Nein, das wünsche ich nicht.

WERLE. Du wünschst es nicht?

GREGERS. Nein, ich darf es nicht um meines Gewissens willen.

WERLE nach kurzer Pause. Gehst Du wieder hinauf aufs Werk?

GREGERS. Nein; ich betrachte mich als ausgetreten aus Deinen Diensten.

WERLE. Aber was willst Du denn anfangen?

GREGERS. Nur meine Lebensaufgabe lösen — weiter nichts.

WERLE. Hm, und dann? Wovon willst Du denn leben?

GREGERS. Ich habe mir etwas erspart von meinem Gehalt.

WERLE. Ja, wie lange wird d a s vorhalten!

GREGERS. Ich denke, es hält so lange vor wie mein Leben.

WERLE. Was soll das heißen?

GREGERS. Jetzt gebe ich keine Antwort mehr.

WERLE. Lebwohl denn, Gregers.

GREGERS. Lebwohl.

Werle ab.

HJALMAR guckt ins Zimmer. Er ist doch weg?

GREGERS. Ja.

Hjalmar und Relling treten ein. Gina und Hedwig kommen ebenfalls aus der Küche.

RELLING. Das Frühstück, das wäre also in die Brüche gegangen.

GREGERS. Zieh Dich an, Hjalmar; Du mußt einen langen Spaziergang mit mir machen.

HJALMAR. Ja, recht gern. Was wollte Dein Vater denn von Dir? Betraf es meine Person?

GREGERS. Komm nur. Wir haben miteinander zu reden. Ich gehe nur hinunter und ziehe meinen Paletot an. Ab durch die Flurtür.

GINA. Du solltest nicht mit ihm gehen, Ekdal.

RELLING. Nein, tu's nicht; bleib zu Hause.

HJALMAR nimmt Hut und Überzieher. Was soll denn das! Wenn ein Jugendfreund das Bedürfnis fühlt, mir sein Herz unter vier Augen auszuschütten —!

RELLING. Aber Himmeldonnerwetter, — siehst Du denn nicht, daß der Kerl verdreht, verrückt, übergeschnappt ist!

GINA. Da kannst Du's hören. Seine Mutter hatte auch manchmal solche physische Raptusse.

HJALMAR. Desto nötiger hat er das wachsame Auge eines Freundes. Zu Gina. Daß mir das Mittagessen nur ja pünktlich fertig ist. Adieu inzwischen.

Ab durch die Flurtür.

RELLING. Es ist doch wahrhaftig ein Unglück, daß der Mensch nicht in einer von den Höjdalsgruben zum Teufel gegangen ist!

GINA. Jesses, — warum meinen Sie das!

RELLING brummt. Na ja — ich mache mir so meine Gedanken.

GINA. Meinen Sie wirklich, der junge Werle ist verrückt?

RELLING. Leider nein; er ist nicht verrückter als die Menschen im allgemeinen. Aber eine Krankheit steckt sicher in ihm.

GINA. Was fehlt ihm denn?

RELLING. Ja, das will ich Ihnen sagen, Frau Ek-

dal. Er leidet an einem akuten Rechtschaffenheitsfieber.

GINA. Rechtschaffenheitsfieber?

HEDWIG. Ist das eine Art Krankheit?

RELLING. O ja; es ist eine Nationalkrankheit; aber sie tritt nur sporadisch auf. *Nickt Gina zu.* Schönen Dank für das Frühstück! *Ab durch die Flurtür.*

GINA *geht unruhig umher.* Ujeh, — dieser Gregers, — das ist immer ein ekliger Hering gewesen.

HEDWIG *steht am Tisch und sieht sie forschend an.* Das kommt mir alles so seltsam vor.

VIERTER AKT

Ekdals Atelier. Eben ist eine photographische Aufnahme gemacht worden; ein Apparat mit einem Tuch darüber, ein Stativ, ein paar Stühle, eine Konsole und dergleichen stehen umher. Nachmittagsbeleuchtung; die Sonne will untergehen; es beginnt schon zu dunkeln.

Gina steht in der offenen Flurtür, mit einem kleinen Kasten und einer nassen Glasplatte in der Hand, und spricht mit jemand draußen.

GINA. Ja, ganz bestimmt. Wenn ich etwas verspreche, dann halte ich's auch. Montag ist das erste Dutzend fertig. — Empfehle mich, empfehle mich!

Man hört jemand die Treppe hinuntergehen. Gina schließt die Tür, steckt die Platte in den Kasten und schiebt ihn in den verdeckten Apparat.

HEDWIG kommt aus der Küche. Sind sie weg?

GINA räumt auf. Ja, Gott sei Dank; nun bin ich sie endlich los.

HEDWIG. Aber verstehst Du, warum Vater noch nicht zu Hause ist?

GINA. Bist Du sicher, daß er nicht unten bei Relling ist?

HEDWIG. Nein, da ist er nicht; ich bin die Hintertreppe hinuntergerast und habe eben nachgefragt.

GINA. Und da steht nun auch sein Essen und wird kalt.

HEDWIG. Ja, denk nur, — Vater, der immer so pünktlich zu Mittag nach Hause kommt!

GINA. Ach, jetzt kommt er gleich, das wirst Du sehen.

HEDWIG. Ja, wäre er nur erst da; er kommt mir jetzt so wunderbar vor.

GINA ruft: Da ist er!

Hjalmar kommt durch die Flurtür.

HEDWIG ihm entgegen. Vater! Was wir auf Dich gewartet haben!

GINA schielt zu ihm hinüber. Du bist mächtig lange weg gewesen, Ekdal.

HJALMAR ohne sie anzusehen. Ich war etwas lange aus, ja.

Zieht den Überzieher aus; Gina und Hedwig wollen ihm helfen; er verwehrt es ihnen.

GINA. Du hast wohl mit Werle gegessen?

HJALMAR hängt den Rock an den Haken. Nein.

GINA geht an die Küchentür. Dann werde ich Dir das Essen hereinbringen.

HJALMAR. Nein, laß nur sein. Ich esse jetzt nicht.

HEDWIG kommt näher. Ist Dir nicht gut, Vater?

HJALMAR. Gut? Ach ja, so leidlich. Gregers und ich haben einen anstrengenden Spaziergang gemacht.

GINA. Das solltest Du nicht tun, Ekdal; denn das bist Du nicht gewöhnt.

HJALMAR. Hm! Es gibt gar manches auf der Welt, an das ein Mann sich gewöhnen muß. Geht ein wenig umher. War jemand da in meiner Abwesenheit?

GINA. Nur die beiden Brautleute.

HJALMAR. Keine neuen Bestellungen?

GINA. Nein, heute nicht.

HEDWIG. Du sollst sehen, Vater, morgen wird schon einer kommen.

HJALMAR. Hoffen wir das Beste! Denn morgen denke ich allen Ernstes anzufassen.

HEDWIG. Morgen! Aber hast Du denn vergessen, was morgen für ein Tag ist?

HJALMAR. Ach, ist ja wahr —. Also dann übermorgen. Von jetzt an will ich alles selbst tun; ich will alle Arbeit ganz allein verrichten.

GINA. Aber wozu denn das, Ekdal? Damit machst Du Dir ja bloß das Leben sauer. Die Photographiererei, die besorge ich schon. Kümmere Du Dich nur um Deine Erfindung.

HEDWIG. Und auch um die Wildente, Vater, — und um die Hühner und Kaninchen und —!

HJALMAR. Red' mir nicht von d e m Krempel! Von morgen ab setze ich keinen Fuß mehr auf den Boden.

HEDWIG. Aber Vater, Du hast mir doch versprochen, morgen sollte eine Veranstaltung —

HJALMAR. Hm, ist ja wahr. Na, dann also von übermorgen ab. Der verdammten Wildente möchte ich am liebsten den Hals umdrehen!

HEDWIG schreit: Der Wildente!

GINA. Hat einer so was gehört!

HEDWIG rüttelt ihn. Aber, Vater, — es ist doch m e i n e Wildente!

HJALMAR. Deshalb tue ich es ja auch nicht. Ich habe nicht das Herz dazu, — nicht das Herz dazu, Hedwig, weil Du's bist. Doch in meinem Innersten habe ich das Gefühl, daß ich es tun müßte. Ich dürfte unter meinem Dache keine Kreatur dulden, die in d e n Händen gewesen ist.

GINA. Herrgott nein, — weil Großvater sie von dem schoflen Pettersen gekriegt hat, so —

HJALMAR geht umher. Es gibt gewisse Ansprüche —. Wie soll ich sie nur nennen? Sagen wir: ideale Ansprüche, — gewisse Forderungen, über die sich ein Mann nicht hinwegsetzen kann, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen.

HEDWIG geht hinter ihm her. Aber —, die Wildente, — die arme Wildente!

HJALMAR bleibt stehen. Du hörst ja, ich schone sie — Dir zuliebe. Ihr soll kein Haar gekrümmt werden auf — na, wie gesagt — ich schone sie. Es gibt ja auch größere Aufgaben, an die man sich machen kann. Aber jetzt sollst Du ein bißchen ausgehen, Hedwig, wie gewöhnlich. Es ist jetzt gerade für Dich so hübsch schummrig.

HEDWIG. Nein, ich mag jetzt nicht ausgehen.

HJALMAR. So tu es doch; mir kommt es vor, Du zwinkerst so mit den Augen. Diese Dämpfe hierdrin tun Dir nicht gut. Unter dem Dach hier ist dumpfe Luft.

HEDWIG. Na ja; dann laufe ich die Hintertreppe hinunter und gehe ein bißchen weg. Hut und Mantel —?

Ach, die sind drin bei mir. Vater, — tust Du der Wildente auch gewiß nichts zuleide, während ich aus bin?

HJALMAR. Kein Federchen soll von ihrem Haupte. Drückt sie an sich. Du und ich, Hedwig, — wir beide —! Na, jetzt geh nur.

Hedwig nickt den Eltern zu und geht durch die Küche ab.

HJALMAR geht umher, ohne aufzublicken. Gina.

GINA. Ja?

HJALMAR. Von morgen ab — oder sagen wir lieber von übermorgen ab — möchte ich gern das Wirtschaftsbuch selbst führen.

GINA. Das Wirtschaftsbuch willst Du jetzt auch führen?

HJALMAR. Ja, oder doch wenigstens Kenntnis nehmen von den Einkünften.

GINA. Ach du lieber Himmel, das ist bald geschehen.

HJALMAR. Das ist kaum anzunehmen. Denn es kommt mir vor, als ob das Geld bei Dir merkwürdig lange vorhielte. Bleibt stehen und sieht sie an. Wie geht das zu?

GINA. Weil Hedwig und ich so gut wie nichts brauchen.

HJALMAR. Ist es wahr, daß Vater seine Schreibereien vom alten Werle so gut bezahlt kriegt?

GINA. Ich weiß nicht, ob das so gut bezahlt ist. Ich kenne nicht den Preis von so was.

HJALMAR. Nun, was kriegt er denn so ungefähr? Laß mich hören!

GINA. Es ist sehr verschieden; es wird wohl ungefähr das sein, was er uns kostet, und dann noch ein kleines Taschengeld.

HJALMAR. Was er uns kostet! Und das hast Du mir nicht früher gesagt!

GINA. Nein, das konnte ich nicht; Du warst doch so vergnügt in dem Glauben, er bekäme alles von Dir.

HJALMAR. Und nun bekommt er es von diesem Werle?

GINA. Na ja, der alte Werle, der hat doch noch immer genug.

HJALMAR. Steck' die Lampe an!

GINA steckt sie an. Und dann wissen wir doch auch nicht, ob es Werle selbst ist; es kann ja ebenso gut Gråberg sein —

HJALMAR. Was soll diese Ausrede mit Gråberg?

GINA. Ich weiß nicht; ich dachte bloß —

HJALMAR. Hm!

GINA. Ich habe ja doch dem Alten nicht die Schreiberei verschafft. Das war Berta, — als sie da ins Haus kam.

HJALMAR. Mir scheint, Deine Stimme bebt.

GINA setzt den Schirm auf die Lampe. Meine Stimme?

HJALMAR. Und Deine Hände zittern. Oder etwa nicht?

GINA fest. Sag's grade heraus, Ekdal. Was hat er da von mir gesagt?

HJALMAR. Ist es wahr, — kann es wahr sein, daß — daß zwischen Dir und Werle eine Art Verhältnis bestanden hat zu der Zeit, als Du in seinem Hause dientest?

GINA. Das ist nicht wahr. Nicht damals — das nicht. Werle stieg mir nach; das hat er getan. Und seine Frau glaubte, es wäre was dran, und da machte sie'n Hokuspokus und 'n großen Trara und schlug mich und zankte mich aus; ja, das tat sie; — und da ging ich aus dem Dienst.

HJALMAR. Dann also später?

GINA. Ja, da kam ich doch nach Hause. Und Mutter — die war nicht so rejell, wie Du geglaubt hast, Ekdal; sie redete und redete das Blaue vom Himmel herunter; denn Werle, der war ja doch Witwer geworden.

HJALMAR. Nun, und dann?

GINA. Ja, es ist besser, Du bekommst es zu wissen. Er ließ mir keine Ruhe, bis er seinen Willen hatte.

HJALMAR schlägt die Hände zusammen. Und das ist die Mutter meines Kindes! Wie konntest Du mir so etwas verschweigen!

GINA. Ja, das war unrecht von mir; ich hätte es Dir schon lange sagen sollen.

HJALMAR. Gleich hättest Du mir es sagen sollen; — dann hätte ich doch gewußt, was für eine Du warst.

GINA. Aber hättest Du mich dann doch geheiratet?

HJALMAR. Wie kannst Du so etwas denken!

GINA. Na also; und deshalb durfte ich es Dir dazumal nicht sagen. Denn ich hatte mich in Dich doch schon so sehr vergafft, wie Du weißt. Und ich konnte mich doch nicht selbst total unglücklich machen —

HJALMAR geht umher. Und das ist die Mutter meiner Hedwig! Und zu wissen, daß alles, was hier meine Augen erblicken — stößt mit dem Fuße nach einem Stuhl — mein ganzes Heim, — alles danke ich einem begünstigten Vorgänger! O! Dieser Werle, dieser Verführer!

GINA. Sind Dir die vierzehn, fünfzehn Jahre, die wir zusammen gelebt haben, denn leid?

HJALMAR stellt sich vor sie hin. Sag' mal: hat nicht jeden Tag, jede Stunde Dir das Gewissen geschlagen, daß Du, wie eine Spinne, mich in ein Netz von Heimlichkeiten eingesponnen hast? Antworte mir! Hast Du nicht geächzt in Reue und Qual?

GINA. Ach, bester Ekdal, ich habe mehr wie genug an den Haushalt zu denken gehabt und ans tägliche Geschäft —

HJALMAR. Du wirfst also niemals einen prüfenden Blick auf Deine Vergangenheit!

GINA. Nee, Du, ich hatte weiß Gott diese alten Intriguen schon beinahe vergessen.

HJALMAR. O, diese träge, gefühllose Ruhe! Sie hat für mich etwas so Empörendes. Man denke nur, — nicht einmal Reue!

GINA. Aber sag' mal, Ekdal, — was wäre denn

aus Dir geworden, wenn Du nicht so eine Frau wie mich bekommen hättest?

HJALMAR. So eine —!

GINA. Ja, denn ich bin doch immer sozusagen kontanter und süffisanter gewesen als Du. Na, das ist auch selbstverständlich, denn ich bin ja auch ein paar Jahr älter als Du.

HJALMAR. Was aus mir geworden wäre!

GINA. Denn Du warst doch auf allerlei schlimmen Wegen damals, wie Du mich kennen lerntest; das kannst Du doch nicht leugnen.

HJALMAR. Also das nennst Du schlimme Wege? Ach, Du weißt nicht, wie einem Manne zumute ist, wenn er trauert und verzweifelt; — namentlich einem Mann von meinem feurigen Gemüt.

GINA. Nee, nee, kann schon sein. Und ich regaliere ja auch gar nicht darauf, denn Du bist ja so ein herzensguter Mann geworden, wie Du Haus und Herd hattest. — Und nun war es gerade so gemütlich und mollig bei uns, und Hedwig und ich, wir wollten nun auch so nach und nach ein bißchen was auf unser Essen und unsere Kleider verwenden.

HJALMAR. Im Sumpf der Heimlichkeiten, ja!

GINA. Pfui, dieser scheußliche Kerl, daß der auch hier ins Haus passaschieren mußte!

HJALMAR. Auch ich fand, es war gut sein in unserm Heim. Das war ein Irrtum. Woher soll ich jetzt die nötige Spannkraft nehmen, um die Erfindung in die Welt der Wirklichkeit hinüberzuführen? Vielleicht stirbt sie mit mir. Und dann, Gina, ist es Deine Vergangenheit, die sie gemordet hat.

GINA *dem Weinen nahe.* Nein, so etwas darfst Du nicht sagen, Ekdal. Ich habe doch mein Lebtag immer nur Dein Bestes gewollt!

HJALMAR. Ich frage, — was wird jetzt aus dem Traum des Familienvaters? Wenn ich da drin auf dem Sofa lag und über die Erfindung nachsann, da ahnte ich wohl, sie würde meine letzte Lebenskraft auf-

zehren. Ich fühlte wohl, daß der Tag, an dem ich das Patent in meinen Händen halten würde, — daß dieser Tag mein — Abschiedstag sein würde. Und mein Traum war immer, Du solltest dann als die wohlhabende Witwe des heimgegangenen Erfinders zurückbleiben.

GINA trocknet ihre Tränen. Nein, so darfst Du nicht reden, Ekdal. Der liebe Gott soll mich nie den Tag erleben lassen, wo ich als Witwe dasitze!

HJALMAR. Ach, ist ja egal. Denn nun ist ja doch alles vorbei. Alles!

Gregers öffnet behutsam die Flurtür und sieht herein.

GREGERS. Darf ich eintreten?

HJALMAR. Ja, komm nur.

GREGERS tritt mit strahlendem, zufriedenem Gesicht ein und will beiden die Hände reichen. Na, Ihr lieben Menschen —! Sieht sie abwechselnd an und flüstert Hjalmar zu: Noch nicht geschehen?

HJALMAR laut. Es ist geschehen!

GREGERS. Wirklich?

HJALMAR. Ich habe die bitterste Stunde meines Lebens durchlebt.

GREGERS. Aber auch die erhebendste, denke ich.

HJALMAR. Na, fürs erste wären wir die Sache wenigstens los.

GINA. Gott verzeih' Ihnen, Herr Werle.

GREGERS sehr erstaunt. Aber das verstehe ich nicht.

HJALMAR. Was verstehst Du nicht?

GREGERS. Eine so große Abrechnung, — eine Abrechnung, auf die sich eine ganz neue Lebensführung gründen soll, — eine Lebensführung, ein Zusammenleben in Wahrheit und ohne Heimlichkeiten —

HJALMAR. Ja, ich weiß schon; ich weiß es ganz gut.

GREGERS. Ich hatte bestimmt erwartet: wenn ich durch die Tür eintrete, so würde mir vom Antlitz des Mannes wie der Frau das Licht der Verklärung ent-

gegenstrahlen. Und jetzt erblicke ich nur ein dumpfes, schweres, trauriges —

GINA. Na ja.

Nimmt den Schirm von der Lampe.

GREGERS. Sie wollen mich nicht verstehen, Frau Ekdal. Nun ja; Sie brauchen wohl auch Zeit —. Aber D u , Hjalmar! D u hast doch wohl von der großen Abrechnung eine höhere Weihe empfangen.

HJALMAR. Ja natürlich habe ich das. Das heißt, — gewissermaßen.

GREGERS. Denn nichts auf der Welt ist doch wohl dem Glück zu vergleichen, Vergebung für eine Sünderin zu haben und sie in Liebe zu sich empor zu ziehen.

HJALMAR. Meinst Du, ein Mann schluckt so leicht die bittere Pille, die mir eben gereicht worden ist?

GREGERS. Nein, ein g e w ö h n l i c h e r Mann nicht; das mag sein. Aber ein Mann wie Du —!

HJALMAR. Herrgott ja, das weiß ich. Aber Du mußt mich anfeuern, Gregers. Sieh mal, es gehört Zeit dazu.

GREGERS. Du hast in Dir v i e l von der Wildente, Hjalmar.

R e l l i n g ist durch die Flurtür eingetreten.

RELLING. So. Was ist denn schon wieder mit der Wildente los?

HJALMAR. Des alten Werle flügelwunde Jagdbeute, ach ja!

RELLING. Des alten Werle —? Von i h m redet Ihr?

HJALMAR. Von ihm und — uns.

RELLING halblaut zu Gregers. Der Teufel soll Sie holen!

HJALMAR. Was sagst Du da?

RELLING. Ich gebe nur meinem Herzenswunsch Ausdruck, der Quacksalber möge sich nach Hause scheren. Bleibt er noch länger, so ist er imstande und macht Euch beide noch ganz verdreht.

GREGERS. Die beiden macht man nicht verdreht, Herr Relling. Von Hjalmar will ich gar nicht reden. Ihn kennen wir. Aber auch sie hat zweifellos auf dem Grunde ihres Wesens etwas Zuverlässiges, etwas Vertrauenswürdiges —

GINA weinerlich. Dann hätten Sie mich doch nur so lassen sollen, wie ich w a r.

RELLING zu Gregers. Ist es unbescheiden, wenn ich frage, was Sie eigentlich hier im Hause wollen?

GREGERS. Ich will eine wahre Ehe stiften.

RELLING. Sie finden also, Ekdals Ehe wäre nicht gut so wie sie ist?

GREGERS. Leider ist sie sicherlich ebenso gut wie viele andere Ehen. Aber eine w a h r e Ehe ist sie noch nicht geworden.

HJALMAR. Du, Relling, Du hast nie ein Auge gehabt für die ideale Forderung.

RELLING. Blech, mein Junge! — Pardon, Herr Werle; wie viel — nur so in Bausch und Bogen — wie viel wahre Ehen haben Sie denn schon in Ihrem Leben gesehen?

GREGERS. Ich glaube allerdings kaum, daß ich auch nur eine gesehen habe.

RELLING. Ich auch nicht.

GREGERS. Aber ich habe ungezählte Ehen der entgegengesetzten Art gesehen. Und ich habe Gelegenheit gehabt, in der Nähe zu sehen, was eine solche Ehe in einem Menschenpaar alles zerstören kann.

HJALMAR. Der ganze moralische Grund und Boden kann unter eines Mannes Füßen wanken; d a s ist das Schreckliche.

RELLING. Ja, ich bin ja niemals so eigentlich verheiratet gewesen; deshalb kann ich diese Dinge nicht beurteilen. Aber so viel weiß ich doch, daß bei einer Ehe das K i n d auch mit dazu gehört. Und das Kind werdet Ihr mir in Frieden lassen.

HJALMAR. Ach, — Hedwig! Meine arme Hedwig!

RELLING. Ja, Hedwig, die laßt mir gefälligst aus

dem Spiel. Ihr seid zwei erwachsene Leute; Euer eheliches Verhältnis, das verhudelt und verschandelt in Gottes Namen, soviel Ihr wollt. Aber mit Hedwig müßt Ihr vorsichtig sein, das sag' ich Euch, sonst könnt Ihr eines Tages ihr ein Leid zufügen.

HJALMAR. Ein Leid!

RELLING. Ja, oder es kommt dahin, daß sie sich selbst ein Leid antut — und vielleicht andern mit.

GINA. Woher können Sie so etwas wissen, Relling?

HJALMAR. Es ist doch wohl keine unmittelbare Gefahr für die Augen?

RELLING. Das hat nichts mit den Augen zu tun. Aber Hedwig ist in einem bedenklichen Alter. Sie kann auf alle möglichen dummen Geschichten verfallen.

GINA. Ja, denken Sie bloß — das tut sie auch! Sie fängt jetzt an, draußen in der Küche so eklig mit dem Feuer herumzuhantieren. Das nennt sie Feuersbrunst spielen. Ich bin manchmal ordentlich bange, daß sie das Haus ansteckt.

RELLING. Sehen Sie wohl; ich habe es wohl gewußt.

GREGERS zu Relling. Aber wie erklären Sie sich das?

RELLING mürrisch. Sie ist im Stimmwechsel, mein Lieber.

HJALMAR. Solange das Kind m i c h hat —! So lange ich noch nicht unter dem grünen Rasen —!

Es klopft.

GINA. Pst, Ekdal; auf dem Flur sind Leute. Ruft. Herein!

F r a u S ö r b y im Straßenkostüm tritt ein.

FRAU SÖRBY. Guten Abend!

GINA geht ihr entgegen. Seh' einer, Du, Berta?

FRAU SÖRBY. Jawohl, in eigener Person. Aber ich komme am Ende ungelegen?

HJALMAR. I bewahre! Eine Botschaft aus d e m Hause —

FRAU SÖRBY zu Gina. Offen gestanden, ich hatte nicht gedacht, Deine Mannsleute um diese Zeit zu

Hause zu treffen; und so bin ich rasch zu einer kleinen Ansprache zu Dir heraufgesprungen und zum Adieusagen.

GINA. So? Du verreist?

FRAU SÖRBY. Ja, morgen früh; — nach Höjdal. — Herr Werle ist heut nachmittag gereist. Flüchtig zu Gregers. Soll schönstens von ihm grüßen.

GINA. Denk nur an —!

HJALMAR. So? Herr Werle ist fort? Und Sie reisen ihm nach?

FRAU SÖRBY. Ja, was sagen Sie dazu, Ekdal?

HJALMAR. Nehmen Sie sich in acht, sage ich.

GREGERS. Ich will es Dir erklären. Mein Vater heiratet Frau Sörby.

HJALMAR. Heiratet sie!

GINA. Ach, Berta, so kommt es endlich dazu!

RELLING mit leise zitternder Stimme. Das ist doch wohl nicht wahr?

FRAU SÖRBY. Ja, mein guter Relling, es ist wirklich wahr.

RELLING. Sie wollen sich wieder verheiraten?

FRAU SÖRBY. Ja, — wird wohl so kommen. Werle hat einen Heiratsschein gelöst; und nun machen wir in aller Stille Hochzeit da oben auf dem Werk.

GREGERS. Als guter Stiefsohn muß ich Ihnen dann wohl Glück wünschen.

FRAU SÖRBY. Ich danke Ihnen, — wenn Sie es ernst meinen. Und ich hoffe auch, es wird zu Werles wie zu meinem Glück sein.

RELLING. In der Hoffnung werden Sie sich nicht täuschen. Herr Werle besäuft sich nie, — soviel ich weiß; und er hat auch sicher nicht die Gewohnheit, seine Frauen krumm und lahm zu schlagen, wie es der selige Pferdedoktor getan hat.

FRAU SÖRBY. Ach, lassen Sie doch Sörby in seinem Grabe ruhen. Er hatte doch auch seine guten Seiten.

RELLING. Aber Herr Werle, der hat die besseren Seiten, — offenbar.

FRAU SÖRBY. Wenigstens hat er nicht sein Bestes vergeudet und vertan. Der Mann, der d a s tut, hat auch die Folgen zu tragen.

RELLING. Heute gehe ich mit Molvik aus.

FRAU SÖRBY. Das sollten Sie nicht, Relling. Tun Sie es nicht; — mir zuliebe.

RELLING. Daran ist nun einmal nichts zu ändern. Zu Hjalmar. Willst Du mit, so komm.

GINA. Nein, danke schön. Ekdal macht so 'ne Extratouren nicht mit.

HJALMAR ärgerlich, halblaut. Ach, so halt doch den Mund!

RELLING. Adieu, Frau — Werle.

Ab durch die Flurtür.

GREGERS zu Frau Sörby. Es scheint, Sie und Relling kennen einander ziemlich genau?

FRAU SÖRBY. Ja, wir kennen uns seit vielen Jahren. Es gab eine Zeit, da es mit uns etwas hätte werden können.

GREGERS. Es war doch wohl gut für Sie, daß nichts daraus geworden ist.

FRAU SÖRBY. Ja, da haben Sie schon recht. Aber ich habe mich immer gehütet, nach Eingebungen zu handeln. Eine Frau darf sich doch auch nicht ganz wegwerfen.

GREGERS. Sind Sie gar nicht bange, ich könnte meinem Vater die Geschichte mit dieser alten Bekanntschaft hinterbringen?

FRAU SÖRBY. Sie können sich doch denken, daß ich ihm das selbst gesagt habe.

GREGERS. So?

FRAU SÖRBY. Ihr Vater weiß auch die kleinste Kleinigkeit, die die Leute mit einem Schein von Wahrheit über mich sagen könnten. So etwas habe ich ihm alles gesagt. Es war das erste, was ich getan habe, als er merken ließ, daß er Absichten hätte.

GREGERS. Dann sind Sie ungewöhnlich offenherzig, finde ich.

FRAU SÖRBY. Offenherzig bin ich immer gewesen. Damit kommen wir Frauenzimmer am weitsten.

HJALMAR. Was sagst Du dazu, Gina?

GINA. Ach, wir Frauenzimmer sind recht sehr verschieden. Die eine macht's so, die andere anders.

FRAU SÖRBY. Ja, Gina, i c h halte es für das Gescheiteste, es so zu machen, wie ich es getan habe. Auch Werle hat aus nichts ein Hehl gemacht, was seine Person betrifft. Sieh, d a s hat uns gerade so fest verbunden. Jetzt kann er sitzen und mit mir reden so offen wie ein Kind. Dazu hat er früher nie Gelegenheit gehabt. Dieser gesunde, lebenskräftige Mann hat während seiner ganzen Jugend und seiner besten Jahre nichts anderes gehört als Strafpredigten. Und manches Mal drehten sich diese Strafpredigten nur um Hirngespinste von Vergehen, — nach allem, was ich gehört habe.

GINA. Ja, so wie Du es gehört hast, so ist es auch.

GREGERS. Wenn die Damen sich auf dies Gebiet begeben wollen, so empfehle ich mich lieber.

FRAU SÖRBY. Deswegen können Sie ganz ruhig hier bleiben. Ich werde kein Wort weiter sagen. Aber ich wollte nur, Sie sollten wissen, daß ich weder mit Heimlichkeiten noch sonst mit Arglist zu Werke gegangen bin. Es sieht vielleicht so aus, als machte ich ein ungeheuer großes Glück; und in gewisser Beziehung ist es ja auch der Fall. Aber ich meine doch, daß ich nicht mehr nehme, als ich gebe. Ich werde ihn nie und nimmer im Stich lassen. Und ihm dienen und nützlich sein, das kann ich besser als jeder andere, jetzt, da er bald hilflos sein wird.

HJALMAR. Hilflos wird er sein?

GREGERS zu Frau Sörby. Nun ja, aber reden Sie nicht davon.

FRAU SÖRBY. Es nützt nichts, es länger zu verheimlichen, so gern er das auch möchte. Er wird blind.

HJALMAR stutzt. Er wird blind? Das ist doch sonderbar. Auch er wird blind?

GINA. Das werden ja so viele.

FRAU SÖRBY. Und man kann sich wohl vorstellen, was d a s für einen Geschäftsmann heißen will. Na, ich will versuchen, meine Augen für ihn zu gebrauchen, so gut ich vermag. Aber nun darf ich nicht länger bleiben; ich habe jetzt alle Hände voll zu tun. — Ja, was ich Ihnen sagen sollte, Ekdal: wenn Werle Ihnen mit irgend etwas dienen kann, so sollten Sie sich nur an Gråberg wenden.

GREGERS. Für dieses Anerbieten wird sich Hjalmar Ekdal gewiß bedanken.

FRAU SÖRBY. Ja so! Aber ich meine doch, er hat früher — —

GINA. Ja, Berta, Ekdal braucht jetzt nichts mehr von Herrn Werle anzunehmen.

HJALMAR langsam und mit Nachdruck. Grüßen Sie bitte Ihren künftigen Mann von mir und sagen Sie ihm, ich beabsichtigte in der nächsten Zeit zu Herrn Gråberg zu gehen —

GREGERS. Was! Du wolltest —?

HJALMAR. — zu Herrn Gråberg zu gehen, sage ich, um einen Auszug über den Betrag zu verlangen, den ich seinem Prinzipal schulde. Ich will diese Ehrenschuld bezahlen —; hahaha, das muß man eine Ehrenschuld nennen! Aber genug. Ich werde alles mit fünf Prozent Zinsen zurückzahlen.

GINA. Aber, liebster Ekdal, dazu haben wir doch, weiß Gott, das Geld nicht.

HJALMAR. Sagen Sie bitte Ihrem Verlobten, daß ich unverdrossen an meiner Erfindung arbeite. Sagen Sie ihm, bitte: was meine Geisteskräfte bei dieser anstrengenden Beschäftigung aufrecht erhält, das ist der Wunsch, eine peinliche Schuldenlast los zu werden. Deshalb mache ich die Erfindung. Den ganzen Ertrag werde ich dazu verwenden, mich der pekuniären Verpflichtungen gegen Ihren künftigen Ehegatten zu entledigen.

FRAU SÖRBY. Hier im Haus ist irgend etwas passiert.

HJALMAR. Allerdings.

FRAU SÖRBY. Na, adieu also. Ich hätte gern noch ein bißchen mit Dir geplaudert, Gina; na, auf ein ander Mal. Adieu.

Hjalmar und Gregers grüßen stumm; Gina begleitet Frau Sörby zur Tür.

HJALMAR. Nicht weiter als bis zur Schwelle, Gina!

Frau Sörby geht; Gina schließt die Tür hinter ihr ab.

HJALMAR. So, Gregers; nun bin ich diesen drückenden Schuldposten doch los.

GREGERS. Wenigstens bald.

HJALMAR. Ich glaube, man muß meine Haltung korrekt nennen.

GREGERS. Du bist der Mann, für den ich Dich immer gehalten habe.

HJALMAR. In gewissen Fällen ist es unmöglich, sich über die idealen Ansprüche hinwegzusetzen. Als Familienvater kommt es mir ja sehr hart an. Denn Du kannst glauben, es ist wahrhaftig kein Spaß für einen unbemittelten Mann, eine langjährige Schuldforderung einlösen zu sollen, auf die sich sozusagen bereits der Staub der Vergessenheit gelegt hatte. Aber das ist nun einerlei; der Mensch in mir verlangt auch sein Recht.

GREGERS legt die Hand auf seine Schultern. Lieber Hjalmar, — war es nun nicht gut, daß ich gekommen bin?

HJALMAR. Ja.

GREGERS. Daß Du Klarheit bekommen hast über alle Verhältnisse, — war das nicht gut?

HJALMAR etwas ungeduldig. Gewiß war das gut. Aber e i n s empört meinen Gerechtigkeitssinn.

GREGERS. Und das wäre?

HJALMAR. Daß — ja, ich weiß nicht, ob ich mich so rückhaltlos über Deinen Vater äußern darf.

GREGERS. Auf mich brauchst Du gar keine Rücksicht zu nehmen.

HJALMAR. Na schön. Ja, siehst Du, ich meine, der Gedanke hat etwas so Empörendes, daß nun nicht ich es bin, sondern daß er es ist, der die wahre Ehe verwirklicht.

GREGERS. Aber wie kannst Du nur so etwas sagen!

HJALMAR. Gewiß ist es so. Dein Vater und Frau Sörby gehen doch jetzt eine Ehe ein, die auf volles Vertrauen gegründet ist, auf ganze und unbedingte Offenheit von beiden Seiten; sie bemänteln nichts vor einander; keinerlei Heimlichkeit steckt hinter dem Verhältnis; es ist zwischen ihnen — wenn ich mich so ausdrücken darf — eine gegenseitige Sündenvergebung verkündet worden.

GREGERS. Nun ja, und weiter?

HJALMAR. Ja, aber so ist doch da alles, wie es sein soll. Nach dem, was Du gesagt hast, gehörten ja doch diese ganzen Fatalitäten dazu, um die wahre Ehe zu begründen.

GREGERS. Aber das ist doch ganz etwas andres, Hjalmar. Du wirst doch nicht Dich und sie mit den beiden da vergleichen wollen —? Na, Du verstehst mich schon.

HJALMAR. Aber ich komme doch nicht darüber hinweg, daß bei dieser ganzen Geschichte etwas ist, das mein Rechtsbewußtsein verletzt und kränkt. Es sieht doch gerade so aus, als gäbe es überhaupt keine gerechte Weltordnung.

GINA. Pfui, Ekdal, so was darfst Du doch wahrhaftigen Gott nicht sagen.

GREGERS. Hm; lassen wir lieber diese Fragen ruhen.

HJALMAR. Andererseits aber ist es doch wieder, als sähe ich die ausgleichende Hand des Schicksals. Er erblindet ja.

GINA. Ach, das ist doch noch nicht so sicher.

HJALMAR. Es ist unzweifelhaft. W i r dürfen daran wenigstens nicht zweifeln; denn grade in diesem Faktum liegt die gerechte Vergeltung. Er hat seiner Zeit ein vertrauensseliges Mitgeschöpf blind gemacht —

GREGERS. Leider, er hat viele blind gemacht.

HJALMAR. Und nun kommt ein Unerbittliches, Rätselhaftes und fordert Werles eigne Augen.

GINA. Nein, was für häßliche Reden Du führst. Mir wird ganz bange.

HJALMAR. Es ist nützlich, sich dann und wann einmal in die Nachtseiten des Daseins zu vertiefen.

Hedwig, mit Hut und Mantel, kommt fröhlich und außer Atem durch die Flurtür herein.

GINA. Bist Du schon wieder da?

HEDWIG. Ja, ich mochte nicht mehr gehen. Und das war gut; denn nun habe ich wen in der Haustür getroffen.

HJALMAR. Das war wohl diese Frau Sörby.

HEDWIG. Ja.

HJALMAR auf und ab gehend. Ich will hoffen, Du hast sie zum letzten Mal gesehen.

Pause. Hedwig sieht verlegen bald den einen, bald den andern an, wie um die Stimmung zu erforschen.

HEDWIG nähert sich einschmeichelnd. Vater —

HJALMAR. Na, — was gibt's, Hedwig?

HEDWIG. Frau Sörby hat mir etwas mitgebracht.

HJALMAR bleibt stehen. Dir?

HEDWIG. Jawohl, — etwas für morgen.

GINA. Berta hat Dir zu dem Tag immer eine Kleinigkeit gebracht.

HJALMAR. Was ist es denn?

HEDWIG. Nein, das sollst Du jetzt noch nicht wissen; denn Mutter soll es mir morgen früh aufs Bett legen.

HJALMAR. Ach, diese Durchstechereien hinter meinem Rücken!

HEDWIG hastig. Nein, Du kannst es schon sehen. Es ist ein großer Brief. Nimmt den Brief aus der Manteltasche.

HJALMAR. Ein Brief auch?

HEDWIG. Ja, es ist nur ein Brief. Das andere kommt wohl später. Denk nur — ein Brief! Ich habe noch nie einen Brief gekriegt. Und dann steht „Fräu-

lein" auf dem Kouvert. Liest: „Fräulein Hedwig Ekdal". Du, — das bin ich.

HJALMAR. Laß den Brief mal sehen.

HEDWIG reicht ihm den Brief. Da ist er.

HJALMAR. Das ist Werles Hand.

GINA. Weißt Du das sicher, Ekdal?

HJALMAR. Da, sieh selbst.

GINA. Ach, meinst Du, daß ich mich auf so etwas verstehe?

HJALMAR. Hedwig, darf ich den Brief öffnen — und ihn lesen?

HEDWIG. Ja, gerne, wenn Du willst.

GINA. Nein, nicht jetzt, Ekdal; er ist doch für morgen.

HEDWIG leise. Ach, so laß ihn doch lesen! Es ist gewiß etwas Gutes; und dann wird Vater vergnügt und dann wird es hier wieder lustig.

HJALMAR. Ich darf ihn also öffnen?

HEDWIG. Ja, bitte, bitte, Vater. Es wäre nett, zu erfahren, was drin steht!

HJALMAR. Gut. Öffnet den Brief, nimmt ein Papier heraus, liest es durch und scheint verwirrt. Was bedeutet das —?

GINA. Was steht denn drin?

HEDWIG. Ach ja, Vater — sag's!

HJALMAR. Seid still! Liest es noch einmal durch; er ist bleich geworden, aber sagt mit Fassung: Es ist ein Schenkungsbrief, Hedwig.

HEDWIG. Denk nur an! Was kriege ich denn?

HJALMAR. Lies selbst.

HEDWIG geht hin und liest einen Augenblick unter der Lampe.

HJALMAR halblaut, ballt die Fäuste. Die Augen! Die Augen! — und dazu der Brief!

HEDWIG unterbricht das Lesen. Ja, aber mir scheint, das ist für Großvater bestimmt.

HJALMAR nimmt ihr den Brief weg. Du, Gina, — verstehst Du das?

GINA. Ich weiß ja kein Sterbenswörtchen; so sprich doch!

HJALMAR. Werle schreibt an Hedwig, ihr alter Großvater brauchte sich nicht mehr mit Schreibarbeiten zu befassen, er könnte vielmehr von jetzt an hundert Kronen monatlich auf dem Kontor erheben —

GREGERS. Aha!

HEDWIG. Hundert Kronen, Mutter! Das steht drin.

GINA. Das ist ja ein Glück für Großvater.

HJALMAR. — hundert Kronen, solange er es nötig hat, — das soll natürlich heißen, bis er seine Augen geschlossen hat.

GINA. Na, dann ist er ja versorgt, der arme Kerl.

HJALMAR. Aber jetzt kommt es. Das hast Du wohl nicht gelesen, Hedwig. Später soll diese Schenkung auf Dich übergehen.

HEDWIG. Auf mich? Alles zusammen?

HJALMAR. Dieselbe Summe wäre Dir für Dein ganzes Leben gesichert, schreibt er. Hörst Du's, Gina?

GINA. Ja, ich höre schon.

HEDWIG. Denk nur — das viele Geld, das ich bekomme! Rüttelt ihn. Vater, Vater, bist Du denn nicht vergnügt?

HJALMAR weicht ihr aus. Vergnügt! Geht umher. Welche Fernsicht, — welche Perspektiven eröffnen sich meinen Augen! Hedwig ist es; sie ist es, die er so reich bedenkt!

GINA. Na ja, Hedwig, die hat doch Geburtstag —

HEDWIG. Und Du kriegst es ja doch, Vater! Du kannst Dir doch wohl denken, daß ich Dir und Mutter alles Geld gebe.

HJALMAR. Mutter — ja! Da haben wir's.

GREGERS. Hjalmar, das ist eine Falle, die Dir gestellt wird.

HJALMAR. Meinst Du, es wäre schon wieder eine Falle?

GREGERS. Als er heute morgen hier war, da sagte

er: Hjalmar Ekdal ist nicht der Mann, für den Du ihn ansiehst.

HJALMAR. Nicht der Mann —!

GREGERS. Das wirst Du sehen, sagte er.

HJALMAR. Du würdest sehen, daß ich mich mit Geld abspeisen ließe —!

HEDWIG. Aber Mutter, was hat denn das zu bedeuten?

GINA. Geh und zieh Dein Zeug aus.

Hedwig geht, dem Weinen nahe, durch die Küchentür ab.

GREGERS. Hjalmar, — jetzt wird es sich zeigen, wer recht hat, er oder ich.

HJALMAR reißt das Papier langsam mitten durch, legt beide Stücke auf den Tisch und sagt: Das ist meine Antwort.

GREGERS. Das habe ich erwartet.

HJALMAR geht zu Gina, die am Ofen sitzt und sagt mit gedämpfter Stimme: Und jetzt keine Heimlichkeiten mehr. Wenn das Verhältnis zwischen Dir und ihm ganz zu Ende war, als Du Dich in mich schon so sehr vergafft hattest, wie Du Dich ausdrückst, — warum hat er es uns denn ermöglicht, daß wir uns heirateten?

GINA. Er hat wohl gedacht, er könnte hier ein- und ausgehen.

HJALMAR. Nur d a s? Hat er nicht eine gewisse Möglichkeit gefürchtet?

GINA. Ich verstehe nicht, was Du meinst.

HJALMAR. Ich will wissen, ob — Dein Kind ein Recht hat, unter meinem Dach zu leben.

GINA richtet sich hoch auf, ihre Augen blitzen. Und das fragst D u!

HJALMAR. Du sollst mir auf diese e i n e Frage antworten: Gehört Hedwig mir — oder —? Na!

GINA sieht ihn mit kaltem Trotz an. Ich weiß nicht.

HJALMAR zittert leicht. Du weißt es nicht!

GINA. Wie kann i c h das wissen? So eine wie i c h bin —

HJALMAR still, kehrt ihr den Rücken. Dann habe ich hier im Hause nichts weiter zu suchen.

GREGERS. Überleg' es Dir, Hjalmar!

HJALMAR zieht seinen Überzieher an. Hier ist nichts zu überlegen für einen Mann, wie mich.

GREGERS. Doch; hier gibt es unendlich viel zu überlegen. Ihr drei müßt zusammenbleiben, wenn Du Dich zu der Opferstimmung der großen Vergebung durchringen willst.

HJALMAR. Das will ich nicht. Nimmer-, nimmermehr! Meinen Hut! Nimmt den Hut. Mein Heim liegt rings um mich her in Trümmern. Bricht in Tränen aus. Gregers, ich habe kein Kind mehr!

HEDWIG, die die Küchentür geöffnet hat. Was sagst Du! Hin zu ihm. Vater, Vater!

GINA. Na also!

HJALMAR. Komm mir nicht nahe, Hedwig! Geh weg, — weit weg. Ich ertrage Deinen Anblick nicht. O, die Augen —! Lebt wohl. Will zur Tür.

HEDWIG hängt sich fest an ihn und schreit laut: Nicht doch! Nicht doch! Bleib bei mir!

GINA ruft: Sieh das Kind an, Ekdal! Sieh das Kind an!

HJALMAR. Ich will nicht! Ich kann nicht! Ich muß fort — heraus aus der ganzen Geschichte! Reißt sich los von Hedwig und geht durch die Flurtür.

HEDWIG mit verzweifelten Blicken. Er geht von uns, Mutter! Er geht von uns! Er kommt nie wieder!

GINA. Weine nur nicht, Hedwig. Vater kommt schon wieder.

HEDWIG wirft sich schluchzend aufs Sofa. Nein, nein, er kommt nie wieder zu uns zurück.

GREGERS. Glauben Sie mir, Frau Ekdal, ich wollte alles zum Guten wenden!

GINA. Ja, mag wohl sein; aber trotzdem möge Ihnen Gott verzeihen.

HEDWIG liegt auf dem Sofa. Ach, ich glaube, ich muß dran sterben! Was habe ich ihm denn getan? Mutter, Du mußt ihn wieder herholen!

GINA. Ja, ja, ja. Sei bloß ruhig, dann gehe ich

aus und suche ihn. Zieht den Mantel an. Vielleicht ist er zu Relling hineingegangen. Aber nun darfst Du nicht mehr da liegen und heulen. Versprichst Du mir das?

HEDWIG krampfhaft weinend. Ja, ich will es nicht mehr tun; wenn nur Vater wiederkommt.

GREGERS zu Gina, die gehen will. Wäre es nicht doch besser, wenn Sie ihn seinen Schmerzenskampf erst zu Ende kämpfen ließen?

GINA. Ach was, das kann er nachher tun. Vor allen Dingen müssen wir zusehen, wie wir das Kind in Ruh' kriegen. Ab durch die Flurtür.

HEDWIG richtet sich auf und trocknet ihre Tränen. Jetzt müssen Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat. Weshalb will Vater nichts mehr von mir wissen?

GREGERS. Das dürfen Sie erst fragen, wenn Sie groß und erwachsen sind.

HEDWIG schluchzt. Aber ich kann doch nicht immer so gräßlich betrübt bleiben, bis ich groß und erwachsen bin. — Ich weiß schon, was es ist. — Vielleicht bin ich nicht Vaters richtiges Kind.

GREGERS unruhig. Wie sollte das wohl zugehen?

HEDWIG. Mutter kann mich ja gefunden haben. Und nun hat es Vater vielleicht erfahren. Von solchen Sachen habe ich schon gelesen.

GREGERS. Na, und wenn es so wäre —

HEDWIG. Ja, ich meine, dann könnte er deswegen mich doch ebenso lieb haben. Ja, vielleicht noch lieber. Die Wildente, die haben wir ja auch zum Geschenk bekommen, und doch habe ich sie so furchtbar lieb.

GREGERS ablenkend. Ja, richtig! Die Wildente! Reden wir ein bißchen von der Wildente, Hedwig.

HEDWIG. Die arme Wildente! Die kann er auch nicht mehr vor Augen sehen. Denken Sie bloß, er möchte ihr am liebsten den Hals umdrehen!

GREGERS. Ach, das tut er doch sicher nicht.

HEDWIG. Nein, — aber er hat es gesagt. Und das finde ich so häßlich von Vater, so was zu sagen. Denn jeden Abend bete ich für die Wildente und bitte Gott,

daß sie vor dem Tode und allem Übel bewahrt bleiben möge.

GREGERS sieht sie an. Sagen Sie immer Ihr Abendgebet?

HEDWIG. Ja gewiß.

GREGERS. Wer hat Sie dazu angehalten?

HEDWIG. Ich mich selbst. Denn Vater war einmal so krank und hatte Blutegel am Hals; und da sagte er, der Tod säße ihm im Nacken.

GREGERS. Und da —?

HEDWIG. Da habe ich für ihn gebetet abends im Bett. Und seitdem bin ich dabei geblieben.

GREGERS. Und jetzt beten Sie auch für die Wildente?

HEDWIG. Ich meinte, es wäre besser, die Wildente mit einzuschließen; denn sie war so kränklich im Anfang.

GREGERS. Sie sagen wohl auch Ihr Morgengebet?

HEDWIG. I nein, das tue ich nicht!

GREGERS. Weshalb denn nicht auch das Morgengebet?

HEDWIG. Morgens ist es ja doch hell; und da braucht man sich doch vor nichts weiter zu fürchten.

GREGERS. Und der Wildente, die Sie so furchtbar gern haben, der wollte Ihr Vater den Hals umdrehen?

HEDWIG. Nein, er sagte, es wäre für ihn das beste, wenn er es täte. Aber mir zuliebe wolle er sie schonen. Und das war doch nett von Vater.

GREGERS ein wenig näher. Wenn Sie nun aber ihm zuliebe freiwillig die Wildente opferten?

HEDWIG steht auf. Die Wildente!

GREGERS. Wenn Sie nun opferwillig das Beste für ihn hingäben, was Sie haben und kennen auf der Welt?

HEDWIG. Glauben Sie, das würde helfen?

GREGERS. Versuchen Sie es, Hedwig.

HEDWIG leise, mit leuchtenden Augen. Ja, ich will es versuchen.

GREGERS. Und glauben Sie auch, Sie haben die rechte Seelenkraft dazu?

HEDWIG. Ich will Großvater bitten, für mich die Wildente totzuschießen.

GREGERS. Ja, tun Sie das. Aber kein Wort davon zu Ihrer Mutter!

HEDWIG. Warum nicht?

GREGERS. Sie versteht uns nicht.

HEDWIG. Die Wildente? Ich will es morgen früh versuchen!

Gina tritt durch die Flurtür ein.

HEDWIG ihr entgegen. Hast Du ihn gefunden, Mutter?

GINA. Nein, aber ich hörte, daß er bei Relling drin gewesen ist und ihn mitgenommen hat.

GREGERS. Wissen Sie das sicher?

GINA. Ja, die Portierfrau hat es mir gesagt. Molvik wäre auch mitgegangen, sagte sie.

GREGERS. Und das in diesem Augenblick, wo seine Seele so sehr danach verlangt, in Einsamkeit zu kämpfen!

GINA legt ihre Sachen ab. Ja, die Mannsleute, die sind unterschiedlich. Gott mag wissen, wo Relling ihn hinverschleppt hat! Ich bin zu Madam Eriksen hinübergerannt; aber da waren sie nicht.

HEDWIG kämpft mit den Tränen. O, wenn er nun nie mehr nach Hause kommt!

GREGERS. Er kommt wieder nach Hause. Ich werde ihn morgen früh aufsuchen; und dann werden Sie sehen, wie er kommt. Deshalb können Sie ruhig schlafen, Hedwig. Gute Nacht.

Ab durch die Flurtür.

HEDWIG wirft sich schluchzend Gina an die Brust. Mutter, Mutter!

GINA klopft sie auf den Rücken und seufzt. Ach ja, Relling, der hatte recht. So geht es, wenn verdrehte Kerls kommen und die intrikate Forderung pressentieren.

FÜNFTER AKT

Hjalmar Ekdals Atelier. Ein kaltes, graues Morgenlicht fällt herein; nasser Schnee liegt auf den großen Scheiben des Dachfensters.

Gina, eine Latzschürze vor, kommt aus der Küche mit einem Staubbesen und einem Wischtuch und geht auf die Wohnstube zu. In demselben Augenblick kommt Hedwig schnell aus dem Flur herein.

GINA bleibt stehen. Na?

HEDWIG. Ja, Mutter, ich glaube fast, er ist bei Relling unten —

GINA. Siehst Du wohl!

HEDWIG. — denn die Portierfrau sagte, sie hätte gehört, daß Relling Stücker zwei mitgebracht hätte, als er nachts nach Hause kam.

GINA. Hab's mir doch gedacht.

HEDWIG. Aber das nützt ja nichts, wenn er nicht zu uns heraufkommen mag.

GINA. Dann will ich doch wenigstens hinuntergehen und mit ihm reden.

Der alte Ekdal, in Schlafrock und Pantoffeln und mit brennender Pfeife, erscheint in der Tür seines Zimmers.

EKDAL. Du, Hjalmar —. Ist Hjalmar nicht zu Haus?

GINA. Nein, er ist wohl ausgegangen.

EKDAL. So früh? Und bei so einem blödsinnigen Schneegestöber? Na, ja; bitte sehr; ich kann ja auch meine Morgenpromenade allein machen. Er schiebt die Bodentür zur Seite; Hedwig hilft ihm; er geht hinein; sie schließt die Tür hinter ihm.

HEDWIG halblaut. Du, Mutter, wenn nun der arme Großvater hört, daß Vater von uns weg will.

GINA. Ach, Quark. Großvater darf kein Wort davon hören. Ein wahres Glück, daß er gestern bei dem Skandal nicht zu Hause war.

HEDWIG. Ja, aber —

Gregers tritt durch die Flurtür ein.

GREGERS. Na? Haben Sie ihn ausfindig gemacht?

GINA. Er soll unten bei Relling sein, heißt es.

GREGERS. Bei Relling! Ist er wirklich mit den beiden Menschen aus gewesen?

GINA. Das wird er wohl.

GREGERS. Ja, aber er, der die Einsamkeit so nötig hatte und die ernsthafte Sammlung —

GINA. Sie haben gut reden.

Relling tritt vom Flur herein.

HEDWIG ihm entgegen. Ist Vater bei Ihnen?

GINA zugleich. Ist er da?

RELLING. Ja, freilich.

HEDWIG. Und Sie sagen uns nichts!

RELLING. Ja, ich bin ein Bie—iest! Aber erst hatte ich das andre Bie—iest im Zaum zu halten —, den Dämonischen natürlich; und dann schlief ich so fest ein, daß —

GINA. Was sagt Ekdal heute?

RELLING. Gar nichts sagt er.

HEDWIG. Spricht er gar nicht?

RELLING. Kein Sterbenswort.

GREGERS. Na ja; das ist mir sehr begreiflich.

GINA. Aber was macht er denn?

RELLING. Er liegt auf dem Sofa und schnarcht.

GINA. So? Ja, Ekdal kann fürchterlich schnarchen.

HEDWIG. Er schläft? Er kann schlafen?

RELLING. Ja, es hat ganz den Anschein.

GREGERS. Ist zu begreifen; nach dem Seelenkampf, der seine Kräfte erschöpft hat —

GINA. Und dann ist er doch nicht dran gewöhnt, sich nachts ausm Haus herumzutreiben.

HEDWIG. Mutter, vielleicht ist das gut, daß er schlafen kann.

GINA. Das denke ich auch. Aber dann brauchen wir ihn ja auch nicht so früh munter zu machen. Sie sollen bedankt sein, Relling. Nun muß ich aber erst das Haus ein bißchen rein und nett machen, und dann —. Komm, hilf mir, Hedwig.

Gina und Hedwig ab ins Wohnzimmer.

GREGERS wendet sich Relling zu. Können Sie mir den geistigen Aufruhr erklären, der jetzt in Hjalmar vorgeht?

RELLING. Ich habe wahrhaftig nichts davon bemerkt, daß ein geistiger Aufruhr in ihm vorgeht.

GREGERS. Was! An einem solchen Wendepunkt, wo sein ganzes Leben eine neue Grundlage erhält —? Wie können Sie denken, daß eine Persönlichkeit wie Hjalmar —?

RELLING. Ach, Persönlichkeit — der! Wenn er jemals Ansätze zu solchen Abnormitäten gehabt hat, die Sie Persönlichkeit nennen, so sind die Wurzeln mitsamt ihren Fasern schon in seinen Knabenjahren gründlich exstirpiert worden; das kann ich Ihnen versichern.

GREGERS. D a s wäre doch merkwürdig — bei der liebevollen Erziehung, die e r genossen hat.

RELLING. Bei den beiden verschrobenen, hysterischen Fräulein Tanten, meinen Sie?

GREGERS. Ich kann Ihnen nur sagen, das waren Frauen, die die ideale Forderung nie in Vergessenheit geraten ließen, ja, jetzt werden Sie wieder einen Witz machen.

RELLING. Nein, dazu bin ich nicht aufgelegt. Übrigens weiß ich ganz gut Bescheid; denn er hat allerlei gekohlt von diesen seinen „zween Seelenmüttern". Aber ich glaube nicht, daß er ihnen Großes zu danken hat. Ekdals Unglück ist, daß er in seinem Kreise immer für ein Licht gehalten wurde —

GREGERS. Und ist er das vielleicht nicht? In der Tiefe seines Innern, meine ich?

RELLING. I c h habe nie etwas davon bemerkt. Daß sein Vater es glaubte —, das mag hingehen; denn der alte Leutnant ist ja Zeit seines Lebens ein Rindvieh gewesen.

GREGERS. Er ist Zeit seines Lebens ein Mann mit einem Kindergemüt gewesen; d a s begreifen Sie eben nicht.

RELLING. Na ja doch! Aber als nun der liebe, süße Hjalmar mit knapper Not Student geworden war,

da galt er auch gleich unter seinen Kommilitonen wieder für das große Zukunftslicht. Hübsch war er ja, — das zog, — rot und weiß, — so wie die kleinen Mädchen die Burschen gerade gern haben; und weil er auch dies leichtgerührte Gemüt und das Herzgewinnende in der Stimme hatte, und weil er so schön verstand, die Verse und Gedanken anderer Leute zu deklamieren —

GREGERS *zornig*. Sprechen Sie von Hjalmar Ekdal?

RELLING. Mit Ihrer Erlaubnis — ja: denn so sieht es inwendig aus, das Götzenbild, vor dem Sie auf der Nase liegen.

GREGERS. Ich bin doch, meine ich, auch nicht so ganz blind.

RELLING. O doch; sehr weit davon sind Sie nicht. Denn sehen Sie, Sie sind auch ein kranker Mann.

GREGERS. Da haben Sie recht.

RELLING. I ja. Sie sind ein komplizierter Fall. Da ist zuerst dieses lästige Rechtschaffenheitsfieber; und dann, was schlimmer ist, — taumeln Sie fortwährend in einem Vergötterungsdelirium; immer müssen Sie etwas zu bewundern haben außerhalb Ihrer eigenen Angelegenheiten.

GREGERS. Freilich muß ich das außerhalb meines eigenen Ichs suchen.

RELLING. Aber Sie täuschen sich schandbar in den großen Wunderfliegen, die Sie um sich zu sehen und zu hören glauben. Sie sind wieder einmal in eine Häuslerstube geraten mit der idealen Forderung; hier im Hause wohnen keine solventen Leute.

GREGERS. Wenn Sie nicht höher denken von Hjalmar Ekdal, wie kann es Ihnen dann Spaß machen, stets und ständig mit ihm zusammen zu sein?

RELLING. Herrgott, ich bin doch nun einmal so etwas wie ein Doktor, zu meiner Schande sei es gesagt; und da muß ich mich wohl der armen Kranken annehmen, die hier mit im Hause wohnen.

GREGERS. So! Ist Hjalmar Ekdal auch krank?

RELLING. So ungefähr alle Menschen sind krank; leider.

GREGERS. Und welche Kur wenden Sie bei Hjalmar an?

RELLING. Meine gewöhnliche. Ich sorge dafür, die Lebenslüge in ihm aufrecht zu erhalten.

GREGERS. Die Lebens — lüge? Habe ich recht gehört —?

RELLING. Ja, ich sagte: die Lebenslüge. Denn sehen Sie, die Lebenslüge, die ist das stimulierende Prinzip.

GREGERS. Darf ich fragen, mit was für einer Lebenslüge Hjalmar behaftet ist?

RELLING. Da muß ich doch bitten. Solche Geheimnisse verrate ich Quacksalbern nicht. Sie wären imstande, ihn mir noch verdrehter zu machen. Aber die Methode ist probat. Ich habe sie auch bei Molvik angewandt. Den habe ich „dämonisch" gemacht. D a s ist die Fontanelle, die ich i h m in den Nacken setzen mußte.

GREGERS. Ist er denn nicht dämonisch?

RELLING. Was, zum Teufel, heißt denn dämonisch? Das ist doch bloß so ein Kohl, den ich erfunden habe, um den Mann am Leben zu erhalten. Hätte ich das nicht getan, so wäre das arme, gute Schwein schon vor manchem lieben Jahr in Selbstverachtung und Verzweiflung zugrunde gegangen. Und nun erst der alte Leutnant! Der hat freilich sich seine Kur selbst erfunden.

GREGERS. Leutnant Ekdal? Inwiefern?

RELLING. Ja, was meinen Sie wohl, warum dieser Bärenjäger da unter dem Dach herumläuft und Kaninchen jagt?! Auf der ganzen Welt gibt es keinen glücklicheren Schützen als diesen alten Knaben, wenn er sich da drin in der Rumpelkammer herumtummeln kann. Die vier oder fünf vertrockneten Weinachtsbäume, die er sich aufgehoben hat, die sind für ihn dasselbe wie der

ganze, große, frische Höjdalswald. Der Hahn und die Hühner sind Auerhähne und -hennen in den Föhrenwipfeln; und die Kaninchen, die den Boden lang hupfen, das sind die Bären, mit denen er anbindet, der kühne Freiluftgreis.

GREGERS. Ja, der unglückliche, alte Leutnant; er hat viel von den Idealen seiner Jugend herunterlassen müssen.

RELLING. Ehe ich es vergesse, Herr Werle junior, — gebrauchen Sie doch nicht das Fremdwort: Ideale. Wir haben ja das gute deutsche Wort: Lügen.

GREGERS. Meinen Sie, die beiden Dinge sind miteinander verwandt?

RELLING. Ja, ungefähr wie Typhus und Faulfieber.

GREGERS. Herr Doktor, ich ruhe nicht, bis ich Hjalmar aus Ihren Klauen gerettet habe.

RELLING. Das wäre für ihn das größte Unglück. Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, und Sie nehmen ihm zu gleicher Zeit das Glück. Zu Hedwig, die aus dem Wohnzimmer kommt. Na, kleine Wildentenmutter, jetzt will ich hinunter und sehen, ob Vater noch daliegt und über die merkwürdige Erfindung brütet.

Ab durch die Flurtür.

GREGERS nähert sich Hedwig. Ich sehe Ihnen an, es ist noch nicht vollbracht.

HEDWIG. Was? Ach, die Sache mit der Wildente. Nein.

GREGERS. Kann es mir denken — die Seelenkraft ließ Sie im Stich, als es in die Tat umgesetzt werden sollte.

HEDWIG. Nein, das ist es garnicht. Aber als ich heute früh aufwachte und an das dachte, worüber wir geredet hatten, da kam es mir so wunderlich vor.

GREGERS. Wunderlich?

HEDWIG. Ja, ich weiß nicht —. Gestern, im ersten Augenblick, schien mir etwas so Wunderschönes darin zu

sein; aber nachdem ich geschlafen hatte, und wie es mir wieder einfiel, da kam es mir nicht als was Besonderes vor.

GREGERS. Nun ja; wie hätten Sie hier denn auch aufwachsen können, ohne daß Sie innerlich etwas eingebüßt hätten!

HEDWIG. Das ist mir alles gleich; wenn nur Vater heraufkommt —

GREGERS. Ach, hätten Sie nur ein offenes Auge für das, was dem Leben seinen Wert gibt, — hätten Sie den echten, frohen Opfermut, dann würden Sie sehen, wie er zu Ihnen heraufkommt. — Aber noch glaube ich an Sie, Hedwig.

Ab durch die Flurtür.

Hedwig geht auf und ab; dann will sie hinaus in die Küche; in demselben Augenblick klopft es von innen an die Bodentür; Hedwig geht hin und öffnet ein wenig; der alte Ekdal kommt heraus; sie schiebt die Tür wieder zu.

EKDAL. Hm, es ist ein mäßiger Genuß, so allein spazieren zu gehen.

HEDWIG. Hättest Du nicht Lust, auf Jagd zu gehen, Großvater?

EKDAL. Es ist kein Jagdwetter heut. Viel zu dunkel. Man kann kaum die Hand vor Augen sehen.

HEDWIG. Hast Du nicht einmal Lust, auf etwas andres als auf Kaninchen zu schießen?

EKDAL. Die Kaninchen, die sind wohl vielleicht nicht gut genug?

HEDWIG. Ja, aber erst die Wildente?

EKDAL. Ho — ho! Bist Du bange, daß ich Dir die Wildente totschieße? In meinem Leben nicht, Du. In meinem Leben nicht.

HEDWIG. Nein, Du könntest es wohl auch nicht; denn es soll schwer sein, Wildenten zu schießen.

EKDAL. Könnte es nicht? Nun ob ich das kann!

HEDWIG. Wie würdest Du es denn anfangen, Großvater — ich meine ja nicht bei meiner Wildente, sondern bei anderen?

EKDAL. Würde sehen, sie unter die Brust zu treffen,

verstehst Du; denn das ist das sicherste. Und dann muß man g e g e n das Gefieder schießen, siehst Du, — nicht m i t dem Gefieder.

HEDWIG. Sterben sie dann, Großvater?

EKDAL. Natürlich sterben sie — wenn man richtig schießt. Na; muß wohl hinein und mich fein machen. Hm — weiß schon — hm.

Ab in sein Zimmer.

HEDWIG wartet ein wenig, blickt verstohlen zur Stubentür, geht an das Regal, stellt sich auf die Zehen, nimmt die doppelläufige Pistole vom Brett und betrachtet sie.

G i n a mit Staubbesen und Wischtuch kommt aus der Wohnstube.

Hedwig legt die Pistole schnell und unbemerkt weg.

GINA. Steh nicht da und kram' in Vaters Sachen, Hedwig.

HEDWIG geht vom Regal weg. Ich wollte bloß ein bißchen aufräumen.

GINA. Geh lieber in die Küche und sieh nach, ob der Kaffie warm bleibt; ich will das Brett mitnehmen, wenn ich zu ihm hinunter gehe.

Hedwig ab. Gina beginnt im Atelier zu fegen und rein zu machen.

Nach einer Weile wird die Flurtür zögernd geöffnet, und H j a l m a r sieht herein; er hat den Überzieher an, ist jedoch ohne Hut, ungewaschen, und sein Haar ist zerzaust und ungekämmt; die Augen sind blöde und matt.

GINA bleibt stehen, den Besen in der Hand, und sieht ihn an. Herrjeh, Ekdal, — kommst Du doch?

HJALMAR tritt ein und antwortet mit dumpfer Stimme: Ich komme — um gleich wieder zu verschwinden.

GINA. Na ja; kann mir es wohl denken. Aber Herrgott, — wie siehst Du denn aus!

HJALMAR. Wie ich aussehe?

GINA. Und nun erst Dein feiner Winterüberzieher! Na, der hat schön was abgekriegt.

HEDWIG in der Küchentür. Mutter, soll ich —? Sieht Hjalmar, schreit laut auf vor Freude, läuft zu ihm. Ach Vater, Vater!

HJALMAR wendet sich weg und wehrt mit der Hand ab. Weg, weg, weg! Zu Gina. Schaff' sie mir weg, sage ich!

GINA halblaut. Geh in die Wohnstube, Hedwig.

Hedwig geht still hinein.

HJALMAR geschäftig, zieht die Tischschublade aus. Ich muß meine Bücher mithaben. Wo sind meine Bücher?

GINA. Was für Bücher?

HJALMAR. Meine wissenschaftlichen Werke, natürlich, — die technischen Zeitschriften, die ich für die Erfindung brauche.

GINA sucht auf dem Bücherbrett. Sind's die hier, wo keine Deckels dran sind?

HJALMAR. Ja, gewiß.

GINA legt einen Stoß Hefte auf den Tisch. Soll Hedwig sie Dir nicht aufschneiden?

HJALMAR. Brauche kein Aufschneiden.

Kurze Pause.

GINA. Es bleibt also dabei, daß Du von uns wegziehst, Ekdal?

HJALMAR stöbert zwischen den Büchern. Das versteht sich doch, meine ich, ganz von selbst.

GINA. Na ja.

HJALMAR heftig. Ich kann mir doch nicht jeden Tag, Stunde für Stunde, einen Stich ins Herz versetzen lassen!

GINA. Gott verzeih' Dir, daß Du so etwas Abscheuliches von mir glauben kannst.

HJALMAR. Beweise mir —!

GINA. Mir scheint, D u solltest beweisen.

HJALMAR. Bei einer Vergangenheit wie der Deinen? Es gibt gewisse Ansprüche —; ich fühle mich versucht, sie ideale Ansprüche zu nennen —

GINA. Und Großvater? Was soll aus dem armen Kerl werden?

HJALMAR. Ich kenne meine Pflicht; der Hilflose geht mit mir. Ich will in die Stadt und Anstalten treffen —. Hm. — Zögernd. Hat keiner meinen Hut auf der Treppe gefunden?

GINA. Nein. Hast Du den Hut verloren?

HJALMAR. Ich hatte ihn natürlich auf, als ich nachts nach Hause kam; das ist zweifellos; aber heut konnte ich ihn nicht finden.

GINA. Herrjeh, wo bist Du denn bloß gewesen mit den beiden Bummelfritzen?

HJALMAR. Ach, frag' doch nicht nach so unwesentlichen Dingen. Glaubst Du, ich bin in der Stimmung, mich an Einzelheiten zu erinnern?

GINA. Wenn Du Dich nur nicht erkältet hast, Ekdal!

Ab in die Küche.

HJALMAR spricht halblaut und erbittert mit sich selbst, während er die Schublade leert: Du bist ein Schurke, Relling! — Ein Spitzbube bist Du! — Ah, niederträchtiger Verführer! — Wüßt' ich doch nur wen, der Dich meuchelte.

Er legt einige alte Briefe beiseite; findet das zerrissene Schriftstück vom vorhergehenden Tage, nimmt es und betrachtet die Stücke; legt sie hastig beiseite, als Gina kommt.

GINA stellt ein vollbesetztes Kaffeebrett auf den Tisch. Hier ist ein Schluck Warmes, wenn Du Appetit hast. Und auch Butterbrote und ein Stückchen Pökelfleisch.

HJALMAR blickt verstohlen nach dem Kaffeebrett. Pökelfleisch? Unter diesem Dache nimmermehr! Freilich habe ich seit fast vierundzwanzig Stunden keine konsistente Nahrung zu mir genommen; aber das ist egal. — Meine Aufzeichnungen! Meine angefangenen Lebenserinnerungen! Wo finde ich mein Tagebuch und meine wichtigen Papiere? Öffnet die Tür der Wohnstube, prallt aber zurück. Da ist sie schon wieder.

GINA. Ja, du lieber Gott, irgendwo muß das Kind doch sein.

HJALMAR. Geh heraus.

Er macht Platz. Hedwig kommt verschüchtert ins Atelier.

HJALMAR mit der Hand auf der Türklinke, sagt zu Gina: Während der letzten Augenblicke, die ich in meinem früheren Heim zubringe, wünsche ich von fremden Personen verschont zu bleiben —

Geht in die Stube.

HEDWIG mit einem Satze auf ihre Mutter zu, fragt leise und bebend: Meint er mich?

GINA. Bleib in der Küche, Hedwig, oder nein, — geh lieber auf Deine eigene Kammer. Spricht zu Hjalmar, während sie zu ihm hineingeht: Wart' mal, Ekdal; wühl' nicht so in der Kommode herum; ich weiß, wo alles Zeugs liegt.

HEDWIG steht einen Augenblick unbeweglich in Angst und Ratlosigkeit; sie beißt die Lippen zusammen, um die Tränen hinunterzuwürgen, dann ballt sie krampfhaft die Hände und sagt leise: Die Wildente!

Sie schleicht zum Regal und nimmt die Pistole herunter, öffnet die Bodentür ein wenig, schlüpft hinein und zieht die Tür hinter sich zu.

Hjalmar und Gina fangen im Wohnzimmer einen Wortwechsel an.

HJALMAR kommt mit Schreibheften und alten losen Papieren, die er auf den Tisch legt. Wie soll denn der Reisesack ausreichen! Ich muß ja doch tausenderlei Dinge mitschleppen!

GINA kommt hinterher mit dem Reisesack. Dann laß doch all das andere derweile liegen, und nimm bloß ein Hemd und ein paar Unterhosen mit.

HJALMAR. Puh, — diese anstrengenden Vorbereitungen —! Legt den Überzieher ab und wirft ihn aufs Sofa.

GINA. Und der Kaffie, der steht nun auch da und wird kalt.

HJALMAR. Hm —. Trinkt unwillkürlich einen Schluck und dann noch einen.

GINA wischt die Stuhllehnen ab. Das Schwerste wird wohl für Dich sein, so einen großen Boden für die Kaninchen zu finden.

HJALMAR. Was? Die Kaninchen, die soll ich auch alle mitschleppen?

GINA. Ja, der Alte kann doch nicht ohne Kaninchen sein, meine ich.

HJALMAR. Daran wird er sich wohl gewöhnen müssen. Es gibt höhere Lebensgüter, auf die ich verzichten muß, als Kaninchen.

GINA stäubt das Regal ab. Soll ich Dir die Flöte in den Reisesack tun?

HJALMAR. Nein. Keine Flöte. Aber gib mir die Pistole.

GINA. Die Pikstole willst Du mitnehmen?

HJALMAR. Ja. Meine geladene Pistole.

GINA sucht sie. Die ist weg. Er muß sie mit hineingenommen haben.

HJALMAR. Ist er auf dem Boden?

GINA. Wahrscheinlich doch.

HJALMAR. Hm, — der einsame Greis.

Er nimmt ein Stück Butterbrot, ißt es und trinkt die Tasse aus.

GINA. Hätten wir nun die Stube nicht vermietet, so könntest Du da hineinziehen.

HJALMAR. Ich sollte unter e i n e m Dach wohnen bleiben mit —! Nimmer-, nimmermehr!

GINA. Aber könntest Du denn nicht für einen Tag oder zwei in die Wohnstube ziehen? Da wärest Du doch ganz für Dich.

HJALMAR. Heraus aus diesen Mauern!

GINA. Na, wie wär's denn unten bei Relling und Molvik?

HJALMAR. Nenn mir nicht die Namen dieser Menschen! Mir vergeht der Appetit, wenn ich bloß an sie denke. — Ach nein, ich muß hinaus in Sturm und Schneewetter, — muß von Haus zu Haus gehen und ein Obdach suchen für Vater und mich.

GINA. Aber Du hast ja keinen Hut, Ekdal! Du hast den Hut ja verloren.

HJALMAR. O Ihr Schubjacke, — Ihr Lotterbuben. Ein Hut muß herbei. Nimmt ein zweites Stück Butterbrot. Das muß besorgt werden. Denn ich habe wirklich keine Lust, auch noch mein Leben dranzusetzen.

Sucht etwas auf dem Frühstücksbrett.

GINA. Was suchst Du denn?

HJALMAR. Butter.

GINA. Soll gleich da sein.

Geht in die Küche.

HJALMAR ruft ihr nach: Ach, ist nicht nötig; ich kann das Brot auch trocken essen.

GINA bringt eine Butterdose. Sieh mal — frisch gebuttert!

Sie schenkt ihm eine frische Tasse Kaffee ein; er setzt sich aufs Sofa, streicht noch mehr Butter aufs Butterbrot, ißt und trinkt eine Weile schweigend.

HJALMAR. Könnte ich wohl, ohne von jemand — wer es auch immer sei — behelligt zu werden, — einen Tag oder zwei da drin in der Stube wohnen?

GINA. Gewiß könntest Du das, wenn Du nur wolltest.

HJALMAR. Denn ich sehe gar keine Möglichkeit, Vaters ganze Sachen in solcher Geschwindigkeit wegzukriegen.

GINA. Und dann, — Du mußt ihm ja doch auch erst noch sagen, daß Du nicht länger mang uns leben willst.

HJALMAR schiebt die Kaffeetasse weg. Auch das, jawohl; diese ganzen verwickelten Verhältnisse von neuem durchkauen zu müssen —. Ich muß es mir überlegen; ich muß erst verpusten; alle die Lasten kann ich nicht an einem einzigen Tage tragen.

GINA. Nein, und noch dazu bei so einem Sauwetter wie das draußen.

HJALMAR nimmt Werles Brief. Ich sehe, das Papier, das treibt sich hier noch immer herum.

GINA. Ich hab's nicht angerührt.

HJALMAR. Mich geht der Lappen ja nichts an —

GINA. Na, ich habe wahrhaftig nicht die Absicht, davon zu profetieren.

HJALMAR. — aber es ist auch nicht gerade nötig, daß er in Fetzen geht; — in der Unordnung meines Umzugs könnte er leicht —

GINA. Ich werde schon aufpassen, Ekdal.

HJALMAR. Der Schenkungsbrief gehört doch in erster Linie Vater; und es ist seine Sache, ob er Gebrauch davon machen will.

GINA seufzt. Ja, der arme, alte Vater —

HJALMAR. Der Sicherheit halber —. Wo finde ich etwas Kleister?

GINA geht ans Regal. Da steht der Kleistertopf.

HJALMAR. Und einen Pinsel?

GINA. Hier ist auch der Pinsel.

Bringt ihm die Sachen.

HJALMAR nimmt eine Schere. Nur einen Streifen Papier auf die Rückseite —. Schneidet und kleistert. Fern sei es von mir, mich an fremdem Eigentum zu vergreifen, — und am allerwenigsten an dem eines bedürftigen Greises. Na, und an dem — anderer auch nicht. — So. Laß es vorläufig da liegen. Und wenn es trocken ist, so tu es weg. Ich will das Aktenstück nie mehr vor Augen sehen. Nie mehr!

Gregers tritt vom Flur her ein.

GREGERS ein wenig verwundert. Was, — Du sitzt hier, Hjalmar?

HJALMAR steht rasch auf. Ich war vor Erschöpfung umgesunken.

GREGERS. Du hast doch gefrühstückt, wie ich sehe.

HJALMAR. Auch der Körper fordert zuweilen sein Recht.

GREGERS. Wozu bist Du nun entschlossen?

HJALMAR. Für einen Mann wie mich gibt es nur einen Weg. Ich bin im Begriff, meine nötigsten Sachen zusammenzuraffen. Aber Du wirst begreifen, — dazu gehört Zeit.

GINA etwas ungeduldig. Soll ich Dir nun die Stube in Ordnung bringen oder soll ich den Reisesack packen?

HJALMAR nach einem ärgerlichen Seitenblick auf Gregers. Packe, — und bring in Ordnung.

GINA nimmt den Reisesack. Na ja; so tue ich also das Hemd und das andere hinein.

Geht in die Wohnstube und zieht die Tür hinter sich zu.

GREGERS nach kurzer Pause. Nie hätte ich gedacht, daß es so enden würde. Liegt denn wirklich für Dich eine Notwendigkeit vor, Haus und Herd zu verlassen?

HJALMAR geht unruhig umher. Was, meinst Du denn, soll ich tun? — Ich bin nicht dazu veranlagt, unglücklich zu sein, Gregers. Um mich her muß alles schön und ruhig und friedlich sein.

GREGERS. Aber das kann es ja doch! Versuch' es nur einmal. Mir scheint, hier ist jetzt fester Baugrund, — fang von vorn an. Und vergiß nicht, daß Du ja doch auch für die Erfindung zu leben hast.

HJALMAR. Ach sprich mir nicht von der Erfindung. Mit der hat es noch gute Weile.

GREGERS. So?

HJALMAR. Ja, du lieber Gott, was in aller Welt soll ich denn erfinden? Die anderen haben ja doch das meiste schon vorher erfunden. Es wird von Tag zu Tag schwerer —

GREGERS. Und Du hast doch so viel Arbeit darauf verwendet!

HJALMAR. Dieser Liederjan, der Relling war es, der mich dazu veranlaßt hat.

GREGERS. Relling?

HJALMAR. Ja, der war es, der mich zuerst auf mein Talent für irgend eine bedeutsame photographische Erfindung aufmerksam machte.

GREGERS. Aha, — das war Relling!

HJALMAR. Ach, ich bin so von Herzen glücklich darüber gewesen. Nicht so sehr wegen der Erfindung selbst, als weil Hedwig an sie glaubte, — an sie glaubte mit der ganzen Macht und Kraft ihrer Kinderseele. — Ja, das heißt — ich Narr habe mir immer eingebildet, daß sie daran glaubte!

GREGERS. Hältst Du es wirklich für denkbar, daß Hedwig falsch gegen Dich gewesen ist?

HJALMAR. Jetzt halte ich alles für denkbar, was immer es sei! H e d w i g steht im Wege. Sie wird mir die Sonne verdrängen aus meinem ganzen Leben.

GREGERS. Hedwig! H e d w i g meinst Du? Wie sollte s i e Dir die Sonne verdrängen können?

HJALMAR ohne zu antworten. Wie unsagbar lieb habe ich das Kind gehabt! Wie unsagbar glücklich fühlte ich mich jedesmal, wenn ich heimkehrte in meine dürftige Stube, und sie mir mit ihren süßen, leis zwinkernden Augen entgegenflog. O ich argloser Tor! Ich liebte sie so namenlos; — und da dichtete und träumte ich mich in den Wahn hinein, daß auch sie mich namenlos wiederliebe.

GREGERS. Und Du meinst, das wäre nur ein Wahn gewesen!

HJALMAR. Wie kann ich das wissen? Aus Gina kann ich ja nichts herausbringen. Und außerdem fehlt ihr ja doch jeder Sinn für die ideale Seite der Wirrungen. Aber ich fühle das Bedürfnis, mich D i r anzuvertrauen, Gregers. Dieser furchtbare Zweifel —; vielleicht hat Hedwig mich nie so recht von Herzen lieb gehabt.

GREGERS. Dafür könntest Du möglicherweise einen Beweis erhalten. Horcht auf. Was ist das? Ich glaube, die Wildente schreit.

HJALMAR. Die Wildente schnattert. Vater ist auf dem Boden.

GREGERS. So? Strahlt vor Freude. Ich sage, Du könntest unter Umständen einen Beweis dafür erhalten, daß die arme, verkannte Hedwig Dich lieb hat!

HJALMAR. Ach, was für einen Beweis kann sie mir geben! Ich darf an keine Versicherung von der Seite glauben.

GREGERS. An Hedwig ist ganz gewiß kein Falsch.

HJALMAR. Ach, Gregers, gerade d a s ist nicht so sicher. Wer weiß, was Gina und diese Frau Sörby sich hier zuweilen ins Ohr gezischelt und getuschelt haben mögen? Und Hedwig, die hat feine Ohren. Vielleicht ist die Schenkung nicht einmal so unerwartet gekommen. Ich glaube so etwas gemerkt zu haben.

GREGERS. Was für ein Geist ist denn in Dich gefahren!

HJALMAR. Mir sind die Augen aufgegangen. Paß nur auf; — Du wirst sehen, die Schenkung ist nur der

Anfang. Frau Sörby hat immer für Hedwig so viel übrig gehabt; und jetzt steht es ja in ihrer Macht, für das Kind alles Erdenkliche zu tun. Sie können sie mir zu jeder Zeit und Stunde nehmen, wenn sie Lust haben.

GREGERS. Hedwig verläßt Dich nun und nimmermehr.

HJALMAR. Halte das nur nicht für ausgemacht. Wenn d i e dastehen und ihr mit vollen Händen winken —? Ach, und ich habe sie doch so unsagbar geliebt! Ich habe doch mein höchstes Glück darin gefunden, sie behutsam an der Hand zu nehmen und sie zu leiten, wie man ein Kind, das sich im Dunkeln fürchtet, durch einen großen, öden Raum geleitet! — Jetzt fühle ich es mit der Qual der Gewißheit, — der arme Photograph im Dachstübchen ist ihr niemals wirklich und wahrhaftig etwas gewesen. Sie hat nur listig sich bemüht, so lange mit ihm auf gutem Fuße zu stehen, bis die Zeit gekommen wäre.

GREGERS. Das glaubst Du ja selber nicht, Hjalmar.

HJALMAR. Das ist ja eben das Gräßliche, daß ich nicht weiß, was ich glauben soll, — daß ich es nie wissen werde. Aber kannst Du denn wirklich zweifeln, daß es sein muß, wie ich sage? Hoho! Du baust zu stark auf die ideale Forderung, mein guter Gregers! Wenn die anderen kämen — die mit den vollen Händen — und dem Kinde zuriefen: verlaß ihn — bei uns wartet Deiner das Leben —

GREGERS schnell. Ja, und was dann —?

HJALMAR. Wenn ich sie dann fragte: Hedwig, bist Du bereit, das Leben für mich zu lassen? Lacht spöttisch. Ja, prost Mahlzeit — Du würdest schon hören, was für eine Antwort ich bekäme. Man hört einen Schuß fallen auf dem Boden.

GREGERS laut vor Freude. Hjalmar!

HJALMAR. So; nun geht er auch noch auf die Jagd.

GINA tritt ein. Ujeh, Hjalmar, ich glaube gar, der Alte donnert da allein auf dem Boden herum.

HJALMAR. Ich will doch gleich sehen —

GREGERS lebhaft, ergriffen. Einen Augenblick! Weißt Du, was das war?

HJALMAR. Natürlich weiß ich es.

GREGERS. Nein, Du weißt es nicht. Aber i c h weiß es. Es war der Beweis!

HJALMAR. Was für ein Beweis?

GREGERS. Es war eine kindliche Opfertat. Sie hat Deinen Vater bewogen, die Wildente zu schießen.

HJALMAR. Die Wildente zu schießen!

GINA. Denk einer an —!

HJALMAR. Zu welchem Zweck?

GREGERS. Sie wollte Dir das Beste opfern, was sie auf der Welt hat; denn sie meinte, dann müßtest Du sie wieder lieb haben.

HJALMAR weich, bewegt. Ach, das Kind!

GINA. Ja, auf was d i e nicht alles verfällt!

GREGERS. Sie wollte nur Deine Liebe wieder haben, Hjalmar; ohne die meinte sie nicht leben zu können.

GINA kämpft mit den Tränen. Nun siehst Du es selbst, Ekdal.

HJALMAR. Gina, wo i s t sie denn?

GINA schluchzend. Das arme Ding, — sie wird wohl draußen in der Küche sitzen.

HJALMAR geht hin, reißt die Küchentür auf und sagt: Hedwig, — komm! Komm herein zu mir. Sieht sich um. Nein, hier ist sie nicht.

GINA. Dann wird sie auf ihrem Kämmerchen sein.

HJALMAR draußen. Nein, da ist sie auch nicht. Kommt herein. Sie muß ausgegangen sein.

GINA. Ja, Du wolltest sie ja nirgendswo im Hause dulden.

HJALMAR. Ach, käme sie doch nur bald nach Hause, — so daß ich es ihr recht ordentlich sagen kann. — Jetzt wird alles gut, Gregers; denn jetzt können wir, glaube ich, ein neues Leben beginnen.

GREGERS leise. Ich wußte es ja; durch das Kind würde die Wiederaufrichtung kommen.

Der alte Ekdal tritt in die Tür seines Zimmers; er ist in voller Uniform und damit beschäftigt, seinen Säbel umzuschnallen.

HJALMAR erstaunt. Vater! Da bist Du?!

GINA. Vater, haben Sie auf Ihrer Kammer geschossen?

EKDAL entrüstet, tritt näher. So, Hjalmar? Du, Du gehst also allein auf die Jagd?

HJALMAR gespannt, verwirrt. Du warst es also nicht, der auf dem Boden geschossen hat?

EKDAL. Ich geschossen? Hm!

GREGERS ruft Hjalmar zu: Du! Sie hat die Wildente selbst geschossen!

HJALMAR. Was soll das heißen?! Eilt an die Bodentür, reißt sie zur Seite, sieht hinein und schreit laut: Hedwig!

GINA läuft an die Tür. Jesus! Was ist das?

HJALMAR geht hinein. Sie liegt auf der Erde!

GREGERS. Auf der Erde?! Hinein zu Hjalmar.

GINA zugleich. Hedwig! Drin auf dem Boden. Nein, nein, nein!

EKDAL. Hoho, — sie geht auch auf die Jägerei?

Hjalmar, Gina und Gregers schleppen Hedwig ins Atelier; in der herabhängenden Hand hält sie die Pistole zwischen den Fingern festgeklemmt.

HJALMAR verstört. Die Pistole ist losgegangen. Hedwig hat sich selbst getroffen. Ruft um Hilfe! — Hilfe!

GINA läuft auf den Flur hinaus und ruft hinunter: Relling! Relling! Herr Doktor Relling; machen Sie, kommen Sie herauf so rasch wie möglich!

Hjalmar und Gregers legen Hedwig aufs Sofa.

EKDAL leise. Der Wald rächt sich.

HJALMAR neben ihr auf den Knien. Nun kommt sie bald wieder zu sich. Nun kommt sie zu sich —; ja, ja, ja.

GINA, die wieder hereingekommen ist. Wo hat sie sich getroffen? Ich kann gar nichts sehen — —

Relling kommt eilig, und gleich nach ihm Molvik; letzterer ohne Weste und Halstuch, mit offenem Rock.

RELLING. Was ist denn hier los?

GINA. Sie sagen, Hedwig hat auf sich geschossen.

HJALMAR. Komm her und hilf!

RELLING. Auf sich geschossen! Rückt den Tisch beiseite und beginnt sie zu untersuchen.

HJALMAR liegt noch immer auf den Knien und sieht angstvoll zu ihm auf. Es kann doch nicht gefährlich sein? Was, Relling? Sie blutet ja fast gar nicht. Es kann doch nicht gefährlich sein?

RELLING. Wie ist das zugegangen?

HJALMAR. Ach, was weiß ich —!

GINA. Sie wollte die Wildente schießen.

RELLING. Die Wildente?

HJALMAR. Die Pistole muß losgegangen sein.

RELLING. Hm. Ja so.

EKDAL. Der Wald rächt sich. Aber bange bin ich doch nicht. Geht auf den Boden und schließt die Tür hinter sich.

HJALMAR. Na, Relling, — warum sagst Du nichts?

RELLING. Die Kugel ist in die Brust gegangen!

HJALMAR. Ja, aber Hedwig kommt doch zu sich?

RELLING. Du siehst doch, daß sie nicht mehr lebt.

GINA bricht in Tränen aus. O, das Kind! Das Kind!

GREGERS mit heiserer Stimme. Auf dem Meeresgrund —

HJALMAR springt auf. Doch, doch, sie muß leben! Ach, ich will es Dir auf den Knien danken, Relling, — nur einen einzigen Augenblick, — nur so lange, bis ich ihr gesagt habe, wie namenlos lieb ich sie in all der Zeit gehabt habe.

RELLING. Ins Herz getroffen. Innere Verblutung. Sie war auf der Stelle tot.

HJALMAR. Und ich, ich habe sie wie ein Tier weggejagt! Und da kroch sie eingeschüchtert hinein auf den Boden und ging aus Liebe zu mir in den Tod. Schluchzend. Es nie wieder gutmachen zu können! Ihr nicht mehr sagen zu können —! Ballt die Fäuste und schreit nach oben: O, du da oben —! — Wenn du da bist! Warum hast du mir das getan!

GINA. Nicht doch, nicht doch! Vermeß Dir nicht

so was Gräßliches. Wir hatten wohl nicht das Recht, sie zu behalten, denke ich mir.

MOLVIK. Das Kind ist nicht tot; es schläft.

RELLING. Quatsch!

HJALMAR schweigt, geht an das Sofa und blickt mit gekreuzten Armen auf Hedwig. Wie sie daliegt, starr und still!

RELLING sucht die Pistole zu entfernen. Sie sitzt so fest, so fest.

GINA. Nicht doch, nicht, Relling, — brechen Sie dem Kind nicht die Finger kaput. Lassen Sie die Pikstole sitzen.

HJALMAR. Sie soll sie mithaben.

GINA. Ja, laß sie ihr. Aber das Kind soll nicht hier liegen und paradieren. Sie soll auf ihre eigene Kammer; das soll sie. Faß an, Ekdal.

Gina und Hjalmar nehmen Hedwig zwischen sich.

HJALMAR, während sie tragen. Ach Gina, Gina, hältst Du das aus?!

GINA. Einer muß dem andern helfen. Denn j e t z t, meine ich, gehört sie uns doch zu: Dir zur Hälfte und mir zur Hälfte.

MOLVIK streckt die Arme aus und murmelt: Gelobt sei der Herr; zu Staube sollst du werden; zu Staube sollst du werden —

RELLING flüstert: Halt's Maul, Mensch; Du bist ja besoffen.

Gina und Hjalmar tragen die Leiche durch die Küchentür hinaus. Relling macht hinter ihnen zu. Molvik schleicht sich auf den Flur hinaus.

RELLING geht zu Gregers und sagt: Das lasse ich mir doch von keinem aufbinden, daß das ein Fehlschuß gewesen ist.

GREGERS, der schreckensstarr gestanden, in krampfhaften Zuckungen. Niemand kann sagen, wie das Entsetzliche geschehen ist.

RELLING. Die Ladung hat die Taille versengt. Hedwig muß die Pistole direkt gegen die Brust gedrückt und dann abgefeuert haben.

GREGERS. Sie ist nicht vergebens gestorben. Haben Sie gesehen, wie der Schmerz das Erhabene in ihm frei machte?

RELLING. Erhaben werden die meisten, wenn sie in Trauer an einer Leiche stehen. Aber wie lange, glauben Sie, wird die Herrlichkeit bei ihm währen?

GREGERS. Sollte sie nicht währen und wachsen mit seinem Leben?

RELLING. Keine dreiviertel Jahr, und klein Hedwig ist für ihn nichts anderes als ein schönes Deklamationsthema.

GREGERS. Und das unterstehen Sie sich von Hjalmar Ekdal zu sagen!

RELLING. Wir wollen uns wieder sprechen, wenn das erste Gras auf ihrem Grabe verdorrt ist. Dann können Sie ihn geschwollen reden hören „von dem Kinde, das dem Vaterherzen zu früh entrissen ist"; dann sollen Sie einmal sehen, wie er sich einwickelt in Rührung und in Selbstbewunderung und in Mitleid mit sich selbst. Passen Sie nur auf!

GREGERS. Wenn Sie recht haben, und ich habe unrecht, dann ist das Leben nicht wert gelebt zu werden.

RELLING. Ach, das Leben könnte doch noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen famosen Gläubigern, die uns armen Leuten das Haus einlaufen mit der idealen Forderung.

GREGERS sieht vor sich hin. Wenn das so ist, dann bin ich nur froh, daß ich nun einmal meine Bestimmung habe.

RELLING. Mit Verlaub, — was ist denn Ihre Bestimmung?

GREGERS im Begriff zu gehen. Der Dreizehnte bei Tisch zu sein.

RELLING. Ach, das glaube der Teufel.

ROSMERSHOLM

SCHAUSPIEL IN VIER AKTEN

PERSONEN

JOHANNES ROSMER, Eigentümer von Rosmersholm, ehemals Oberpfarrer
REBEKKA WEST, im Hause Rosmers
REKTOR KROLL, Rosmers Schwager
ULRIK BRENDEL
PEDER MORTENSGÅRD
MADAM HELSETH, Haushälterin auf Rosmersholm

Das Stück spielt auf Rosmersholm, einem alten Herrensitze, unweit einer kleinen Fjordstadt des westlichen Norwegens.

(Sprich: Pehr Mortensgohr[d]; Gamwik.)

ERSTER AKT

Wohnstube auf Rosmersholm; geräumig, altmodisch und gemütlich. Vorn an der Wand rechts ein Kachelofen, der mit frischem Birkengrün und Wiesenblumen geschmückt ist. Weiter hinten eine Tür. An der Rückwand eine Flügeltür, die ins Vorzimmer führt. An der Wand links ein Fenster und davor ein Behälter mit Blumen und Pflanzen. Beim Ofen ein Tisch mit Sofa und Lehnstühlen. Rings an den Wänden hängen ältere und neuere Porträts von Geistlichen, Offizieren und Beamten in Uniform. Das Fenster steht offen. Ebenso die Vorzimmertür und die äußere Haustür. Draußen sieht man die großen, alten Bäume einer Allee, die zum Gut hinführt. Sommerabend. Die Sonne ist untergegangen.

Rebekka sitzt in einem Lehnstuhl am Fenster und häkelt an einem großen weißen wollenen Schal, der bald fertig ist. Dann und wann guckt sie spähend zwischen den Blumen zum Fenster hinaus. Nach einer Weile kommt Madam Helseth von rechts.

MADAM HELSETH. Ich könnte jetzt wohl so langsam den Tisch fürs Abendessen decken, Fräulein?

REBEKKA. Ja, tun Sie das. Der Herr Pastor wird wohl bald kommen.

MADAM HELSETH. Zieht es nicht recht sehr da, wo Sie sitzen, Fräulein?

REBEKKA. Ja, ein wenig. Bitte, machen Sie zu.

Madam Helseth geht zur Vorzimmertür und schließt sie; dann geht sie zum Fenster hin.

MADAM HELSETH sieht hinaus, indem sie zumachen will. Aber ist das nicht der Herr Pastor, der da hinten geht?

REBEKKA rasch. Wo? Steht auf. Ja, das ist er. Hinter dem Vorhange. Treten Sie zur Seite. Er braucht uns nicht zu sehen.

MADAM HELSETH in der Mitte des Zimmers. Denken Sie nur, Fräulein, — er geht schon wieder den Mühlenweg.

REBEKKA. Den Mühlenweg ist er auch schon vorgestern gegangen. Guckt zwischen Vorhang und Fensterrahmen hinaus. Aber nun wollen wir mal sehen —

MADAM HELSETH. Traut er sich über den Steg?

REBEKKA. Das will ich ja gerade sehen. Nach kurzer Pause. Nein. Er kehrt um. Geht auch heut oben herum. Tritt vom Fenster zurück. Ein weiter Umweg.

MADAM HELSETH. Herrgott, ja. Es muß dem Herrn Pastor wohl schwer fallen, d e n Steg da zu betreten. Wo so etwas geschehen ist —

REBEKKA legt das Häkelzeug zusammen. Auf Rosmersholm hängen sie lange an ihren Toten!

MADAM HELSETH. I c h meine nun, Fräulein, es sind die Toten, die so lange an Rosmersholm hängen.

REBEKKA blickt sie an. Die Toten?

MADAM HELSETH. Ja, — man möchte beinahe sagen, sie könnten sich gar nicht trennen von den Hinterbliebenen.

REBEKKA. Wie kommen Sie darauf?

MADAM HELSETH. Ja, denn sonst würde doch wohl nicht das weiße Roß kommen, denke ich mir.

REBEKKA. Was für eine Bewandtnis hat es eigentlich mit dem weißen Roß, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Ach, es lohnt sich nicht, davon zu reden. An so etwas glauben Sie ja doch nicht.

REBEKKA. Glauben S i e denn daran?

MADAM HELSETH geht hin und schließt das Fenster. Ach, ich will mich vor Ihnen nicht lächerlich machen, Fräulein! Sieht zum Fenster hinaus. Ja, aber — ist das nicht wieder der Herr Pastor da drüben auf dem Mühlenweg —?

REBEKKA blickt hinaus. Der Mann da? Tritt ans Fenster. Das ist ja der Rektor!

MADAM HELSETH. Richtig, es ist der Rektor!

REBEKKA. Nein, das ist aber famos! Denn Sie sollen sehen, er will zu uns her.

MADAM HELSETH. Er, — er geht wahrhaftig schlankweg über den Steg! Und dabei war es doch seine leibliche Schwester! — Na, Fräulein, dann will ich man hineingehen und den Tisch decken. Sie geht rechts ab.

Rebekka steht einige Augenblicke am Fenster; dann grüßt sie, lächelt und nickt hinaus. Es beginnt zu dunkeln.

REBEKKA geht zur Tür rechts und spricht hinaus. Ach, liebe Madam Helseth, Sie sorgen wohl dafür, daß was

extra Gutes auf den Tisch kommt. Sie wissen ja, was der Rektor am liebsten ißt

MADAM HELSETH draußen. Jawohl, Fräulein. Soll geschehen.

REBEKKA öffnet die Tür zum Vorzimmer. Na endlich einmal —! Herzlich willkommen, lieber Herr Rektor!

REKTOR KROLL im Vorzimmer, stellt den Stock hin. Danke schön. Ich komme also nicht ungelegen?

REBEKKA. S i e ? Pfui, schämen Sie sich —!

KROLL tritt ins Zimmer. Immer liebenswürdig. Sieht sich um. Rosmer ist wohl auf seinem Zimmer oben?

REBEKKA. Nein, er ist aus und macht einen Spaziergang. Er bleibt ein bißchen länger als gewöhnlich. Aber er muß jetzt gleich kommen. Zeigt nach dem Sofa. Bitte schön, nehmen Sie unterdessen Platz.

KROLL legt den Hut hin. Danke sehr. Setzt sich und sieht sich um. Nein, wie hübsch und nett Sie das alte Zimmer hergerichtet haben. Blumen, wohin das Auge blickt!

REBEKKA. Rosmer hat so sehr gern frische, lebende Blumen um sich.

KROLL. Und Sie wohl auch, nicht wahr?

REBEKKA. Ja. Ich finde, sie berauschen so himmlisch. Früher mußten wir uns das Vergnügen ja versagen.

KROLL nickt schwermütig. Die arme Beate konnte den Duft nicht vertragen.

REBEKKA. Und die Farben auch nicht. Sie war immer ganz betäubt davon —

KROLL. Ich weiß das noch ganz gut. In leichterem Ton. Na, wie geht es denn so hier draußen?

REBEKKA. Ja, hier geht alles seinen stillen, gewohnten Gang. Einen Tag wie den andern. — Und bei Ihnen zu Haus? Ihre Frau —?

KROLL. Ach, mein liebes Fräulein, sprechen wir nicht von meinen Angelegenheiten. In einer Familie, da ist immer etwas, das quer geht. Besonders in einer Zeit wie der unsrigen.

REBEKKA nach einer Pause, setzt sich in einen Lehnstuhl neben dem Sofa. Warum haben Sie sich in den Schulferien nicht ein einziges Mal bei uns sehen lassen?

KROLL. Na, man kann den Leuten doch nicht so das Haus einrennen —

REBEKKA. Wenn Sie nur wüßten, wie sehr wir Sie vermißt haben —

KROLL. — und außerdem war ich doch verreist —

REBEKKA. Ja, die paar Wochen. Sie sind ja auf Volksversammlungen herum gewesen?

KROLL nickt. Ja, was sagenSie dazu? H ätten Sie gedacht, ich könnte auf meine alten Tage noch politischer Agitator werden? Was?

REBEKKA lächelt. Ein bißchen haben Sie doch schon immer agitiert, Herr Rektor!

KROLL. Na ja, so zu meinem Privatvergnügen. Aber in Zukunft soll es wirklich Ernst werden. — Lesen Sie jemals diese radikalen Blätter?

REBEKKA. Ja, lieber Herr Rektor, ich will nicht leugnen, daß —

KROLL. Liebes Fräulein, dagegen läßt sich nichts sagen. Wenigstens nichts, was S i e angeht.

REBEKKA. Ja, das meine ich auch. Ich muß doch mitgehen, auf dem Laufenden sein —

KROLL. Na, von Ihnen, einer Dame, verlange ich ja durchaus nicht, daß Sie entschieden Partei ergreifen sollen in dem Bürgerzwist, — Bürgerkrieg möchte man beinah sagen, der hier tobt. — Aber dann haben Sie doch auch gelesen, wie diese Herren vom „Volke" mich anzufahren geruhten? Was für infame Grobheiten sie sich herausgenommen haben?

REBEKKA. Ja, aber mir scheint, Sie haben ganz gehörig um sich gebissen.

KROLL. Das habe ich auch. Das muß ich selbst sagen. Denn nun habe ich Blut geleckt. Und sie sollen schon noch spüren, daß ich nicht der Mann bin, der ihnen gutwillig die Backe hinhält —. Unterbricht sich.

Nein, aber wissen Sie, wir wollen jetzt nicht auf diesen traurigen und empörenden Gegenstand eingehen.

REBEKKA. Nein, tun wir das nicht, lieber Herr Rektor.

KROLL. Sagen Sie mir lieber, wie Sie sich eigentlich auf Rosmersholm fühlen, seit Sie allein sind. Seit unsere arme Beate —?

REBEKKA. Na danke; so ziemlich gut. In mancher Hinsicht hat sie freilich eine große Leere hinterlassen. Und Sehnsucht und Trauer auch, — natürlich. Sonst aber —

KROLL. Denken Sie hier zu bleiben? Ich meine, dauernd.

REBEKKA. Ach, lieber Herr Rektor, ich denke wirklich an gar nichts. Ich bin ja nachgerade hier so ganz heimisch geworden, daß es mir beinahe vorkommt, als gehörte ich hierher.

KROLL. S i e?! Das sollte ich auch meinen.

REBEKKA. Und solange Herr Rosmer findet, daß ich zu seinem Wohlbehagen etwas beitragen kann — bleibe ich recht gern hier.

KROLL blickt sie bewegt an. Wissen Sie, — es liegt doch etwas Großes darin, wenn ein Weib so seine ganze Jugend in der Aufopferung für andere hinbringt.

REBEKKA. I, für was hätte ich denn sonst leben sollen!

KROLL. Erst diese ewige Plage mit Ihrem lahmen, stumpfsinnigen Pflegevater —

REBEKKA. Glauben Sie nur nicht, daß der Doktor West da oben in Finmarken so stumpfsinnig war. Die schrecklichen Seereisen, die haben ihn auf dem Gewissen. Dann freilich, nachdem wir hierher gezogen waren, — ja, dann kamen noch ein paar schwere Jahre, bis er ausgelitten hatte.

KROLL. Waren die Jahre, die d a n n kamen, nicht n o c h schwerer für Sie?

REBEKKA. Nein! Wie können Sie nur so sprechen! Ich habe doch Beate so sehr lieb gehabt —. Und

die Ärmste war ja doch auch so sehr auf sorgsame Pflege und auf nachsichtige Umgebung angewiesen.

KROLL. Bedankt und gepriesen sollen Sie dafür sein, daß Sie ihrer so schonend gedenken!

REBEKKA rückt ihm ein wenig näher. Lieber Herr Rektor, Sie sagen das so ehrlich und warm, daß ich überzeugt bin, die Verstimmung ist vorbei.

KROLL. Verstimmung? Was meinen Sie damit?

REBEKKA. Nun, es wäre ja auch durchaus kein Wunder, wenn Sie es als etwas Peinliches empfänden, mich fremden Menschen auf Rosmersholm so schalten und walten zu sehen.

KROLL. Aber wie kommen Sie denn nur —

REBEKKA. Es ist also nicht der Fall?! Reicht ihm die Hand. Ich danke Ihnen, lieber Rektor! Ich danke, danke Ihnen herzlich.

KROLL. Aber wie sind Sie denn bloß auf diesen Gedanken gekommen?

REBEKKA. Ich bekam es ein bißchen mit der Angst, da Sie uns so selten hier draußen besuchten.

KROLL. Da waren Sie aber gründlich auf dem Holzwege, Fräulein West. Und außerdem, — in der Sache selbst hat sich hier ja gar nichts geändert. S i e haben ja doch — und Sie allein —, hier schon während Beates letzter Leidenszeit die ganze Wirtschaft geführt.

REBEKKA. Das war nur mehr so eine Art von Regentschaft im Namen der Hausfrau.

KROLL. Ist ganz egal —. Wissen Sie, Fräulein West — ich für mein Teil hätte wirklich nichts dagegen, wenn Sie —. Aber so etwas darf man wohl nicht sagen.

REBEKKA. Was denn?

KROLL. Wenn es sich nun so machte, daß Sie den leeren Platz einnähmen —

REBEKKA. Ich habe den Platz, den ich wünsche, Herr Rektor.

KROLL. In der Tätigkeit allerdings, aber nicht in —

REBEKKA unterbricht ihn ernst. Schämen Sie sich doch, Herr Rektor! Wie können Sie über so etwas scherzen?

KROLL. Ach ja, unser guter Johannes, der mag den Ehestand wohl gründlich satt haben. Und doch —

REBEKKA. Wissen Sie — jetzt lach' ich Sie aber gleich aus.

KROLL. Und doch —. Sagen Sie einmal, Fräulein West —. Wenn ich fragen darf —. Wie alt sind Sie eigentlich?

REBEKKA. Zu meiner Schande sei's gesagt — ganze neunundzwanzig, Herr Rektor. Ich gehe nun in die Dreißig.

KROLL. Na ja. Und Rosmer, — wie alt ist der? Warten Sie mal. Er ist fünf Jahre jünger als ich. Er ist also gut und gern dreiundvierzig alt. Ich finde, das paßt prächtig.

REBEKKA erhebt sich. Ja, gewiß, gewiß. Es paßt großartig. — Trinken Sie den Tee mit uns?

KROLL. Danke, ja. Ich wollte mich so wie so hier häuslich niederlassen, denn ich habe mit unserm guten Freund eine Sache zu besprechen. — Und — damit Sie nicht wieder auf törichte Gedanken kommen, liebes Fräulein, so werde ich mich wieder häufiger hier sehen lassen wie in früheren Tagen.

REBEKKA. Ach ja, tun Sie das doch! Schüttelt ihm die Hände. Dafür bin ich Ihnen wirklich dankbar. Sie sind doch ein lieber, guter Mann.

KROLL brummt leise. So? Bei mir zu Hause bekomme ich so etwas n i c h t zu hören.

R o s m e r tritt durch die Tür rechts ein.

REBEKKA. Herr Rosmer, — sehen Sie mal, wer da sitzt?

JOHANNES ROSMER. Madam Helseth hat es mir schon gesagt.

Rektor Kroll ist aufgestanden.

ROSMER mild und mit gedämpfter Stimme, drückt seine Hände. Ich heiße Dich wieder in meinem Haus willkommen, lieber Kroll. Legt die Hände auf seine Schultern

und sieht ihm in die Augen. Du lieber, alter Freund! Wußte ich doch, es würde eines Tages wieder zwischen uns werden wie früher.

KROLL. Aber Menschenskind, — auch Du warst von der verrückten Einbildung besessen, zwischen uns sei etwas nicht in Ordnung?

REBEKKA zu Rosmer. Ja, was sagen Sie, — wie gut, daß es nur Einbildung war.

ROSMER. War es das wirklich nur, Kroll? Aber warum hast Du Dich denn so ganz von uns zurückgezogen?

KROLL ernst und mit leiser Stimme. Weil ich hier nicht als eine lebendige Mahnung an Deine Unglücksjahre herumgehen wollte — und an sie, — die im Mühlengraben endete.

ROSMER. Das war ja von Dir schön gedacht. Du bist ja immer so rücksichtsvoll. Aber es war ganz unnötig, aus diesem Grunde fortzubleiben. — Komm, Du; wir wollen uns aufs Sofa setzen. Sie setzen sich. Nein, der Gedanke an Beate hat wirklich nichts Quälendes für mich. Wir sprechen täglich von ihr. Für uns gehört sie sozusagen noch zum Hause.

KROLL. Tut Ihr das wirklich?

REBEKKA zündet die Lampe an. Ja, allerdings.

ROSMER. Das ist doch ganz selbstverständlich. Wir hatten sie ja doch beide so sehr lieb. Und Rebek — Fräulein West wie ich, wir sind uns bewußt, alles für die arme Dulderin getan zu haben, was in unserer Macht stand. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. — Und darum hat für mich der Gedanke an Beate etwas so Mildes und Wohltuendes.

KROLL. Ihr lieben, prächtigen Menschen! Von heut an besuche ich Euch jeden Tag.

REBEKKA setzt sich in einen Lehnstuhl. Wir wollen einmal sehen, ob Sie Wort halten.

ROSMER ein wenig zaudernd. Du, Kroll, — ich hätte von Herzen gewünscht, unser Verkehr hätte nie eine Unterbrechung erfahren. Bist Du doch während der

ganzen Zeit unserer Bekanntschaft mir der berufene und berechtigte Ratgeber gewesen. Schon in meiner ersten Studentenzeit.

KROLL. Na ja, und darauf habe ich sehr großen Wert gelegt. Handelt es sich jetzt vielleicht um etwas Besonderes —?

ROSMER. Es gibt allerlei, worüber ich gern rückhaltlos mit Dir reden möchte. Frei von der Leber weg.

REBEKKA. Ja, nicht wahr, Herr Rosmer? Ich meine auch, zwischen alten Freunden — da wäre es angebracht —

KROLL. Ach, Du, glaube nur, ich habe mit Dir noch über mehr zu reden. Denn Du weißt doch wohl, daß ich inzwischen aktiver Politiker geworden bin.

ROSMER. Ja, das bist Du ja. Wie ist das eigentlich zugegangen?

KROLL. Ich mußte, mein Lieber. Mußte, ob ich nun wollte oder nicht. Es ist jetzt ein Ding der Unmöglichkeit, noch länger den müßigen Zuschauer zu machen. Jetzt, da bedauerlicherweise die Radikalen ans Ruder gelangt sind, — jetzt ist es die höchste Zeit—. Darum habe ich auch unseren kleinen Freundeskreis in der Stadt bewogen, sich enger zusammenzuschließen. Es ist die höchste Zeit, sage ich Dir!

REBEKKA mit leichtem Lächeln. Ja, ist es nicht eigentlich schon ein bißchen zu spät?

KROLL. Kein Zweifel, wir wären heut besser dran, wenn wir schon an einem früheren Zeitpunkt den Strom gehemmt hätten. Aber wer konnte denn auch voraussehen, was da kommen würde? Ich jedenfalls nicht. Steht auf und geht im Zimmer umher. Aber jetzt sind mir die Augen gründlich aufgegangen. Denn der Geist des Aufruhrs ist nachgerade sogar in die Schule gedrungen.

ROSMER. In die Schule? Doch wohl nicht in Deine Schule?

KROLL. Allerdings ist er das! In meine eigene Schule! Was sagst Du dazu? Ich bin dahinter ge-

kommen, daß die Jungen der obersten Klasse, — das heißt ein Teil der Jungen, — schon länger als ein halbes Jahr heimlich einen Verein haben, wo Mortensgårds Blatt gehalten wird!

REBEKKA. Ah, das „Blinkfeuer“!

KROLL. Ja, nicht wahr, ein gesundes Geistesfutter für künftige Staatsbeamte? Aber das Traurigste an der Sache ist, daß gerade die begabtesten Jungen der Klasse sich verschworen und dies Komplott gegen mich angestiftet haben. Nur die Stümper und Faulpelze haben sich davon ausgeschlossen.

REBEKKA. Geht Ihnen denn das so zu Herzen, Herr Rektor?

KROLL. Na, und ob! Zu sehen, wie man mir in meiner Lebensarbeit Steine in den Weg legt und entgegenarbeitet. Leiser. Aber fast hätte ich gesagt, das möge noch hingehen. Aber nun kommt das Allerärgste. Sieht sich um. Da horcht doch wohl keiner an den Türen?

REBEKKA. I bewahre.

KROLL. So wisset denn, daß die Zwietracht und der Aufruhr in mein eigenes Haus gedrungen sind — in meine eigenen ruhigen vier Wände, — und mir den Frieden des Familienlebens gestört haben!

ROSMER steht auf. Ist wohl nicht möglich! Bei Dir zu Haus —?

REBEKKA geht zum Rektor hin. Aber, Bester, was ist denn da passiert?

KROLL. Wollt Ihr wohl glauben, daß mein eigen Fleisch und Blut —. Kurz und gut, — Laurits ist das Haupt des Schülerkomplotts! Und Hilda hat eine rote Mappe gestickt, um das „Blinkfeuer“ drin aufzubewahren.

ROSMER. Das hätte ich mir allerdings nicht träumen lassen, — daß bei Dir — in Deinem Hause —

KROLL. Ja, wer hätte sich auch so etwas träumen lassen? In meinem Hause, wo immer Gehorsam und Ordnung geherrscht haben; — wo es bis heut nur einen einträchtigen Willen gegeben hat —

REBEKKA. Wie stellt sich denn Ihre Frau zu der Geschichte?

KROLL. Ja, sehen Sie, das ist das Allerunglaublichste. Diese Frau, die ihr Lebtag — im Großen wie im Kleinen — meine Ansichten geteilt und alle meine Anschauungen gebilligt hat — die ist weiß Gott drauf und dran, es mit den Kindern zu halten in manchen Stücken. Und dann gibt Sie mir die Schuld an dem, was geschehen ist. Sie sagt, ich tyrannisiere die Jugend. Gerade als ob das nicht nötig wäre —. Nun, so geht also der Unfrieden in meinem Hause um. Aber ich rede natürlich so wenig wie möglich darüber. So etwas schweigt man am besten tot. Geht auf und ab. Ach ja, ja, ja! Stellt sich, die Hände auf dem Rücken, ans Fenster und sieht hinaus.

REBEKKA hat sich Rosmer genähert und sagt leise, schnell und so, daß es der Rektor nicht merkt: Tu es!

ROSMER ebenso. Heut nicht!

REBEKKA wie vorher. Gerade! Sie macht sich an der Lampe zu schaffen.

KROLL kommt durchs Zimmer. Ja, mein lieber Rosmer, nun weißt Du also, wie der Zeitgeist seine Schatten auf mein häusliches Leben wie auf meine amtliche Tätigkeit geworfen hat. Und diesen verderblichen, zersetzenden und zerstörenden Zeitgeist sollte ich nicht mit allen Waffen bekämpfen, die mir zu Gebote stehen? Ich bin fest entschlossen, es zu tun. In Schrift wie in Wort.

ROSMER. Hast Du denn aber auch Hoffnung, auf diese Weise etwas auszurichten?

KROLL. Ich will jedenfalls als Staatsbürger meiner Wehrpflicht genügen. Und ich meine, daß es die Aufgabe eines jeden patriotisch gesinnten und um die gute Sache besorgten Mannes ist, dasselbe zu tun. Siehst Du, hauptsächlich darum bin ich heute zu Dir gekommen.

ROSMER. Aber, mein Lieber, was willst Du —? Was soll ich —?

KROLL. Du sollst Deinen alten Freunden helfen.

Gemeinsame Sache mit uns machen. Dich mitbetätigen, so gut Du kannst.

REBEKKA. Aber, Herr Rektor, Sie kennen doch Herrn Rosmers Widerwillen gegen so etwas.

KROLL. Den Widerwillen muß er jetzt zu überwinden suchen. — Du bleibst zurück, Rosmer. Du vergräbst Dich hier mit Deinen historischen Sammlungen. Na ja, — allen Respekt vor Stammbäumen und dem, was dazu gehört. Aber für solcherlei Beschäftigungen ist jetzt nicht die Zeit — leider Gottes. Du hast keine Vorstellung davon, wie es im Lande hergeht. Ich möchte sagen, alle Begriffe sind auf den Kopf gestellt. Es wird eine Riesenarbeit geben, bis diese ganzen Verirrungen wieder ausgerottet sind.

ROSMER. Das glaube ich auch. Aber eine Arbeit dieser Art liegt mir ganz und gar nicht.

REBEKKA. Und dann glaube ich auch, daß Herr Rosmer nachgerade die Dinge im Leben mit offneren Augen ansieht als früher.

KROLL stutzt. Offneren Augen?

REBEKKA. Ja, — oder mit freieren Augen. Unbefangener.

KROLL. Was soll das heißen? Rosmer, — Du bist doch wohl nie und nimmermehr so schwach, Dich von solch einer Zufälligkeit beeinflussen zu lassen, daß die Führer des großen Haufens einen vorläufigen Sieg errungen haben!

ROSMER. Lieber Freund, Du weißt doch, wie wenig Verständnis ich für Politik habe. Aber es kommt mir doch so vor, als wäre in den letzten Jahren sozusagen etwas mehr Selbständigkeit in das Denkvermögen des einzelnen gekommen.

KROLL. Na, — und das siehst Du so ohne weiteres als einen Gewinn an! Übrigens bist Du gründlich im Irrtum, mein Freund. Hör' nur einmal herum, was das für Ansichten sind, die unter den Radikalen gang und gäbe sind, hier auf dem Lande wie in der Stadt.

Sie sind nicht um ein Haar anders als die Weisheit, die im „Blinkfeuer“ verkündet wird.

REBEKKA. Ja, Mortensgård hat hier in der Gegend großen Einfluß auf die Leute.

KROLL. Ja, denkt nur einmal — ein Mann mit einer so schmutzigen Vergangenheit! Ein Mensch, der eines unsittlichen Verhältnisses wegen aus seinem Lehramt gejagt worden ist —! Und so einer will sich als Volksführer aufspielen! Und es geht! Es geht wirklich! Sein Blatt will er jetzt vergrößern, höre ich. Aus sicherer Quelle habe ich erfahren, daß er einen geschickten Mitarbeiter sucht.

REBEKKA. Es wundert mich nur, daß Sie und Ihre Freunde ihm nichts entgegenstellen.

KROLL. Das ist ja gerade das, was wir jetzt wollen! Heute haben wir die „Amtszeitung“ gekauft. Mit der Geldfrage hatte es keine Schwierigkeiten. Aber — wendet sich zu Rosmer. Ja, nun bin ich bei dem eigentlichen Zweck meines Besuches angelangt. Sieh mal, mit der Leitung — der journalistischen Leitung, damit hapert es. — Sag' mal, Rosmer, — könntest Du Dich nicht, um der guten Sache willen, dazu entschließen, sie zu übernehmen?

ROSMER fast erschrocken. Ich!

REBEKKA. Aber wie können Sie nur so etwas denken!

KROLL. Daß Du Dich vor den Volksversammlungen fürchtest und nicht den Brutalitäten aussetzen magst, ohne die es da nicht abgeht, das ist ja am Ende begreiflich. Aber die unauffälligere Tätigkeit eines Redakteurs oder besser gesagt —

ROSMER. Nein, nein, lieber Freund, so etwas darfst Du mir nicht zumuten.

KROLL. Ich möchte mich ja selbst sehr gern auch in d e r Richtung versuchen. Aber ich würde es absolut nicht schaffen können. Es lastet ohnehin schon eine Unmasse Arbeit auf mir —. Du hingegen bist jetzt

von Amtsgeschäften völlig frei. — Wir anderen werden Dir natürlich helfen, so gut wir können.

ROSMER. Ich kann nicht, Kroll. Ich bin zu so etwas nicht geschaffen.

KROLL. Nicht geschaffen? Dasselbe hast Du gesagt, als Dein Vater Dir das Amt erwirkte —

ROSMER. Ich hatte recht. Darum habe ich es auch wieder aufgegeben.

KROLL. Ach, wenn Du nur als Redakteur so tüchtig bist, wie Du als Pfarrer warst, dann sind wir ganz zufrieden.

ROSMER. Lieber Kroll, — nun sage ich Dir aber ein für allemal, — ich tue es nicht.

KROLL. Na, dann wirst Du uns aber doch Deinen Namen leihen?

ROSMER. Meinen Namen?

KROLL. Ja, schon der Name Johannes Rosmer würde ein Gewinn für das Blatt sein. Wir andern gelten ja doch für ausgeprägte Parteimänner. Ich selbst bin, wie ich höre, als ein arger Fanatiker verschrieen. Deshalb können wir nicht darauf rechnen, unter eigenem Namen dem Blatte erfolgreichen Eingang bei den irregeführten Massen zu verschaffen. Du hingegen, — Du hast Dich immer vom Kampfe ferngehalten. Deine milde, redliche Gesinnung, — Deine feine Denkungsart — Deine unantastbare Ehrenhaftigkeit sind von jedermann hier in der ganzen Gegend bekannt und geschätzt. Und dann die Achtung und der Respekt, den Du noch von Deiner früheren Stellung als Geistlicher her genießt. Und endlich die Ehrwürdigkeit Deines Familiennamens!

ROSMER. Ach, der Familienname —

KROLL *zeigt auf die Porträts.* Die Rosmers auf Rosmersholm — Priester und Offiziere. Beamte in hohen, verantwortungsvollen Stellungen. Korrekte Ehrenmänner, einer wie der andere, — ein Geschlecht, das nun schon bald ein paar hundert Jahre hier als das erste im Bezirk ansässig ist. *Legt die Hand auf Rosmers Schulter.* Rosmer, —

Du bist es Dir selbst und den Traditionen Deines Geschlechts schuldig, mitzutun und das zu verteidigen, was bis jetzt in unserer Gesellschaft für recht und billig gegolten hat. Wendet sich um. Ja, was sagen Sie, Fräulein West?

REBEKKA mit einem leichten, stillen Lachen. Lieber Herr Rektor — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir die ganze Geschichte vorkommt.

KROLL. W—as? Lächerlich?

REBEKKA. Ja, denn ich will Ihnen nur gerade heraus sagen —

ROSMER schnell. Nein, nein, — nicht doch! Jetzt nicht!

KROLL blickt beide abwechselnd an. Aber was in aller Welt, liebe Freunde, —? Bricht ab. Hm!

Madam Helseth kommt durch die Tür rechts.

MADAM HELSETH. Draußen im Küchenflur ist ein Mann. Er sagt, er will zum Herrn Pastor.

ROSMER erleichtert. Ah so! Lassen Sie ihn bitte nur herein.

MADAM HELSETH. Hier in die Stube?

ROSMER. Jawohl.

MADAM HELSETH. Aber er sieht gar nicht so aus, daß man ihn in die Stube lassen kann.

REBEKKA. Wie sieht er denn aus, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Na, nicht sehr schön, Fräulein.

ROSMER. Hat er nicht gesagt, wie er heißt?

MADAM HELSETH. Ja, ich glaube, er hat gesagt, er heißt Hekmann oder so ähnlich.

ROSMER. Ich kenne keinen dieses Namens.

MADAM HELSETH. Und dann sagt er noch, er heißt Uldrik.

ROSMER stutzt. Ulrik-Hetman! So vielleicht?

MADAM HELSETH. Ja, richtig — Hetman.

KROLL. Den Namen, den habe ich schon einmal gehört —

REBEKKA. So hat er sich doch gewöhnlich unterzeichnet, jener wunderliche — —

ROSMER zu Kroll. Das ist Ulrik Brendels Schriftstellername, Du.

KROLL. Der verkommene Ulrik Brendel. Ganz recht!

REBEKKA. Er ist also noch am Leben.

ROSMER. Ich glaubte, er reiste mit einer Theatergesellschaft umher.

KROLL. Er säße im Arbeitshause — das war das letzte, was ich von ihm hörte.

ROSMER. Lassen Sie ihn herein, Madam Helseth.

MADAM HELSETH. Ja, ja. Ab.

KROLL. Willst Du diesen Menschen wirklich in Deine Stube lassen?

ROSMER. Du weißt doch, daß er einmal mein Lehrer war.

KROLL. Ja, ich weiß, daß er Dir den Kopf mit aufrührerischen Ideen vollstopfte, und daß Dein Vater ihn dann mit der Reitpeitsche zum Hause hinaus jagte.

ROSMER ein wenig bitter. Vater war ja Major auch hier in seinem Haus.

KROLL. Noch im Grabe solltest Du ihm dafür danken, mein lieber Rosmer. Na!

Madam Helseth öffnet Ulrik Brendel die Tür rechts, geht wieder und schließt hinter ihm. Er ist eine stattliche, etwas abgemagerte, doch bewegliche, rührige Erscheinung; Haar und Bart grau. Übrigens gekleidet wie ein gewöhnlicher Landstreicher. Zerschlissener Rock, elendes Schuhwerk; vom Hemd sieht man nichts. Er hat alte schwarze Handschuhe an; einen weichen schmutzigen Hut trägt er zusammengeklappt unter dem Arm, und in der Hand einen Spazierstock.

BRENDEL zuerst unsicher, geht dann schnell auf den Rektor zu und reicht ihm die Hand. Guten Abend, Johannes!

KROLL. Erlauben Sie —

BRENDEL. Du hast wohl nicht geglaubt, mich noch einmal wiederzusehen? Und noch dazu in diesen verhaßten Mauern?

KROLL. Erlauben Sie —. Zeigt. Da —

BRENDEL wendet sich um. Richtig. Da ist er ja! Johannes — mein Junge, — mein Liebling!

ROSMER reicht ihm die Hand. Mein alter Lehrer!

BRENDEL. Trotz gewisser Erinnerungen wollte ich doch nicht an Rosmersholm vorüber gehen, ohne eine flüchtige Visite gemacht zu haben.

ROSMER. Sie sind hier jetzt herzlich willkommen. Das dürfen Sie glauben.

BRENDEL. Ah! die reizende Dame? — Verbeugt sich. Natürlich die Frau Propstin.

ROSMER. Fräulein West.

BRENDEL. Vermutlich eine nähere Anverwandte. Und jener Fremde —? Gewiß ein Amtsbruder.

ROSMER. Rektor Kroll.

BRENDEL. Kroll? Kroll? Warte mal — — haben Sie nicht in Ihren jungen Jahren Philologie studiert?

KROLL. Ja, selbstverständlich.

BRENDEL. Goddam, dann habe ich Dich ja doch gekannt!

KROLL. Erlauben Sie mal —

BRENDEL. Warst Du nicht —

KROLL. Erlauben Sie mal —

BRENDEL. — einer von den Tugendtrabanten, die nicht eher ruhten, als bis ich aus dem Debattierklub heraus war?

KROLL. Das kann wohl sein. Aber ich protestiere gegen jede nähere Bekanntschaft.

BRENDEL. Na, na! As you like it, Herr Doktor. Das kann mir ganz egal sein. Ulrik Brendel bleibt doch der Mann, der er ist.

REBEKKA. Sie wollen wohl in die Stadt, Herr Brendel?

BRENDEL. Frau Pastor haben es getroffen. Von Zeit zu Zeit bin ich genötigt, eine Schlacht zu schlagen für meine Existenz. Ich tus' nicht gern, doch — enfin — die zwingende Notwendigkeit —

ROSMER. Mein lieber Herr Brendel, kann ich Ihnen da vielleicht mit irgend etwas dienen? Ich meine in irgend einer Hinsicht —

BRENDEL. Ha! was für ein Vorschlag! Willst Du

etwa das Band beflecken, das uns aneinander knüpft? Niemals, Johannes, — niemals!

ROSMER. Was haben Sie denn in der Stadt vor? Glauben Sie nur, es wird Ihnen nicht so leicht fallen — —

BRENDEL. Laß das nur meine Sorge sein, mein Junge. Die Würfel sind gefallen. Wie ich hier vor Dir stehe, befinde ich mich auf einer umfassenden Reise. Umfassender als all meine früheren Streifzüge zusammen. Zum Rektor. Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Professor — entre nous, — gibt es in Ihrer werten Stadt so ein einigermaßen anständiges, respektables und geräumiges Versammlungslokal?

KROLL. Das geräumigste ist der Saal des Arbeitervereins.

BRENDEL. Haben Sie, Herr Dozent, vielleicht einen qualifizierten Einfluß in diesem gewiß sehr nützlichen Verein?

KROLL. Mit dem Verein habe ich nichts zu schaffen.

REBEKKA zu Brendel. Sie müssen sich an Peder Mortensgård wenden.

BRENDEL. Pardon, madame, — was ist das für ein Idiot?

ROSMER. Warum muß der denn gerade ein Idiot sein?

BRENDEL. Das höre ich doch schon am Namen, daß ein Plebejer ihn trägt!

KROLL. Auf die Antwort war ich nicht gefaßt.

BRENDEL. Aber ich will mich bezwingen. Es bleibt mir ja nichts anderes übrig. Wenn man — wie ich — an einem Wendepunkt seines Lebens steht —. Abgemacht. Ich setze mich mit dem Menschen in Verbindung — leite direkte Unterhandlungen ein —

ROSMER. Im Ernst — stehen Sie wirklich an einem Wendepunkt?

BRENDEL. Das müßte mein geliebter Junge doch wissen: wo Ulrik Brendel auch steht, da steht er immer in vollem Ernst. — Ja, mein Lieber, jetzt will ich einen neuen Menschen anziehen. Will heraustreten aus der reservierten Haltung, die ich bis jetzt beobachtet habe.

ROSMER. Wie —?

BRENDEL. Ich will mit kräftiger Hand ins Leben eingreifen. Hervortreten. Auftreten. Es ist eine sturmbewegte Zeit der Sonnenwende, in der wir atmen. — Jetzt will ich mein Scherflein auf dem Altar der Befreiung niederlegen.

KROLL. Wollen S i e auch —?

BRENDEL zu allen gewendet. Hat das Publikum hier genauere Kenntnis von meinen einzelnen Schriften?

KROLL. Nein, ich muß aufrichtig gestehen, —

REBEKKA. Ich habe Verschiedenes gelesen. Denn mein Pflegevater hatte sie.

BRENDEL. Schöne Frau, — da haben Sie Ihre Zeit verplempert. Denn das ist lauter Plunder, werde ich Ihnen sagen.

REBEKKA. So?

BRENDEL. Was Sie gelesen haben, ja. Meine bedeutsamsten Werke, die kennt weder Mann noch Weib. Kein Mensch — außer mir selbst.

REBEKKA. Wie geht denn d a s zu?

BRENDEL. Weil Sie nicht geschrieben sind.

ROSMER. Aber, lieber Herr Brendel, —

BRENDEL. Du weißt, mein Johannes, ich bin ein Stück Sybarit. Ein Gourmet. Das bin ich zeitlebens gewesen. Ich liebe in Einsamkeit zu genießen. Denn da genieße ich doppelt. Nein — zwanzigfach. Sieh mal, — wenn goldene Träume sich auf mich herniedersenkten, — mich umwogten, — wenn neue, schwindelnd hohe, mächtig schweifende Gedanken in mir erstanden — mich umrauschten mit gewaltigen Flügeln — dann formte ich sie aus in Gedichten, in Gesichten, in Bildern. So in großen Umrissen, verstehst Du.

ROSMER. Ja, ja.

BRENDEL. Ach, Du! Wie habe ich in meinem Leben genossen und geschwelgt! Des Ausformens rätselvolle Seligkeit, — wie gesagt, so in großen Umrissen — der Beifall, der Dank, die Berühmtheit, der Lorbeerkranz — alles habe ich mit vollen, freudezitternden

Händen eingestrichen. Mich in meinen heimlichen Vorstellungen mit einer Wonne gesättigt, — einer Wonne, — ach, so himmlisch groß —!

KROLL. Hm —.

ROSMER. Aber nie haben Sie es niedergeschrieben?

BRENDEL. Kein Wort. Dieses platte Schreiberhandwerk hat mir immer einen greulichen Widerwillen erregt. Und warum sollte ich auch meine eigenen Ideale profanieren, wenn ich sie in Reinheit und für mich allein genießen konnte? Aber jetzt werden sie geopfert. Wahrhaftig — mir ist dabei zumute wie einer Mutter, die ihre jungen Töchter in der Gatten Arme legt. Aber ich opfere sie dennoch, — opfere sie auf dem Altar der Befreiung. Eine Reihe formvollendeter Vorträge — überall im Lande —!

REBEKKA lebhaft. Das ist groß von Ihnen, Herr Brendel! Sie geben das Teuerste her, was Sie haben.

ROSMER. Das einzige.

REBEKKA sieht Rosmer bedeutungsvoll an. Und wie viele gibt es denn, die das tun? Die dazu den Mut haben!

ROSMER erwidert den Blick. Wer weiß?

BRENDEL. Die Versammlung ist bewegt. Das erquickt mein Herz — und stärkt den Willen. Und somit schreite ich denn zur Tat. Doch noch eins. — Zum Rektor. Können Sie mir sagen, Herr Präzeptor, ob es einen Mäßigkeitsverein in der Stadt gibt? Einen Mäßigkeitsverein strengster Observanz? Den gibt es natürlich dort.

KROLL. Zu dienen, ja. Ich selbst bin Vorsitzender.

BRENDEL. Als ob ich Ihnen das nicht angesehen hätte! Na, dann ist es nicht unmöglich, daß ich Sie aufsuche und mich für eine Woche aufnehmen lasse.

KROLL. Verzeihen Sie, — aber wir nehmen keine Mitglieder wochenweise auf.

BRENDEL. A la bonne heure, Herr Pädagoge. Ulrik Brendel hat derlei Vereinen niemals das Haus eingerannt. Wendet sich um. Aber ich darf meinen Aufenthalt nicht

länger ausdehnen in diesem Hause, das so reich an Erinnerungen. Ich muß in die Stadt und mir ein passendes Logis suchen. Es gibt doch wohl ein ordentliches Hotel dort, will ich hoffen.

REBEKKA. Wollen Sie nicht etwas Warmes trinken, ehe Sie gehen?

BRENDEL. Was für eine Sorte Warmes, meine Gnädige?

REBEKKA. Eine Tasse Tee oder —

BRENDEL. Ich danke der hochherzigen Wirtin des Hauses. Aber ich nehme die private Gastfreundschaft nicht gern in Anspruch. Grüßt mit der Hand. Leben Sie wohl, meine Herrschaften! Geht zur Tür, kommt aber wieder zurück. Ach, ist ja wahr —. Johannes, — Pastor Rosmer, — willst Du nicht Deinem alten Lehrer um unserer langjährigen Freundschaft willen einen Gefallen tun?

ROSMER. Ja, herzlich gern.

BRENDEL. Gut. So leih mir — auf einen Tag oder zwei — ein gestärktes Oberhemd.

ROSMER. Das ist alles?

BRENDEL. Denn sieh, ich reise zu Fuß — diesmal. Mein Koffer wird mir nachgeschickt.

ROSMER. Jawohl. Aber brauchen Sie sonst nichts?

BRENDEL. Ja, hör' mal, — Du könntest vielleicht einen alten getragenen Sommerrock entbehren?

ROSMER. O ja, ganz gewiß.

BRENDEL. Und weil zu dem Rock doch auch ein Paar anständige Stiefel gehören —

ROSMER. Die werden sich auch noch finden. Sobald wir Ihre Adresse haben, schicken wir die Sachen in die Stadt.

BRENDEL. Keinesfalls! Nur keine Umstände meinetwegen! Ich nehme die Bagatellen mit.

ROSMER. Gut, gut. Bitte kommen Sie mit nach oben.

REBEKKA. Lassen Sie mich lieber. Ich und Madam Helseth werden schon alles besorgen.

BRENDEL. Nie werde ich erlauben, daß diese distinguierte Dame —!

REBEKKA. Ach was! Kommen Sie nur, Herr Brendel.

Ab rechts.

ROSMER hält ihn zurück. Sagen Sie, — könnte ich Ihnen sonst mit gar nichts dienen?

BRENDEL. Ich wüßte wirklich nicht, was d a s sein sollte. Tod und Teufel, ja — da fällt mir ein —! Johannes, hast Du zufällig acht Kronen bei Dir?

ROSMER. Wollen mal nachsehen. Öffnet das Portemonnaie. Da sind zwei Zehnkronenscheine.

BRENDEL. Ja, ja, das ist ganz egal. Ich kann sie nehmen. Bekomme sie überall in der Stadt gewechselt. Inzwischen meinen Dank. Vergiß nicht, daß es zwei Zehner waren, die ich bekommen habe. Gute Nacht, Du mein lieber, guter Junge! Gute Nacht, verehrter Herr!

Geht zur Tür rechts, wo Rosmer ihn verabschiedet und die Tür hinter ihm schließt.

KROLL. Barmherziger Gott, — d a s also war der Ulrik Brendel, von dem die Welt früher einmal etwas Großes erwartet hat.

ROSMER leise. Er hat wenigstens den Mut gehabt, das Leben nach seinem eigenen Kopf zu leben. Und d a s, scheint mir, ist immerhin etwas.

KROLL. Was? Ein Leben wie seins! Ich glaube fast, er wäre imstande, Deine Begriffe noch einmal zu verwirren.

ROSMER. Ach nein, Du. Jetzt bin ich in jeder Beziehung mit mir ins Reine gekommen.

KROLL. Ach, wenn es doch nur so wäre, lieber Rosmer. Du bist so sehr empfänglich für Eindrücke von außen her.

ROSMER. Setzen wir uns. Und dann will ich mit Dir reden.

KROLL. Ja, tun wir das.

Sie setzen sich aufs Sofa.

ROSMER nach einer Pause. Findest Du es nicht schön und gemütlich bei uns?

KROLL. Ja, es ist jetzt schön und gemütlich hier — und friedlich. Du, Rosmer, Du h a s t Dein Heim. Und ich habe das meine verloren.

ROSMER. Mein Lieber, sprich nicht so. Was jetzt einen Riß bekommen hat, das kann noch wieder einmal werden.

KROLL. Nie. Nie mehr. Der Stachel bleibt zurück. Es kann nie wieder werden wie früher.

ROSMER. Nun hör' mich einmal an, Kroll. Wir beide stehen uns jetzt so lange, lange Jahre nahe. Hältst Du es für denkbar, daß unsere Freundschaft in die Brüche gehen könnte?

KROLL. Ich weiß auf der Welt nichts, was uns entzweien könnte. Wie kommst Du auf so etwas?

ROSMER. Weil Du ein so entscheidendes Gewicht auf Übereinstimmung in Meinungen und Anschauungen legst.

KROLL. Na ja; aber wir beide sind doch so ungefähr einig. Jedenfalls doch in den großen Kernfragen!

ROSMER leise. Nein. Nicht mehr.

KROLL will aufspringen. Was ist das?

ROSMER hält ihn zurück. Nein, Du mußt sitzen bleiben. Ich bitte Dich, Kroll.

KROLL. Was ist denn —? Ich verstehe Dich nicht. Heraus mit der Sprache!

ROSMER. Es ist ein neuer Sommer über mein Inneres gekommen. Der Geist einer neuen Jugend. Und deshalb stehe ich jetzt d a —

KROLL. Wo, — wo stehst Du?

ROSMER. Wo Deine Kinder stehen.

KROLL. Du? Du! Das ist doch wohl nicht möglich! Sag', w o stehst Du?

ROSMER. Auf derselben Seite, wo Laurits und Hilda stehen.

KROLL läßt den Kopf sinken. Abtrünnig. Johannes Rosmer abtrünnig.

ROSMER. Ich wäre so glücklich, — so unendlich glücklich gewesen im Gefühl dessen, was Du abtrünnig nennst. So aber habe ich schwer gelitten. Denn ich wußte ja doch, ich würde Dir einen bitteren Schmerz damit bereiten.

KROLL. Rosmer, — Rosmer! Das verwinde ich niemals. Sieht ihn schwermütig an. Ach, daß auch Du mit dabei sein und Deine Hand dem Werke des Verderbens und der Zerstörung leihen mußt, von dem dieses Land heimgesucht wird.

ROSMER. Es ist das Werk der Befreiung, bei dem ich mittun will.

KROLL. Ja, ich weiß, ich weiß! So nennen es die Verführer wie die Verführten. Aber glaubst Du denn, daß von dem Geiste eine Befreiung zu erwarten ist, der im Begriff steht, unser ganzes soziales Leben zu vergiften?

ROSMER. Dem herrschenden Geiste schließe ich mich nicht an. Keiner der streitenden Parteien. Ich will versuchen, von allen Seiten Menschen zu sammeln. So viele und so intensiv ich vermag. Ich will leben und meine ganze Lebenskraft für den einen Zweck einsetzen, — dem Volk im Lande das wahre Urteil zu schaffen.

KROLL. Du meinst also, wir hätten im Volk noch nicht Urteil genug! Ich für mein Teil finde, wir alle zusammen sind auf dem besten Wege, in den Schmutz hinuntergezogen zu werden, wo sonst nur der gemeine Mann zu gedeihen pflegt.

ROSMER. Eben darum stelle ich dem Urteil des Volkes die wahre Aufgabe.

KROLL. Was für eine Aufgabe?

ROSMER. Alle Menschen im Lande zu Adelsmenschen zu machen.

KROLL. Alle Menschen —!

ROSMER. Oder doch möglichst viele.

KROLL. Mit welchen Mitteln?

ROSMER. Ich denke: dadurch, daß ich die Geister frei mache und die Willen läutere.

KROLL. Du bist ein Träumer, Rosmer. Die willst Du frei machen? Die willst Du läutern?

ROSMER. Nein, mein Lieber, — ich will nur versuchen, sie dazu zu erwecken. Tun — müssen sie es selbst.

KROLL. Und Du meinst, sie können es?

ROSMER. Ja.

KROLL. Durch eigene Kraft also?

ROSMER. Nur durch eigene Kraft. Eine andere gibt es nicht.

KROLL steht auf. Heißt das sprechen, wie es sich für einen Priester geziemt?

ROSMER. Ich bin kein Priester mehr.

KROLL. Ja, — und Dein Kinderglaube?

ROSMER. Den habe ich nicht mehr.

KROLL. Hast ihn nicht —!

ROSMER. Ich habe ihm entsagt. Ich mußte ihm entsagen, Kroll.

KROLL erschüttert, beherrscht sich jedoch. Ja so! — Ja, ja, ja. Das eine folgt wohl aus dem andern. — Deshalb bist Du am Ende aus dem Dienste der Kirche ausgetreten?

ROSMER. Ja. Als ich mir klar wurde über mich selbst, — als ich volle Gewißheit erlangte, daß es nicht nur eine vorübergehende Anfechtung wäre, sondern etwas, wovon ich mich nie wieder freimachen könnte oder wollte, — da ging ich.

KROLL. So lange also hat es in Dir gegärt. Und wir, — Deine Freunde, wir haben nichts davon erfahren. Rosmer! Rosmer! — wie konntest Du uns diese traurige Wahrheit verschweigen!

ROSMER. Weil ich fand, das wäre eine Sache, die nur mich anginge. Und dann wollte ich auch Dir und den anderen Freunden nicht unnötig Kummer verursachen. Ich dachte, ich könnte fortfahren hier zu leben wie bisher — still und froh und glücklich. Ich wollte lesen und mich in all die Werke vertiefen, die bis dahin für mich Bücher mit sieben Siegeln gewesen waren. Mich so recht warm hineinleben in die große Welt der Wahrheit und Freiheit, die mir jetzt offenbart worden ist.

KROLL. Abtrünnig. Jedes Wort zeugt davon. Aber warum bekennst Du denn nun doch Deinen heimlichen Abfall? Und warum gerade jetzt?

ROSMER. Du selbst hast mich dazu gezwungen, Kroll.

KROLL. Ich? Ich habe Dich gezwungen —?

ROSMER. Als ich von Deinem wüsten Treiben in den Versammlungen hörte, — als ich las von diesen lieblosen Reden, die Du dort führtest, — von Deinen gehässigen Ausfällen gegen die, die auf der andern Seite stehen, — von Deinem höhnischen Verdammungsurteil über die Widersacher —. O Kroll, — was ist aus Dir geworden! Da trat die Pflicht unabweisbar vor mich hin. Die Menschen werden schlecht unter der Wirkung des Streites, der sich erhoben hat. Es muß Friede und Freude und Versöhnung in die Gemüter kommen. Und d a rum trete ich jetzt hervor und bekenne mich offen als den, der ich bin. Und so will ich denn meine Kräfte erproben — wie die andern. Könntest Du — Deinerseits — nicht auch mittun, Kroll?

KROLL. Nie im Leben schließe ich einen Kompromiß mit den zerstörenden Kräften der Gesellschaft.

ROSMER. So laß uns doch wenigstens mit adeligen Waffen kämpfen, — wenn wir schon kämpfen m ü s s e n.

KROLL. Wer nicht mit mir ist in den entscheidenden Lebensfragen, den kenne ich nicht mehr. Und ihm bin ich keine Rücksicht schuldig.

ROSMER. Gilt das auch mir?

KROLL. Du selbst hast mit mir gebrochen, Rosmer.

ROSMER. Aber i s t denn das ein Bruch!

KROLL. Und ob! Es ist ein Bruch mit allen, die Dir bis heut nahe gestanden haben. Nun hast Du die Folgen zu tragen.

R e b e k k a kommt von rechts und öffnet die Tür weit.

REBEKKA. So! Nun ist er auf dem Weg zu seinem großen Opferfest. Und jetzt können wir zu Tische gehen. Wenn ich bitten darf, Herr Rektor.

KROLL nimmt seinen Hut. Gute Nacht, Fräulein West. Hier habe ich nichts mehr zu suchen.

REBEKKA gespannt. Was ist das? Schließt die Tür und kommt näher. Sie haben gesprochen —?

ROSMER. Jetzt weiß er es.

KROLL. Wir lassen Dich nicht aus den Händen, Rosmer. Wir werden Dich schon wieder auf unsere Seite zwingen.

ROSMER. Dahin komme ich nie wieder.

KROLL. Das werden wir ja sehen. Du bist nicht der Mann dazu, einsam zu stehen.

ROSMER. Ich bin doch nicht so ganz einsam. — Wir ertragen die Einsamkeit hier zuzweit.

KROLL. Ah —! Ein Verdacht steigt in ihm auf. Das auch noch! Beatens Wort —!

ROSMER. Beate —?

KROLL weist den Gedanken von sich. Nein, nein, — das war häßlich —. Verzeih mir.

ROSMER. Was denn? Was?

KROLL. Nichts mehr davon. Pfui! Verzeih mir! Lebwohl!

Geht zur Tür des Vorzimmers.

ROSMER folgt ihm. Kroll! So dürfen wir nicht auseinandergehen. Morgen komme ich zu Dir.

KROLL im Vorzimmer, dreht sich um. Nicht über meine Schwelle!

Nimmt seinen Stock und geht.

Rosmer steht einen Augenblick in der offenen Tür; dann schließt er sie und geht an den Tisch.

ROSMER. Das macht nichts, Rebekka. Wir werden es zu ertragen wissen. Wir zwei treuen Freunde. Du und ich.

REBEKKA. Was glaubst Du, meinte er mit dem „Pfui“?

ROSMER. Mach’ Dir darüber keine Sorgen, meine Liebe. Er glaubte selbst nicht, was er sagte. Aber morgen will ich ihn besuchen. Gute Nacht!

REBEKKA. Auch heut gehst Du so zeitig auf Dein Zimmer? Nach dem, was geschehen ist?

ROSMER. Heute wie sonst. Ich fühle mich so leicht,

nun, da es vorüber ist. Sieh — ich bin ganz ruhig, liebe Rebekka. Trag' auch Du es mit Fassung. Gute Nacht!

REBEKKA. Gute Nacht, lieber Freund! Und schlaf' wohl.

Rosmer ab durch die Tür des Vorzimmers. Dann hört man ihn eine Treppe hinaufgehen.

Rebekka schellt an einem Klingelzuge in der Nähe des Ofens.

Bald darauf Madam Helseth von rechts.

REBEKKA. Decken Sie nur wieder ab, Madam Helseth. Der Herr Pastor will nicht speisen, — und der Herr Rektor ist nach Haus gegangen.

MADAM HELSETH. Der Herr Rektor ist fort? Was ist denn los mit dem Herrn Rektor?

REBEKKA nimmt ihre Häkelarbeit. Er hat geweissagt, es würde ein schweres Unwetter heraufziehen —

MADAM HELSETH. Das ist aber sonderbar. Es ist doch kein Wölkchen am Himmel zu sehen.

REBEKKA. Wenn er nur nicht dem weißen Roß begegnet. Denn ich fürchte, wir werden bald von derlei Spuk zu hören bekommen.

MADAM HELSETH. Um Gotteswillen, Fräulein! Lassen Sie doch die ekligen Reden.

REBEKKA. Na, na, na —

MADAM HELSETH leise. Meinen Sie wirklich, Fräulein, hier ist einer, der bald fort muß?

REBEKKA. I bewahre! Aber es gibt gar mancherlei weiße Rosse auf dieser Welt, Madam Helseth. — Gute Nacht denn! Ich gehe jetzt auf mein Zimmer.

MADAM HELSETH. Gute Nacht, Fräulein.

Rebekka mit der Häkelei rechts ab.

MADAM HELSETH schraubt den Lampendocht herunter, schüttelt den Kopf und murmelt vor sich hin: Herrjeh, — herrjeh. Dieses Fräulein West. Was sie manchmal für Reden führt!

ZWEITER AKT

Rosmers Arbeitszimmer. An der Wand links ist die Eingangstür. Im Hintergrund eine Türöffnung mit aufgezogenem Vorhang, durch die man ins Schlafzimmer kommt. Ein Fenster rechts, davor ein Schreibtisch, der mit Büchern und Papieren bedeckt ist. Bücherregale und Schränke an den Wänden. Einfache Möbel. Ein altmodisches Kanapee vorn links, davor ein Tisch.

Rosmer, im Hausrock, sitzt in einem hochlehnigen Stuhl am Schreibtisch. Er schneidet eine Broschüre auf und blättert darin; hie und da schaut er ein wenig hinein.

Es klopft an der Tür links.

ROSMER ohne sich umzuwenden. Komm nur herein.

Rebekka im Morgenkleid tritt ein.

REBEKKA. Guten Morgen.

ROSMER blättert in der Schrift. Guten Morgen, meine Liebe. Wünschest Du etwas?

REBEKKA. Ich wollte nur hören, ob Du gut geschlafen hast?

ROSMER. O, ich habe fest und sanft geschlafen. Keine Träume —. Wendet sich um. Und Du?

REBEKKA. Danke schön. So gegen die Morgenstunde —.

ROSMER. Ich weiß nicht, mir ist lange nicht so leicht ums Herz gewesen wie jetzt. Ach, es war doch recht gut, daß ich mit der Sprache herausgekommen bin.

REBEKKA. Ja, Du hättest nicht so lange schweigen sollen, Rosmer.

ROSMER. Ich begreife selbst nicht, daß ich so feige sein konnte.

REBEKKA. Nun, es war doch nicht eigentlich Feigheit —

ROSMER. Ach ja, ja, Du, — wenn ich der Sache auf den Grund gehe, so war doch auch Feigheit mit dabei.

REBEKKA. Um so beherzter hast Du dann den Knoten zerhauen. — Setzt sich zu ihm auf einen Stuhl am Schreibtisch. Aber nun will ich Dir etwas erzählen, was ich getan habe, — und worüber Du mir nicht böse sein darfst.

ROSMER. Böse? Meine Liebe, wie kannst Du glauben —?

REBEKKA. Es war nämlich am Ende doch ein bißchen eigenmächtig von mir, aber —

ROSMER. Na, so laß doch hören.

REBEKKA. Gestern abend, wie Ulrik Brendel ging, — da habe ich ihm zwei bis drei Zeilen an Mortensgård mitgegeben.

ROSMER ein wenig bedenklich. Aber, liebe Rebekka —. Nun, und was hast Du denn geschrieben?

REBEKKA. Ich habe geschrieben, er würde Dir einen großen Dienst erweisen, wenn er sich des unglücklichen Menschen ein bißchen annehmen und ihn nach Möglichkeit unterstützen wollte.

ROSMER. Meine Liebe, das hättest Du nicht tun sollen. Du hast Brendel damit nur geschadet. Und Mortensgård, das ist doch ein Mann, den ich mir am liebsten ganz vom Leibe halten möchte. Du weißt doch, daß ich einmal Händel mit ihm gehabt habe.

REBEKKA. Aber bist Du nicht auch der Meinung, es wäre ganz gut, wenn Du wieder in Beziehungen zu ihm kämst?

ROSMER. Ich? Zu Mortensgård? Aus welchen Gründen, meinst Du?

REBEKKA. Nun, weil Du Dich doch eigentlich nicht sicher fühlen kannst, jetzt, — seit das zwischen Dich und Deine Freunde getreten ist.

ROSMER sieht sie an und schüttelt den Kopf. Hast Du wirklich glauben können, Kroll oder einer von den anderen hätten im Sinn, Rache zu nehmen? — Sie wären imstande —?

REBEKKA. In der ersten Hitze, lieber Freund —. Das kann man niemals wissen. Mir scheint, — so, wie Kroll es aufgenommen hat —

ROSMER. Ach, Du solltest ihn doch besser kennen. Kroll ist ein Ehrenmann durch und durch. Heute nachmittag gehe ich in die Stadt und rede mit ihm.

Ich will mit ihnen allen reden. Oh, Du wirst schon sehen, wie leicht das geht —

Madam Helseth in der Tür links.

REBEKKA steht auf. Was ist, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Herr Rektor Kroll steht unten im Vorzimmer.

ROSMER steht schnell auf. Kroll!

REBEKKA. Der Rektor! Denk nur an —!

MADAM HELSETH. Er fragt, ob er heraufkommen und den Pastor sprechen könnte.

ROSMER zu Rebekka. Was habe ich gesagt! — Gewiß kann er das. Geht an die Tür und ruft die Treppe hinunter: Komm herauf, lieber Freund! Du sollst herzlich willkommen sein!

Rosmer hält die Tür offen. — Madam Helseth geht. — Rebekka zieht den Vorhang der Türöffnung zusammen. Dann ordnet sie dies und jenes. Kroll, den Hut in der Hand, tritt ein.

ROSMER leise, bewegt. Ich wußte doch, es wäre nicht das letzte Mal —

KROLL. Heute sehe ich die Sachen in ganz anderem Licht als gestern.

ROSMER. Ja, nicht wahr, Kroll? Das tust Du? Nun, wo Du es Dir überlegt hast —

KROLL. Du mißverstehst mich durchaus. Legt seinen Hut auf den Tisch am Kanapee. Ich lege großen Wert darauf, mit Dir unter vier Augen zu reden.

ROSMER. Weshalb kann Fräulein West nicht —?

REBEKKA. Nein, nein, Herr Rosmer. Ich gehe schon.

KROLL sieht sie von oben bis unten an. Und dann muß ich Sie um Entschuldigung bitten, mein Fräulein, daß ich so früh am Tage komme. Daß ich Sie überfalle, noch ehe Sie Zeit gehabt haben —

REBEKKA stutzt. Wie denn? Sie nehmen wohl Anstoß daran, daß ich hier zu Haus im Morgenrock gehe?

KROLL. Wie sollt' ich denn! Ich weiß doch absolut nicht, was jetzt Schick und Brauch auf Rosmersholm ist.

ROSMER. Aber Kroll, — Du bist ja wie umgewandelt heute!

REBEKKA. Ich empfehle mich, Herr Rektor. Geht links hinaus.

KROLL. Du erlaubst wohl — setzt sich auf das Kanapee.

ROSMER. Ja, mein Lieber, machen wir's uns bequem und plaudern wir miteinander. Setzt sich auf einen Stuhl, Kroll gerade gegenüber.

KROLL. Ich habe seit gestern kein Auge zugetan. Ich habe gelegen und mir Gedanken gemacht — die ganze Nacht.

ROSMER. Und wie denkst Du nun heute?

KROLL. Das läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen, Rosmer. Laß mich mit einer Art Einleitung beginnen. Ich kann Dir etwas von Ulrik Brendel erzählen.

ROSMER. Ist er bei Dir gewesen?

KROLL. Nein. Er hat sich in einer schoflen Kneipe häuslich niedergelassen. In der schofelsten Gesellschaft natürlich. Er hat gezecht und traktiert, solange er noch etwas hatte. Dann schimpfte er die ganze Bande Pack und Pöbel. Da hat er übrigens recht gehabt. Aber dann bekam er Prügel und wurde in den Rinnstein geworfen.

ROSMER. So ist er doch wohl unverbesserlich.

KROLL. Den Rock, den hatte er auch versetzt. Aber den soll man ihm wieder eingelöst haben. Kannst Du erraten, wer?

ROSMER. Du selbst vielleicht?

KROLL. Nein. Der noble Herr Mortensgård.

ROSMER. Ja so!

KROLL. Ich habe mir erzählen lassen, Herrn Brendels erster Besuch habe dem Idioten und Plebejer gegolten.

ROSMER. Das war ja ein Glück für ihn —.

KROLL. Allerdings war es das. Lehnt sich über den Tisch, etwas näher zu Rosmer hin. Und da wären wir denn bei einer Sache angelangt, vor der ich Dich warnen muß

um unserer alten — unserer ehemaligen Freundschaft willen.

ROSMER. Mein Lieber, um was handelt es sich?

KROLL. Darum, daß man hier im Haus hinter Deinem Rücken ein falsches Spiel treibt nach irgend einer Richtung.

ROSMER. Wie kannst Du das glauben? Meinst Du etwa Reb —, Fräulein West damit?

KROLL. Sie — jawohl. Von ihrem Standpunkt begreife ich es sehr wohl. Sie ist nun doch schon lange gewöhnt, hier das Regiment zu führen. Trotzdem aber —

ROSMER. Lieber Kroll, Du befindest Dich da in einem großen Irrtum. Sie und ich, — wir haben auch nicht das kleinste Geheimnis voreinander.

KROLL. Hat sie Dir auch bekannt, daß sie mit dem Redakteur des „Blinkfeuers" in Briefwechsel getreten ist?

ROSMER. Ach, Du meinst die paar Zeilen, die sie Ulrik Brendel mitgegeben hat.

KROLL. Du bist also dahinter gekommen. Und billigst Du, daß sie auf solche Art Verbindungen anknüpft mit diesem Schandschreiber, der jede liebe Woche mich in meiner Lehrtätigkeit wie in meinem öffentlichen Auftreten an den Pranger zu stellen sucht?

ROSMER. Mein Bester, an diese Seite der Sache hat sie gewiß nicht einmal gedacht. Und übrigens, — sie hat ebenso wie ich in allen Dingen freie Hand.

KROLL. So? Das gehört wohl auch zu der neuen Richtung, die Du jetzt eingeschlagen hast. Denn auf Deinem Standpunkt, da steht wohl auch Fräulein West?

ROSMER. Allerdings. Wir beide haben uns getreulich zusammen durchgerungen.

KROLL sieht ihn an und schüttelt langsam den Kopf. Ach, was bist Du für ein blinder, betörter Mann!

ROSMER. Ich? Wie kommst Du darauf?

KROLL. Weil ich das Schlimmste nicht zu denken wage — nicht denken will. Nein, nein! Laß mich

ausreden. — Du legst doch wirklich Wert auf meine Freundschaft, Rosmer? Und auch auf meine Achtung? Nicht wahr?

ROSMER. Auf die Frage brauche ich wohl nicht zu antworten.

KROLL. Na, aber da ist noch etwas andres, und das heischt eine Antwort, — eine offene Erklärung von Deiner Seite. — Willst Du gestatten, daß ich Dich einer Art Verhör unterziehe —?

ROSMER. Verhör?

KROLL. Ja, daß ich Dich ausfrage über allerlei, woran erinnert zu werden Dir peinlich sein mag. Sieh mal, — die Geschichte mit Deinem Abfall, — na, oder Deiner Befreiung, wie Du es ja nennst — die hängt mit so vielem andern zusammen, worüber Du mir um Deiner selbst willen Rechenschaft schuldig bist.

ROSMER. Mein Lieber, frag' nur nach Herzenslust. Ich habe nichts zu verheimlichen.

KROLL. Nun denn, so sag' mir, — was mag nach Deiner Meinung wohl der letzte Grund gewesen sein, warum Beate hinging und ihrem Leben ein Ende machte?

ROSMER. Kannst Du d a ran noch zweifeln? Oder, besser gesagt, kann man nach Gründen fragen für das, was ein unglücklicher, kranker, unzurechnungsfähiger Mensch unternimmt?

KROLL. Bist Du sicher, daß Beate so ganz unzurechnungsfähig war? Die Ärzte waren wenigstens der Ansicht, die Sache wäre nicht so ganz ausgemacht.

ROSMER. Wenn die Ärzte sie jemals so gesehen hätten, wie ich sie so manches Mal gesehen bei Tag und bei Nacht, dann hätten sie nicht gezweifelt.

KROLL. Damals habe ich auch nicht gezweifelt.

ROSMER. Ein Zweifel war ja doch auch leider ganz ausgeschlossen. Ich habe Dir doch von ihrer maßlosen, ungestümen Leidenschaftlichkeit erzählt und ihrem Verlangen, daß ich sie erwidern sollte. Oh, dieser Schauder, den sie mir eingeflößt hat! Und dann ihre grundlosen, aufreibenden Selbstanklagen in den letzten Jahren.

KROLL. Ja, nachdem sie erfahren hatte, daß sie für immer kinderlos bleiben müßte.

ROSMER. Na, also überlege selbst —. So ein qualvolles, grausiges Entsetzen über etwas ganz Unverschuldetes —! Und sie sollte zurechnungsfähig gewesen sein?

KROLL. Hm —. Erinnerst Du Dich vielleicht, ob Du damals Bücher im Hause hattest, die von dem Zweck der Ehe handelten — nach der vorgeschrittenen Auffassung unserer Zeit?

ROSMER. Ich entsinne mich, daß Fräulein West mir ein solches Werk geliehen hat. Denn sie erbte ja, wie Du weißt, die Bibliothek des Doktors. Aber, mein lieber Kroll, Du glaubst doch wohl nicht, daß wir so unvorsichtig waren, die arme Kranke in solche Dinge einzuweihen? Ich kann Dir hoch und heilig versichern, uns trifft keine Schuld. Ihre eigenen zerrütteten Gehirnnerven, die haben sie auf diese traurigen Irrwege gebracht.

KROLL. Eins kann ich Dir jedenfalls jetzt erzählen. Und zwar dies: die arme gequälte und überspannte Beate hat darum ihrem Leben selbst ein Ende gemacht, damit Du fortan glücklich leben könntest, — frei leben könntest, — nach eigenem Gefallen.

ROSMER ist halb vom Stuhl aufgefahren. Was willst Du damit sagen?

KROLL. Du sollst mich erst ruhig anhören, Rosmer. Denn nun kann ich darüber sprechen. In ihrem letzten Lebensjahr war sie zweimal bei mir, um mir ihre Angst und Verzweiflung zu klagen.

ROSMER. Über dieselbe Sache?

KROLL. Nein. Das erste Mal kam sie und behauptete, Du wärst auf dem Weg des Abfalls. Du wolltest mit dem Glauben Deiner Väter brechen.

ROSMER eifrig. Was Du da sagst, das ist unmöglich, Kroll! Ganz unmöglich! Da mußt Du Dich irren.

KROLL. Wieso?

ROSMER. Ja, weil ich, solange Beate lebte, noch in Zweifel und Kampf mit mir selbst lag. Und den Kampf kämpfte ich allein aus und in aller Stille. Ich glaube nicht einmal, daß Rebekka —

KROLL. Rebekka?

ROSMER. Nun ja, — Fräulein West. Ich nenne sie Rebekka der Kürze wegen.

KROLL. Das habe ich bemerkt.

ROSMER. Darum ist es mir ganz unbegreiflich, wie Beate auf den Gedanken kommen konnte. Und warum hat sie nicht mit mir selbst darüber gesprochen? Und das hat sie nie getan. Auch nicht mit e i n e m Worte.

KROLL. Die Arme, — sie bat und bettelte, ich sollte mit Dir sprechen.

ROSMER. Und warum hast Du das nicht getan?

KROLL. Konnte ich denn damals auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß sie geistesgestört sei? Eine solche Anklage gegen einen Mann wie Du! — Und dann kam sie noch einmal, — etwa einen Monat später. Anscheinend war sie ruhiger. Aber als sie wegging, sagte sie: nun können sie auf Rosmersholm sich auf das weiße Roß gefaßt machen.

ROSMER. Ja, ja, das weiße Roß, — von dem hat sie oft gesprochen.

KROLL. Und als ich dann ihr die traurigen Gedanken auszureden suchte, da antwortete sie nur: mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Denn jetzt muß Johannes sich gleich mit Rebekka verheiraten.

ROSMER *fast sprachlos.* Was sagst Du da —! Ich mich verheiraten mit —!

KROLL. Das war an einem Donnerstag Nachmittag. — Am Sonnabend Abend stürzte sie sich vom Steg hinunter in den Mühlengraben.

ROSMER. Und da hast Du uns nicht gewarnt —!

KROLL. Du weißt ja selbst, wie oft sie davon sprach, daß sie sicher bald sterben müßte.

ROSMER. Das weiß ich schon. Aber trotzdem; — Du hättest uns warnen m ü s s e n.

KROLL. Das hatte ich auch vor. Aber da war es schon zu spät.

ROSMER. Aber warum hast Du dann nicht später —? Warum hast Du dies alles verschwiegen?

KROLL. Was hätte es denn für einen Zweck gehabt, hierher zu kommen und Dich noch mehr zu quälen und zu beunruhigen? Ich hielt die ganzen Geschichten ja doch für lauter leere und wüste Hirngespinste. — Bis gestern abend.

ROSMER. Also jetzt nicht mehr?

KROLL. Hat Beate nicht ganz klar gesehen, als sie meinte, Du würdest von Deinem Kinderglauben abfallen?

ROSMER *starrt vor sich hin.* Ja, das verstehe ich nicht. Das ist mir das Unbegreiflichste von der Welt.

KROLL. Unbegreiflich oder nicht, — es ist nun einmal so. Und jetzt frage ich Dich, Rosmer, — wieviel Wahrheit enthält ihre zweite Bezichtigung? Die letzte, meine ich.

ROSMER. Bezichtigung? War das denn eine Bezichtigung?

KROLL. Du hast vielleicht nicht genau beachtet, wie die Worte lauteten. Sie wollte fort, sagte sie —. Warum? Nun?

ROSMER. Damit ich mich mit Rebekka verheiraten könnte —.

KROLL. Die Worte lauteten nicht ganz so. Beate drückte sich anders aus. Sie sagte: es bleibt mir nicht mehr viel Zeit. Denn jetzt muß Johannes sich gleich mit Rebekka verheiraten.

ROSMER *sieht ihn einen Moment an; dann steht er auf.* Jetzt verstehe ich Dich, Kroll.

KROLL. Nun — und? Was hast Du zu antworten?

ROSMER *immer sacht, indem er sich beherrscht.* Auf so etwas Unerhörtes —? Die einzig richtige Antwort wäre, Dir die Tür zu weisen.

KROLL *steht auf.* Schön.

ROSMER stellt sich vor ihn. Hör' mich jetzt an. Seit Jahr und Tag, — von dem Augenblick an, da Beate uns verließ, — haben Rebekka West und ich hier allein auf Rosmersholm gelebt. Diese ganze Zeit über hast Du Beatens Anschuldigung gekannt. Aber auch nicht einen Moment habe ich bemerkt, daß Du an unserem Zusammenleben hier Anstoß genommen hättest.

KROLL. Bis gestern abend wußte ich nicht, daß ein Abtrünniger und eine — Emanzipierte dieses Zusammenleben führten.

ROSMER. Ah —! Du meinst also, bei Abtrünnigen und Emanzipierten könnte man keinen Reinheitssinn finden? Du glaubst, es könne nicht der Sittlichkeitstrieb in ihnen leben wie eine Naturkraft!

KROLL. Ich halte nicht viel von der Sorte Sittlichkeit, die ihre Wurzel nicht im Glauben der Kirche hat.

ROSMER. Und davon nimmst Du Rebekka und mich nicht aus? Nicht mein und Rebekkas Verhältnis?

KROLL. Ich kann zu Euren Gunsten nicht die Ansicht aufgeben, daß die Kluft wohl nicht allzu tief ist zwischen dem freien Gedanken und der — hm!

ROSMER. Und — was!

KROLL. — und der freien Liebe, — wenn Du es denn durchaus hören willst.

ROSMER leise. Und Du schämst Dich nicht, mir das zu sagen?! Du, der mich seit meiner frühsten Kindheit kennt.

KROLL. Eben darum. Ich weiß, wie leicht Du Dich von den Menschen beeinflussen läßt, mit denen Du umgehst. Und diese Deine Rebekka —. Na, also dieses Fräulein West, — von ihr wissen wir ja eigentlich so gut wie nichts. Kurz und gut, Rosmer, — ich gebe Dich noch nicht auf. Und Du selbst, — Du mußt Dich beizeiten zu retten suchen.

ROSMER. Mich retten? Wieso —?

Madam Helseth guckt durch die Tür links herein.

ROSMER. Was wollen Sie?

MADAM HELSETH. Ich wollte das Fräulein bitten, herunter zu kommen.

ROSMER. Das Fräulein ist nicht hier oben.

MADAM HELSETH. Nein? Sieht sich um. Das ist doch sonderbar. Ab.

ROSMER. Du sagtest —?

KROLL. So höre. Was hier zu Beatens Lebzeiten im Geheimen vor sich gegangen ist, — und was hier jetzt noch vor sich geht, — das will ich nicht näher untersuchen. Du warst ja tief unglücklich in Deiner Ehe. Und das muß Dir wohl gewissermaßen zur Entschuldigung dienen —

ROSMER. Ach, wie wenig Du mich im Grunde kennst —!

KROLL. Unterbrich mich nicht. Was ich also sagen wollte, — wenn dieses Zusammenleben mit Fräulein West durchaus fortgesetzt werden soll, so ist es absolut nötig, daß Du Deine Schwenkung totschweigst, — diese traurige Fahnenflucht, wozu sie Dich verleitet hat. Laß mich reden! Laß mich reden! Ich sage, — schlimmsten Falles denke und meine und glaube Du in Gottes Namen, was Du willst — in der einen wie in der andern Richtung. Aber behalt Deine Ansichten für Dich selbst. Das ist ja eine rein persönliche Angelegenheit. Es liegt gar keine Notwendigkeit vor, so etwas ins ganze Land hinauszuposaunen.

ROSMER. Für mich ist es eine Notwendigkeit, aus einer falschen und zweideutigen Stellung herauszukommen.

KROLL. Aber Du hast eine Pflicht gegenüber den Traditionen Deines Geschlechtes, Rosmer! Vergiß das nicht! Rosmersholm ist seit undenklichen Zeiten so etwas wie ein Wohnsitz der Zucht und Ordnung gewesen, — der ehrerbietigen Achtung vor dem, was die Besten unserer Gesellschaft vertreten und verfochten haben. Die ganze Gegend hat ihr Gepräge von Rosmersholm erhalten. Es würde eine unselige, eine heillose Verwirrung entstehen, wenn es ruchbar würde,

daß Du selbst mit dem gebrochen hast, was ich den Familiengedanken der Rosmer nennen möchte.

ROSMER. Lieber Kroll, — von der Seite kann ich die Sache nicht ansehen. Ich halte es für meine unabweisbare Pflicht, hier ein wenig Licht und Freude zu verbreiten, wo das Geschlecht der Rosmer in der langen, langen Zeit Dunkelheit und Mißbehagen geschaffen hat.

KROLL sieht ihn streng an. Ja! Das wäre eine würdige Tat für den Mann, mit dem das Geschlecht ausstirbt. Davon laß die Hände, Du! Das ist keine Arbeit, die sich für Dich eignet. Du bist geschaffen, als stiller Forscher zu leben.

ROSMER. Wohl möglich. Aber ich, ich will auch einmal mittun im Kampf des Lebens.

KROLL. Der Kampf des Lebens, — weißt Du, was dabei für Dich herauskommen wird? Es wird ein Kampf mit allen Deinen Freunden werden, ein Kampf auf Leben und Tod.

ROSMER leise. Sie sind doch wohl nicht alle so fanatisch wie Du.

KROLL. Du bist eine arglose Seele, Rosmer. Eine unerfahrene Seele bist Du. Du ahnst nicht, wie gewaltig das Unwetter über Dich hereinbrechen wird.

Madam Helseth guckt durch die angelehnte Tür links.

MADAM HELSETH. Das Fräulein läßt fragen —

ROSMER. Was gibt es?

MADAM HELSETH. Da unten ist wer, der mal gern den Herrn Pastor sprechen möchte.

ROSMER. Ist es vielleicht der, der gestern abend hier war?

MADAM HELSETH. Nein, — es ist der Herr Mortensgård.

ROSMER. Mortensgård!

KROLL. Aha! So weit sind wir also schon! So weit schon!

ROSMER. Was will er von mir? Warum haben Sie ihn nicht wieder fortgeschickt?

MADAM HELSETH. Das Fräulein sagte, ich sollte fragen, ob er heraufkommen dürfte.

ROSMER. Sagen Sie ihm, ich hätte Besuch —

KROLL. Lassen Sie ihn nur heraufkommen, Madam Helseth.

Madam Helseth ab.

KROLL nimmt seinen Hut. Ich räume das Feld — vorläufig. Aber die Hauptschlacht ist noch nicht geschlagen.

ROSMER. So wahr ich lebe, Kroll, — ich habe nichts mit Mortensgård zu schaffen.

KROLL. Ich glaube Dir nicht mehr. In keinem Punkte. In gar keiner Beziehung glaube ich Dir fortan mehr. Krieg bis aufs Messer gilt es jetzt. Wir wollen doch einmal sehen, ob wir Dich nicht unschädlich machen können.

ROSMER. O, Kroll, — wie tief — wie unendlich tief stehst Du jetzt!

KROLL. Ich! Und so einer wie Du sagt mir das! Denk an Beate!

ROSMER. Fängst Du wieder da mit an?!

KROLL. Nein. Wie Du das Rätsel des Mühlengrabens löst, das mache mit Deinem Gewissen ab, — wenn Du so etwas überhaupt noch hast.

Peder Mortensgård kommt leise und unauffällig durch die Tür links. Er ist ein kleiner, dürrer Mann mit dünnem, rötlichem Haar und Bart.

KROLL mit einem Blick voll Haß. Na also, das „Blinkfeuer" —. Angesteckt auf Rosmersholm! Knöpft seinen Rock zu. Ja, dann brauche ich nicht länger im Zweifel zu sein, welchen Kurs ich zu steuern habe.

MORTENSGÅRD gemütlich. Das „Blinkfeuer" wird immer angesteckt sein, um dem Herrn Rektor heimzuleuchten.

KROLL. Ja, Ihre gute Absicht, die kennen wir längst. Allerdings gibt es ein Gebot, das sagt: wir sollen nicht falsch Zeugnis ablegen wider unsern Nächsten —

MORTENSGÅRD. In den Geboten brauchen Sie mich nicht zu unterweisen, Herr Rektor.

KROLL. Auch nicht in dem sechsten?

ROSMER. Kroll —!

MORTENSGÅRD. Ist das nötig, so wäre wohl der Herr Pastor der Berufenste.

KROLL mit verborgenem Hohn. Der Herr Pastor? Ja, unleugbar ist der Pastor Rosmer in d e m Punkte der Berufenste. — Gute Verrichtung, meine Herren.

Geht und schlägt die Tür hinter sich zu.

ROSMER mit einem langen Blick auf die Tür, sagt dann vor sich hin: Ja, ja, — dann muß es eben so sein! Wendet sich um. Wollen Sie mir bitte sagen, Herr Mortensgård, was Sie zu mir führt?

MORTENSGÅRD. Mein Besuch galt eigentlich Fräulein West. Ich glaubte ihr für den freundlichen Brief danken zu müssen, den ich gestern von ihr bekommen habe.

ROSMER. Ich weiß, daß sie Ihnen geschrieben hat. Haben Sie sie schon gesprochen?

MORTENSGÅRD. Ja, ganz kurz. Mit flüchtigem Lächeln. Ich höre, die Anschauungen hier auf Rosmersholm haben sich in mancher Beziehung geändert.

ROSMER. Meine Anschauungen haben sich in vielen Dingen geändert. Ich möchte beinah sagen — in allen Dingen.

MORTENSGÅRD. Das Fräulein hat es mir gesagt. Und darum, meinte sie, könnte ich hinaufgehen und mit Ihnen ein wenig darüber reden, Herr Pastor.

ROSMER. Über was, Herr Mortensgård?

MORTENSGÅRD. Würden Sie mir gestatten, im „Blinkfeuer" von Ihrer Sinnesänderung Mitteilung zu machen, — und auch davon, daß Sie sich der Sache des Freisinns und des Fortschritts anschließen?

ROSMER. Das können Sie getrost tun. Ich bitte Sie sogar, es mitzuteilen.

MORTENSGÅRD. So soll es morgen früh hinein. Es ist eine große und wichtige Neuigkeit, daß der

Pastor Rosmer auf Rosmersholm der Ansicht ist, er könnte auch in d i e s e m Sinne für die Sache des Lichtes kämpfen.

ROSMER. Ich verstehe Sie nicht ganz.

MORTENSGÅRD. Ich meine nur, das Rückgrat unserer Partei wird jedesmal neu gestärkt, so oft wir einen ernsthaften, christlich gesinnten Anhänger gewinnen.

ROSMER ein wenig erstaunt. Sie wissen also nicht —? Hat Fräulein West Ihnen nicht auch d a s gesagt?

MORTENSGÅRD. Was denn, Herr Pastor? Das Fräulein hatte alle Hände voll zu tun. Sie sagte, ich sollte nur hinaufgehen und das übrige aus Ihrem eigenen Munde hören.

ROSMER. So will ich Ihnen denn sagen, daß ich mich d u r c h a u s freigemacht habe. Nach allen Seiten. Ich stehe jetzt in gar keinen Beziehungen mehr zu den Lehrsätzen der Kirche. Diese Dinge gehen mich fortan nicht das Geringste mehr an.

MORTENSGÅRD sieht ihn bestürzt an. Nein, — und wenn der Mond vom Himmel fiele, ich könnte nicht erstaunter —! Sie sagen selbst sich los, Herr Pastor —!

ROSMER. Ja. Ich stehe jetzt da, wo Sie selbst schon lange gestanden haben. Das dürfen Sie also morgen im „Blinkfeuer" mitteilen.

MORTENSGÅRD. Das auch? Nein, lieber Herr Pastor —. Verzeihen Sie, — aber diese Seite der Sache verdient nicht berührt zu werden.

ROSMER. Verdient nicht?

MORTENSGÅRD. Vorläufig nicht, meine ich.

ROSMER. Aber ich begreife nicht —.

MORTENSGÅRD. Sehen Sie mal, Herr Pastor —. Sie stehen nicht so mittendrin in den Verhältnissen wie ich, wissen Sie. Wenn Sie nun aber ins Lager des Freisinns übergehen, — und wenn Sie — wie Fräulein West sagte — teil an der Bewegung nehmen wollen, — so tun Sie das doch wohl mit dem Wunsche, dem Freisinn und der Bewegung sich so nützlich zu machen, wie Sie nur irgend können.

ROSMER. Ja, das wünsche ich von Herzen.

MORTENSGÅRD. Na, dann will ich Ihnen nur gleich sagen, Herr Pastor: machen Sie aus Ihrem Abfall von der Kirche eine öffentliche Angelegenheit, so binden Sie sich gleich im ersten Augenblick die Hände.

ROSMER. Meinen Sie?

MORTENSGÅRD. Ja, seien Sie überzeugt, Sie werden dann nicht mehr viel ausrichten in unserer Gegend. Und überdies, — an Freidenkern haben wir genügenden Vorrat, Herr Pastor. Fast möchte ich sagen, wir haben schon zu viel von dieser Art Leute. Was die Partei braucht, das sind christliche Elemente, — etwas, das alle respektieren müssen. Und an d e n e n fehlt es uns gewaltig. Darum ist es das ratsamste, Sie halten reinen Mund über Dinge, die das Publikum nichts angehen. Sehen Sie, das ist so meine Ansicht.

ROSMER. So —. Sie wagen also nicht, sich mit mir einzulassen, wenn ich offen meinen Abfall bekenne?

MORTENSGÅRD *schüttelt den Kopf.* Ich täte es ungern, Herr Pastor. In letzter Zeit habe ich es mir zur Regel gemacht, keiner Sache oder keiner Person mehr meine Unterstützung zu leihen, die den kirchlichen Dingen zu Leibe will.

ROSMER. Haben Sie sich denn selbst in letzter Zeit der Kirche wieder zugewandt?

MORTENSGÅRD. Das ist eine Sache für sich.

ROSMER. Aha, auf d i e Art also. Ja, dann verstehe ich Sie.

MORTENSGÅRD. Herr Pastor, — Sie dürfen nicht vergessen, daß ich — besonders ich — nicht volle Freiheit des Handelns habe.

ROSMER. Was bindet Sie denn?

MORTENSGÅRD. Ich bin ein Gezeichneter — und das bindet mich.

ROSMER. Ah, — ja so.

MORTENSGÅRD. Ein Gezeichneter, Herr Pastor. Das sollten ganz besonders Sie nicht vergessen. Denn

Sie waren es ja in erster Reihe, der mir das Zeichen aufgedrückt hat.

ROSMER. Hätte ich damals gestanden, wo ich heute stehe, so hätte ich Ihre Verfehlung mit behutsameren Händen angefaßt.

MORTENSGÅRD. Das denke ich auch. Aber jetzt ist es zu spät. Sie haben mich ein für alle Mal gezeichnet. Fürs ganze Leben gezeichnet. Na, Sie wissen wohl nicht so ganz, was das auf sich hat. Aber jetzt werden Sie vielleicht den brennenden Schmerz bald selbst spüren, Herr Pastor.

ROSMER. Ich?

MORTENSGÅRD. Ja. Denn Sie glauben doch wohl nun und nimmer, Rektor Kroll und sein Kreis werden Absolution haben für ein Vergehen wie das Ihre?! Und die „Amtszeitung", heißt es, soll jetzt recht blutig werden. Es kann schon der Fall eintreten, daß auch Sie ein Gezeichneter werden.

ROSMER. Auf allen Gebieten des Persönlichen fühle ich mich unverwundbar, Herr Mortensgård. Mein Wandel läßt sich nicht antasten.

MORTENSGÅRD *mit einem feinen Lächeln.* Das war ein großes Wort, Herr Pastor.

ROSMER. Mag sein. Aber ich habe das Recht, ein so großes Wort auszusprechen.

MORTENSGÅRD. Auch wenn Sie Ihren Wandel so gründlich prüften, wie Sie einmal den meinen geprüft haben?

ROSMER. Sie sagen das so sonderbar. Was meinen Sie denn damit? Ist es etwas Bestimmtes?

MORTENSGÅRD. Ja, es ist e i n e bestimmte Sache. Nur e i n e. Aber d i e könnte eine mehr als schlimme Wendung nehmen, wenn boshafte Gegner davon Wind bekämen.

ROSMER. Wollen Sie mir nicht bitte sagen, was das sein könnte?

MORTENSGÅRD. Erraten Sie es nicht selbst, Herr Pastor?

ROSMER. Nein, wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung.

MORTENSGÅRD. Na, dann muß ich ja wohl damit herausrücken. — Ich habe einen seltsamen Brief in Verwahrung, der hier auf Rosmersholm geschrieben ist.

ROSMER. Fräulein Wests Brief, meinen Sie? Ist der so seltsam?

MORTENSGÅRD. Nein, der Brief ist nicht seltsam. Aber ich habe einmal einen andern Brief aus diesem Haus bekommen.

ROSMER. Auch von Fräulein West?

MORTENSGÅRD. Nein, Herr Pastor.

ROSMER. Nun, von wem denn? Von wem?

MORTENSGÅRD. Von Ihrer seligen Frau.

ROSMER. Von meiner Frau! Sie haben einen Brief von meiner Frau bekommen?

MORTENSGÅRD. Ja, das habe ich.

ROSMER. Wann?

MORTENSGÅRD. Es war in der letzten Lebenszeit der Seligen. Es mag nun wohl so etwa anderthalb Jahre hersein. Und der Brief, der ist seltsam.

ROSMER. Sie wissen wohl, daß meine Frau damals gemütskrank war.

MORTENSGÅRD. Ja, ich weiß, es gab viele, die das glaubten. Aber ich meine, dem Brief konnte man so etwas nicht anmerken. Wenn ich sage, der Brief war seltsam, so meine ich das in anderer Beziehung.

ROSMER. Und wie in aller Welt konnte es meiner armen Frau nur einfallen, Ihnen zu schreiben?

MORTENSGÅRD. Ich habe den Brief zu Hause. Sie beginnt ungefähr so: sie lebe in großer Angst und Sorge. Denn es gäbe hier zu Lande so viele schlechte Menschen, schreibt sie. Und diese Menschen dächten nur daran, Ihnen Verdruß zu bereiten und Schaden zuzufügen.

ROSMER. Mir?

MORTENSGÅRD. Ja, so sagt sie. Und nun kommt das Seltsamste. Soll ich es sagen, Herr Pastor?

ROSMER. Ja gewiß! Alles! Ohne Vorbehalt.

MORTENSGÅRD. Die Selige bittet und fleht mich an, großmütig zu sein. Sie wüßte, — schreibt sie, — daß Sie es gewesen sind, Herr Pastor, der meine Entfernung vom Lehramt durchgesetzt hat. Und dann bittet sie mich inständig, mich nicht zu rächen.

ROSMER. Womit, glaubte sie denn, könnten Sie sich rächen?

MORTENSGÅRD. Es stand in dem Brief: sollte ich von Gerüchten hören, daß auf Rosmersholm sündige Dinge im Schwange wären, so dürfte ich dem keinen Glauben schenken. Denn nur schlechte Menschen streuten so etwas aus, um Sie unglücklich zu machen.

ROSMER. Das steht in dem Briefe!

MORTENSGÅRD. Sie können ihn bei Gelegenheit selbst lesen, Herr Pastor.

ROSMER. Aber ich begreife nicht —! Die bösen Gerüchte so wie sie in ihrer Einbildung bestanden, — worauf sollten die denn hinauslaufen?

MORTENSGÅRD. Erstens, daß Sie von Ihrem Kinderglauben abgefallen wären, Herr Pastor. Das leugnete Ihre Frau mit aller Entschiedenheit — damals. Und ferner — hm —

ROSMER. Ferner?

MORTENSGÅRD. Ja, ferner schreibt sie, — und das ist ziemlich verworren, — ihr wäre von einem sündigen Verhältnis auf Rosmersholm nichts bekannt. Nie sei ein Unrecht an ihr begangen worden. Und wenn derlei Gerüchte dennoch verbreitet werden sollten, so flehte sie mich an, das im „Blinkfeuer" nicht zu berühren.

ROSMER. War kein Name genannt?

MORTENSGÅRD. Nein.

ROSMER. Wer hat Ihnen den Brief gebracht?

MORTENSGÅRD. Ich habe versprochen, es nicht

zu sagen! Er wurde eines Tages in der Dämmerung mir ins Haus gebracht.

ROSMER. Hätten Sie sich gleich erkundigt, so hätten Sie erfahren, daß meine arme unglückliche Frau nicht ganz zurechnungsfähig war.

MORTENSGÅRD. Ich h a b e mich erkundigt, Herr Pastor. Aber ich muß sagen, daß ich einen solchen Eindruck nicht empfangen habe.

ROSMER. Nicht? — Aber warum machen Sie mich jetzt eigentlich mit diesem alten, konfusen Brief bekannt?

MORTENSGÅRD. Um Ihnen den Rat zu geben, äußerst vorsichtig zu sein, Herr Pastor.

ROSMER. In meinem Lebenswandel, meinen Sie?

MORTENSGÅRD. Ja. Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie fortan kein geweihter Mann mehr sind.

ROSMER. Sie bleiben also dabei, daß es hier etwas zu verbergen gibt?

MORTENSGÅRD. Ich weiß nicht, weshalb ein freier Mann nicht das Recht hätte, sein Leben voll auszuleben. Aber wie gesagt, seien Sie von heut an vorsichtig. Sollte irgend was in die Öffentlichkeit dringen, das den Vorurteilen zuwiderläuft, so können Sie sicher sein, die ganze freie Geistesrichtung muß es ausbaden. Adieu, Herr Pastor.

ROSMER. Adieu.

MORTENSGÅRD. Und nun gehe ich gleich in die Druckerei und setze die große Neuigkeit ins „Blinkfeuer".

ROSMER. Setzen Sie alles hinein.

MORTENSGÅRD. Ich setze nicht mehr hinein, als die guten Leute zu wissen brauchen.

Er grüßt und geht. Rosmer bleibt in der Tür stehen, während Mortensgård die Treppe hinunter geht. Man hört, wie die Haustür geschlossen wird.

ROSMER in der Tür, ruft mit gedämpfter Stimme: Rebekka! Re —. Hm. Laut. Madam Helseth, ist Fräulein West nicht unten?

MADAM HELSETH. Man hört sie unten im Vorzimmer. Nein, Herr Pastor, hier ist sie nicht. Der Vorhang im Hintergrund wird zur Seite geschoben. Rebekka erscheint in der Türöffnung.

REBEKKA. Rosmer!

ROSMER dreht sich um. Was! Du warst drin in meinem Schlafzimmer? Meine Liebe, was hast Du da gemacht?

REBEKKA geht zu ihm hin. Ich habe gehorcht.

ROSMER. Nein, aber Rebekka, wie konntest Du nur?

REBEKKA. Nun ja — warum nicht. Es klang so häßlich, — was er da von meinem Morgenrock sagte —

ROSMER. So? Du warst also auch drin, als Kroll —?

REBEKKA. Ja. Ich wollte wissen, was er im Schilde führte.

ROSMER. Das hätte ich Dir ja doch erzählt.

REBEKKA. Schwerlich hättest Du mir alles erzählt. Und sicher nicht mit seinen eigenen Worten.

ROSMER. Du hast alles gehört?

REBEKKA. Das meiste, denke ich. Wie Mortensgård kam, da mußte ich auf einen Augenblick hinunter.

ROSMER. Und dann bist Du wieder gekommen —

REBEKKA. Sei mir deshalb nicht böse, lieber Freund.

ROSMER. Tu ganz, was Du für recht und richtig hältst. Du hast ja doch Deine volle Freiheit. — Aber was sagst Du nun, Rebekka —? Ach, nie, meine ich, war ich so auf Dich angewiesen wie jetzt.

REBEKKA. Wir beide waren doch auf das vorbereitet, was einmal kommen mußte.

ROSMER. Nein, nein, — auf d a s nicht.

REBEKKA. Auf d a s nicht?

ROSMER. Ich konnte mir schon denken, daß früher oder später einmal unser schönes, reines Freundschaftsverhältnis beschmutzt und verdächtigt werden würde. Aber nicht von Kroll. Von ihm hätte ich so was nimmermehr erwartet. Nur von dieser rohen und niedrig gesinnten Gesellschaft. O ja, — ich hatte schon meine

guten Gründe, wenn ich unsern Bund so eifersüchtig vor den Augen der Welt verbarg. Es war ein gefährliches Geheimnis.

REBEKKA. Ach, was schert uns denn das Urteil dieser anderen! Wir sind uns ja selbst bewußt, daß wir ohne Schuld sind.

ROSMER. Ich? Ohne Schuld? Ja, das glaubte ich freilich auch — bis zu dieser Stunde. Aber jetzt, — jetzt, Rebekka —

REBEKKA. Nun, — jetzt?

ROSMER. Wie soll ich mir Beatens entsetzliche Anklage erklären?

REBEKKA ungestüm. Ach, sprich nicht von Beate. Denk nicht mehr an Beate! Nun warst Du doch so schön losgekommen von ihr, der Toten.

ROSMER. Seit ich d a s da erfahren habe, ist sie gewissermaßen wieder unheimlich lebendig geworden.

REBEKKA. Nein, — nicht doch, Rosmer! Nicht doch!

ROSMER. Doch, sage ich Dir. Wir müssen der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wie ist Beate in dieses unselige Mißverständnis hineingeraten?

REBEKKA. Du fängst doch wohl nicht selbst an zu zweifeln, daß sie so gut wie irrsinnig war?

ROSMER. O ja, Du! Eben davon bin ich nicht mehr so ganz fest überzeugt. Und außerdem, — wenn es der Fall war —

REBEKKA. Wenn es der Fall war? — Und was dann?

ROSMER. Ich meine, — wo sollen wir dann die eigentliche Ursache dafür suchen, daß die kränkliche Beschaffenheit ihres Gemüts in Irrsinn überging?

REBEKKA. Ach! was hilft es denn, daß Du Dich unablässig in solche Grübeleien verlierst!

ROSMER. Ich kann nicht anders, Rebekka. Ich kann diese quälenden Zweifel nicht los werden, so gern ich auch will.

REBEKKA. Aber es kann doch gefährlich werden, — wenn man so ewig um diesen einen trostlosen Gedanken herumschwirrt.

ROSMER geht unruhig und gedankenvoll umher. Ich muß mich auf irgend eine Art selbst verraten haben. Sie muß bemerkt haben, wie glücklich ich mich von dem Augenblick an gefühlt habe, da D u zu uns kamst.

REBEKKA. Nun ja, lieber Freund, und wenn es nun so wäre —!

ROSMER. Du sollst sehen, — es ist ihr nicht entgangen, daß wir dieselben Bücher lasen. Daß wir einander suchten und von den vielen neuen Dingen sprachen. Aber ich begreife es nicht! Denn ich war doch so eifrig auf ihre Schonung bedacht. Wenn ich zurückdenke, so ist mir, als hätte ich sie um mein Leben nicht an unseren Angelegenheiten teilnehmen lassen mögen. Oder war das nicht der Fall, Rebekka?

REBEKKA. O freilich war es das!

ROSMER. Und bei Dir auch. — Und dennoch —! Ach! der Gedanke daran ist furchtbar! So ist sie also hier umhergegangen, — diese Frau, — mit ihrer leidenden Liebe, — und hat geschwiegen und geschwiegen, und uns beobachtet, — und alles bemerkt und, — und alles mißverstanden.

REBEKKA ringt die Hände. Ach, wäre ich doch nie nach Rosmersholm gekommen!

ROSMER. Ach, wenn man sich vorstellt, was sie in der Stille gelitten hat! Was für scheußliche Dinge mag sie sich in ihrem kranken Hirn zurechtgelegt und uns zum Vorwurf gemacht haben! — Hat sie zu Dir irgend eine Äußerung getan, die Dir etwas wie einen Fingerzeig hätte geben können?

REBEKKA wie aufgescheucht. Zu mir! Glaubst Du, ich wäre dann auch nur e i n e n Tag länger hier geblieben?

ROSMER. Nein, nein, selbstverständlich. — O, was für einen Kampf muß sie gekämpft haben. Und allein gekämpft haben, Rebekka! Verzweifelt und ganz allein.

— Und dann schließlich — ergreifend und anklagend — dieser Sieg — im Mühlengraben! — Er wirft sich in den Stuhl am Schreibtisch, stützt die Ellenbogen auf den Tisch und vergräbt sein Gesicht in den Händen.

REBEKKA nähert sich ihm vorsichtig von hinten. Nun hör' mich mal an, Rosmer. Wenn es in Deiner Macht stände, Beate zurückzurufen — zu Dir — nach Rosmersholm, — würdest Du es dann tun?

ROSMER. Ach, was weiß ich, was ich tun oder nicht tun würde. Ich habe für nichts anderes Gedanken als für das Eine, — das unwiderruflich ist.

REBEKKA. Jetzt solltest Du zu leben anfangen, Rosmer, Du warst schon im Begriff. Du hattest Dich ganz frei gemacht — nach allen Seiten. Du fühltest Dich so froh und so leicht —

ROSMER. Ach ja, — das tat ich wirklich. — Und nun kommt diese drückende Last.

REBEKKA hinter ihm mit den Armen auf der Stuhllehne. Wie schön war es, wenn wir in der Dämmerung unten in der Stube saßen und einander halfen, die neuen Lebenspläne zu entwerfen. Du wolltest in das lebendige Leben eingreifen, — in das lebendige Leben des Tages, — wie Du sagtest. Du wolltest wie ein befreiender Gast von Heim zu Heim ziehen. Wolltest die Geister und die Willen Dir gewinnen. Adelsmenschen schaffen rings umher, — in weiten und immer weiteren Kreisen. Adelsmenschen.

ROSMER. Frohe Adelsmenschen.

REBEKKA. Ja — frohe.

ROSMER. Denn es ist die Freude, die die Geister adelt, Rebekka.

REBEKKA. Und meinst Du — nicht auch der Schmerz? Der große Schmerz?

ROSMER. Ja, — wenn man durch ihn hindurch könnte. Über ihn hinweg. Ganz über ihn hinweg.

REBEKKA. Und das mußt Du.

ROSMER schüttelt wehmütig den Kopf. Darüber komme ich niemals hinweg — ganz hinweg nie. Immer wird

ein Zweifel zurückbleiben. Eine Frage. Ich werde nie mehr in d e m Gefühl schwelgen können, das das Leben so wunderbar schön macht.

REBEKKA über der Stuhllehne, leiser. Was meinst Du damit, Rosmer?

ROSMER sieht zu ihr auf. Die stille, frohe Schuldlosigkeit.

REBEKKA tritt einen Schritt zurück. Ja. Die Schuldlosigkeit.

Kurze Pause.

ROSMER stützt die Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in der Hand, und blickt vor sich hin. Und wie sie verstanden hat, zu kombinieren. Wie systematisch sie Glied an Glied gereiht hat! Erst nährt sie leise Zweifel an meiner Rechtgläubigkeit —. Wie konnte sie nur damals auf s o etwas verfallen. Aber sie verfiel darauf. Und dann wuchs der Zweifel zur Gewißheit. Und dann, — ja, dann war es ihr ja eine Leichtigkeit, alles andere für denkbar zu halten. Richtet sich im Stuhl auf und fährt sich mit den Händen durchs Haar. O, alle diese wüsten Vorstellungen! Ich kann sie nie wieder los werden. Das fühle ich wohl. Ich weiß es. Ehe man sich dessen versieht, kommen sie dahergestürmt und erinnern an die Tote!

REBEKKA. Wie das weiße Roß auf Rosmersholm!

ROSMER. Genau so. Dahersausend in der Dunkelheit. In der Stille.

REBEKKA. Und dieses unseligen Hirngespinstes wegen willst Du dem lebendigen Leben entsagen, in das Du eben erst eingegriffen hast?

ROSMER. Du hast recht, es ist hart. Hart, Rebekka. Aber eine Wahl steht mir nicht frei. Wie sollte ich wohl d a rüber hinwegkommen können.

REBEKKA hinter dem Stuhl. Indem Du Dir neue Verhältnisse schaffst.

ROSMER stutzt, sieht auf. Neue Verhältnisse?

REBEKKA. Ja, neue Verhältnisse zur umgebenden Welt. Lebe, wirke, handle. Sitz nicht da und grüble und brüte über unlösbare Rätsel.

ROSMER steht auf. Neue Verhältnisse! Geht durchs Zimmer, bleibt an der Tür stehen und kommt dann zurück. Eine Frage fällt mir ein. Hast Du Dir nicht auch die Frage gestellt, Rebekka?

REBEKKA atmet mühsam. Laß mich — hören — was das für ein Frage ist.

ROSMER. Wie, meinst Du, wird sich unser Verhältnis fortan gestalten?

REBEKKA. Ich denke, unsere Freundschaft wird schon standhalten — allem, was da kommen mag.

ROSMER. Nun, so meinte ich es gerade nicht. Aber das, was uns von Anfang an zusammengeführt — das, was uns so fest miteinander verknüpft hat, — unser gemeinsamer Glaube an ein reines Zusammenleben von Mann und Weib —

REBEKKA. Nun ja, — und?

ROSMER. Ich meine, ein solches Verhältnis also — wie das unsere, — eignet sich das nicht zunächst für ein Leben, das man in stillem, glücklichem Frieden führt —?

REBEKKA. Nun und weiter —?

ROSMER. Doch jetzt tut sich mir ein Leben auf voll Kampf und Unruhe und heftiger Gemütsbewegungen. Denn, Rebekka, ich will es leben, mein Leben! Ich lasse mich nicht von unheimlichen Möglichkeiten zu Boden werfen. Ich lasse mir meinen Lebensweg nicht vorschreiben, weder von Lebenden noch — von anderen.

REBEKKA. Nein, nein — duld' es nicht! Sei ganz und gar ein freier Mann, Rosmer!

ROSMER. Aber weißt Du, was mir da in den Sinn kommt? Weißt Du es nicht? Siehst Du nicht, wie ich am besten Erlösung finden kann von diesen quälenden Erinnerungen, — von der ganzen traurigen Vergangenheit?

REBEKKA. Nun?

ROSMER. Indem ich ihr eine neue, lebendige Wirklichkeit entgegenstelle.

REBEKKA greift nach der Stuhllehne. Eine lebendige —? Was — heißt das?

ROSMER geht näher. Rebekka, — wenn ich Dich nun fragte — willst Du meine zweite Frau werden?

REBEKKA, einen Augenblick sprachlos, jubelt auf. Deine Frau! Deine —! Ich!

ROSMER. Gut. Versuchen wir's. Wir beide wollen eins sein. Der Platz, den die Tote hier gelassen, darf nicht länger leer stehen.

REBEKKA. Ich — an Beatens Stelle —!

ROSMER. Dann ist sie aus der Welt. Ganz und gar. Für alle Ewigkeit!

REBEKKA leise und bebend. Glaubst Du das, Rosmer?

ROSMER. Es muß sein! Es muß! Ich kann — ich will nicht durchs Leben gehen mit einer Leiche auf dem Rücken. Hilf mir sie abwerfen, Rebekka. Und laß uns denn alle Erinnerungen in der Freiheit, der Freude, der Leidenschaft ersticken. Für mich wirst Du die einzige Frau sein, die ich je gehabt habe.

REBEKKA sich beherrschend. Komm darauf nie wieder zurück. Ich werde nie Deine Frau.

ROSMER. Was! Nie! Ach, Du meinst wohl, Du könntest nicht Liebe für mich haben? Ist denn nicht schon ein Funken Liebe in unserer Freundschaft?

REBEKKA hält sich wie erschrocken die Ohren zu. Halt ein, Rosmer! Sag' so etwas nicht!

ROSMER ergreift ihren Arm. Doch, doch — es ist der Keim einer Möglichkeit in unserem Verhältnis. O, ich sehe Dir an, daß auch Du das empfindest. Nicht wahr, Rebekka?

REBEKKA wieder bestimmt und gefaßt. Hör' mich an. Das sage ich Dir, — wenn Du so fortfährst — dann verlasse ich Rosmersholm.

ROSMER. Verlassen! Du! Das kannst Du nicht. Das ist unmöglich.

REBEKKA. Noch unmöglicher ist es, daß ich Deine Frau werde. Nie und nimmer kann ich das werden.

ROSMER sieht sie verblüfft an. Du sagst „kann". Und das sagst Du so seltsam. Warum kannst Du nicht?

REBEKKA ergreift seine beiden Hände. Lieber Freund, — um Deinet- und um meinetwillen — frage nicht, warum. Läßt ihn los. So, Rosmer.

Geht zur Tür links.

ROSMER. Fortan gibt es für mich nur noch die eine Frage — warum?

REBEKKA wendet sich um und blickt ihn an. Dann ist es aus.

ROSMER. Zwischen Dir und mir?

REBEKKA. Ja.

ROSMER. Nie wird es zwischen uns beiden aus sein. Nie verläßt Du Rosmersholm.

REBEKKA mit der Hand auf der Türklinke. Nein, das vielleicht nicht. Aber dringst Du in mich mit Fragen, so ist es gleichwohl aus.

ROSMER. Gleichwohl aus? Wieso —?

REBEKKA. Ja, — dann gehe ich den Weg, den Beate gegangen ist. — Nun weißt Du es, Rosmer.

ROSMER. Rebekka —!

REBEKKA in der Tür, nickt langsam. Nun weißt Du es.

Sie geht.

ROSMER starrt wie vor den Kopf geschlagen auf die geschlossene Tür und sagt dann vor sich hin: Was — ist — das?

DRITTER AKT

Wohnstube auf Rosmersholm. Das Fenster und die Wohnstubentür stehen offen. Die Vormittagssonne scheint draußen.

Rebekka, angezogen wie im ersten Akt, steht am Fenster, begießt die Blumen und macht sich sonst mit ihnen zu schaffen. Ihr Häkelzeug liegt im Lehnstuhl. Madam Helseth geht mit einem Federbesen umher und reinigt die Möbel.

REBEKKA nach einer Pause. Merkwürdig, wie lange der Herr Pastor heut oben bleibt.

MADAM HELSETH. Ach, das tut er ja oft. Aber nun muß er ja doch bald herunter kommen.

REBEKKA. Haben Sie etwas von ihm gesehen?

MADAM HELSETH. Eben nur so viel. Wie ich mit dem Kaffee hinaufkam, da ging er in sein Schlafzimmer und kleidete sich an.

REBEKKA. Ich frage, weil er gestern nicht ganz wohl war.

MADAM HELSETH. Ja, das sah man ihm an. Ich möchte man bloß wissen, ob zwischen seinem Schwager und ihm irgend etwas los ist?

REBEKKA. Was sollte das nach Ihrer Meinung wohl sein?

MADAM HELSETH. Kann ich das wissen? Vielleicht ist es dieser Herr Mortensgård, der die beiden gegeneinander aufgehetzt hat.

REBEKKA. Das ist schon möglich. — Kennen Sie diesen Peder Mortensgård näher?

MADAM HELSETH. I bewahre! Wie können Sie nur so etwas denken, Fräulein? So einen, wie der ist!

REBEKKA. Meinen Sie, weil er die garstige Zeitung herausgibt?

MADAM HELSETH. Nicht deswegen bloß. — Fräulein haben doch wohl gehört, daß er ein Kind mit einer verheirateten Frau hatte, der der Mann durchgebrannt war?

REBEKKA. Ich habe so etwas gehört. Aber das war wohl lange, bevor ich hierher kam.

MADAM HELSETH. Ja, du lieber Himmel, er

war damals noch so jung. Und sie hätte gescheiter sein sollen als er. Er wollte sie doch auch heiraten. Aber dazu konnte er nicht den Konsens kriegen. Und dann hat er schwer genug dafür büßen müssen. — Seitdem aber hat sich dieser Mortensgård herausgemacht — wahrhaftigen Gott! Es gibt gar viele, die den Mann suchen.

REBEKKA. Die meisten kleinen Leute wenden sich am liebsten an ihn, wenn irgend etwas los ist.

MADAM HELSETH. Na, es dürften wohl auch noch andere sein als bloß die kleinen Leute —

REBEKKA blickt sie verstohlen an. So?

MADAM HELSETH am Sofa, stäubt ab und fegt eifrig. Es dürften Leute sein, von denen man es am allerwenigsten denken sollte, Fräulein.

REBEKKA macht sich bei den Blumen zu schaffen. Das ist doch wohl nur eine Vermutung von Ihnen, Madam Helseth. Denn S i e können doch so etwas nicht so bestimmt wissen.

MADAM HELSETH. Fräulein meinen also, ich kann das nicht wissen? Und o b ich das kann! Denn ich, — wenn es nun doch schon einmal heraus soll— , ich bin selber einmal mit einem Brief bei Mortengård gewesen.

REBEKKA dreht sich um. So? — Wirklich?

MADAM HELSETH. Allerdings bin ich das. Und der Brief, der war Ihnen hier auf Rosmersholm geschrieben.

REBEKKA. In der Tat, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Wahrhaftigen Gott, ja! Und auf feinem Papier war er geschrieben. Und mit feinem, rotem Lack war er gesiegelt.

REBEKKA. Und S i e bekamen den Auftrag, damit hinzugehen? Ja, meine liebe Madam Helseth, dann ist es ja wohl nicht schwer zu erraten, von wem der Brief war.

MADAM HELSETH. Na?

REBEKKA. Natürlich hat das die arme Frau Rosmer in ihrem kranken Zustand — —

MADAM HELSETH. Das sagen Fräulein, nicht ich.

REBEKKA. Aber was stand denn in dem Brief? Ach, es ist ja wahr — das können Sie nicht wissen.

MADAM HELSETH. Hm! Es könnte schon sein, daß ich es doch wüßte.

REBEKKA. Hat sie Ihnen gesagt, was sie geschrieben hat?

MADAM HELSETH. Nein, das gerade nicht. Aber als er, der Mortensgård, ihn gelesen hatte, da fing er an, mich so auszufragen, die kreuz und quer, daß ich schon erraten konnte, was drin stand.

REBEKKA. Was, glauben Sie denn, stand drin? Ach, liebste, beste Madam Helseth, sagen Sie es mir doch!

MADAM HELSETH. Nee, Fräulein, — um keinen Preis der Welt.

REBEKKA. Ach, mir können Sie es doch sagen. Wir zwei sind doch so gute Freunde.

MADAM HELSETH. I Gott bewahre, wie werde ich Ihnen denn so etwas sagen, Fräulein. Ich kann nur sagen, daß es was Garstiges war, das sie der armen kranken Frau eingeredet hatten.

REBEKKA. Wer hatte ihr es denn eingeredet?

MADAM HELSETH. Schlechte Menschen, Fräulein West! Schlechte Menschen.

REBEKKA. Schlechte —?

MADAM HELSETH. Ja. Das sage ich noch mal. Ganz schlechte Menschen müssen es gewesen sein.

REBEKKA. Und wer, glauben Sie, könnte das gewesen sein?

MADAM HELSETH. Ach, ich weiß, was ich zu glauben habe. Aber Gott bewahre meine Zunge. Da in der Stadt, da ist eine gewisse Frau — hm!

REBEKKA. Ich kann Ihnen ansehen, Sie meinen Frau Kroll.

MADAM HELSETH. Ja, die hat es hinter den Ohren! Mir gegenüber hat sie sich immer so mausig gemacht. Und Sie waren ihr auch immer ein Dorn im Auge.

REBEKKA. Meinen Sie, Frau Rosmer war bei vollem Verstande, als sie den Brief an Mortensgård schrieb?

MADAM HELSETH. Mit dem Verstand, damit ist es so eine Sache, Fräulein. Ganz von Sinnen, glaube ich, war sie nicht.

REBEKKA. Aber sie war doch wie vor den Kopf geschlagen, als sie hörte, daß sie keine Kinder bekommen könnte. Und d a nach trat der Irrsinn zu Tage.

MADAM HELSETH. Ja, d a s hat sie schwer getroffen, die arme Frau.

REBEKKA nimmt das Häkelzeug und setzt sich auf den Stuhl am Fenster. Übrigens — meinen Sie nicht auch, es war im Grunde ein Glück für den Herrn Pastor, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Was, Fräulein?

REBEKKA. Daß keine Kinder da sind. Wie?

MADAM HELSETH. Hm! Ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll.

REBEKKA. Ja, Sie können es mir glauben. Es war für ihn das beste. Der Pastor Rosmer ist nicht dazu geschaffen, das ewige Kindergeschrei mitanzuhören.

MADAM HELSETH. Die kleinen Kinder schreien nicht auf Rosmersholm, Fräulein.

REBEKKA sieht sie an. Schreien nicht?

MADAM HELSETH. Nein. Hier auf dem Gut hatten die kleinen Kinder nie die Gewohnheit zu schreien, — so lange die Leute denken können.

REBEKKA. Das ist aber doch merkwürdig.

MADAM HELSETH. Ja, ist das nicht merkwürdig? Aber das liegt in der Familie. Und dann ist n o c h eine merkwürdige Sache. Wenn sie größer werden, dann lachen sie nie. In ihrem ganzen Leben lachen sie nicht.

REBEKKA. Das ist aber doch seltsam —

MADAM HELSETH. Haben Sie auch nur ein einziges Mal den Herrn Pastor lachen gehört oder gesehen, Fräulein?

REBEKKA. Nein, — wenn ich nachdenke, dann

glaube ich fast, Sie haben Recht. Aber die Menschen hier in der Gegend, scheint mir, lachen im allgemeinen nicht viel.

MADAM HELSETH. Das tun sie auch nicht. Auf Rosmersholm, sagen die Leute, hat es angefangen. Und dann hat es sich wohl wie eine Art Seuche verbreitet.

REBEKKA. Sie sind mir eine nachdenkliche Frau, Madam Helseth.

MADAM HELSETH. Ach, machen Sie sich doch nicht über mich lustig, Fräulein — horcht. Pst, pst, — jetzt kommt der Herr Pastor herunter. Er kann den Federbesen in der Stube nicht leiden. Sie geht hinaus durch die Tür rechts.

Rosmer, Hut und Stock in der Hand, kommt durch das Vorzimmer herein.

ROSMER. Guten Morgen, Rebekka.

REBEKKA. Guten Morgen, mein Freund. Pause; häkelt. Willst Du ausgehen?

ROSMER. Ja.

REBEKKA. Das Wetter ist auch so schön.

ROSMER. Du warst heute Morgen nicht bei mir oben.

REBEKKA. Nein, — allerdings nicht. Heut nicht.

ROSMER. Kommst Du auch in Zukunft nicht?

REBEKKA. Ach, Du, ich weiß noch nicht.

ROSMER. Ist etwas für mich gekommen?

REBEKKA. Die „Amtszeitung“ ist gekommen.

ROSMER. Die „Amtszeitung“ —!

REBEKKA. Sie liegt da auf dem Tisch.

ROSMER legt Hut und Stock fort. Steht etwas drin —?

REBEKKA. Ja.

ROSMER. Und da schickst Du sie mir nicht herauf —

REBEKKA. Du bekommst es noch früh genug zu lesen.

ROSMER. Nun ja. Nimmt das Blatt und liest am Tische stehend. Was! — — „kann nicht genug vor charakterlosen Überläufern warnen“ — sieht sie an. Sie nennen mich einen Überläufer, Rebekka.

REBEKKA. Es ist kein Name genannt.

ROSMER. Das ist doch einerlei. Liest weiter. —„heimliche Verräter an der guten Sache" —. „Judasnaturen, die ihren Abfall frech bekennen, sobald sie glauben, daß der günstige und — profitabelste Zeitpunkt gekommen ist". „Rücksichtsloses Attentat auf das Andenken ehrwürdiger Ahnen" —. — „in Erwartung, daß die Machthaber des Augenblicks mit einer passenden Belohnung nicht zurückhalten werden." Legt die Zeitung auf den Tisch. Und das schreiben sie über mich! Und das alles glauben sie doch selbst nicht. Und obwohl sie wissen, daß kein wahres Wort daran ist, — sie schreiben's doch!

REBEKKA. Es steht noch mehr da.

ROSMER nimmt die Zeitung wieder. — „als Entschuldigung der Mangel an Urteil, — verderblicher Einfluß, — der sich vielleicht auch auf ein Gebiet erstreckt, das wir vorläufig nicht zum Gegenstand öffentlicher Besprechung machen wollen" — sieht sie an. Was ist das?

REBEKKA. Das geht auf mich, kannst Du Dir wohl denken.

ROSMER legt die Zeitung fort. Rebekka, — das ist die Handlungsweise unehrlicher Männer.

REBEKKA. Ja, mir scheint, die haben Mortensgård nichts vorzuwerfen.

ROSMER auf und ab gehend. Hier ist ein Werk der Rettung zu leisten. Alles, was gut ist im Menschen, geht zu Grunde, wenn das so weiter gehen darf. Aber das soll es nicht! O, wie froh, — wie froh wäre ich, könnte ich ein wenig Licht bringen in das Düster dieser Abscheulichkeiten.

REBEKKA steht auf. Ja, nicht wahr? Das wäre eine große und herrliche Lebensaufgabe für Dich!

ROSMER. Denk nur, wenn ich sie zur Selbsterkenntnis auferwecken könnte. Wenn ich sie dahin bringen könnte, daß sie bereuen und sich vor sich selbst schämen. Wenn ich erreichen könnte, daß sie sich einander nähern in Verträglichkeit, — in Liebe, Rebekka.

REBEKKA. Ja, setz' nur alle Kräfte d a für ein, und Du wirst sehen, Du gewinnst.

ROSMER. Ich glaube, es müßte gelingen. Ach, was für eine Lust wäre es dann, zu leben. Kein haßerfüllter Streit mehr. Nur Wettstreit. Aller Augen gerichtet auf das eine Ziel. Jeder Wille, jeder Sinn vorwärts strebend, — empor, — ein jeglicher auf seinem eigenen, naturnotwendigen Wege. Das Glück aller, — geschaffen durch alle. Sieht zufällig hinaus, schrickt zusammen und sagt schwermütig: Ah! Nicht durch mich.

REBEKKA. Nicht —? Nicht durch Dich?

ROSMER. Und auch nicht f ü r m i c h.

REBEKKA. Ach, Rosmer, laß doch solche Zweifel nicht in Dir aufkommen.

ROSMER. Glück, — liebe Rebekka, — Glück ist zuerst und vor allen Dingen das stille, frohe, sichere Gefühl der Schuldlosigkeit.

REBEKKA sieht vor sich hin. Ja, die Schuld —.

ROSMER. Ach, das kannst Du gar nicht so recht beurteilen. Aber ich —

REBEKKA. Du am wenigsten!

ROSMER zeigt zum Fenster hinaus. Der Mühlenbach!

REBEKKA. Ach, Rosmer —!

M a d a m H e l s e t h sieht durch die Tür rechts herein.

MADAM HELSETH. Fräulein!

REBEKKA. Später, später. Jetzt nicht.

MADAM HELSETH. Nur ein Wort, Fräulein.

Rebekka geht zur Tür. Madam Helseth teilt ihr etwas mit. Sie flüstern eine Weile zusammen. Madam Helseth nickt und geht.

ROSMER unruhig. War es etwas für mich?

REBEKKA. Nein, bloß häusliche Angelegenheiten. — Du solltest jetzt einen Spaziergang in der frischen Luft machen, lieber Rosmer. Jawohl, einen tüchtigen Spaziergang.

ROSMER nimmt den Hut. Ja, komm. Machen wir ihn zusammen.

REBEKKA. Nein, mein Lieber, ich kann jetzt nicht. Du mußt allein gehen. Nun suche aber auch die trübseligen Gedanken loszuwerden. Versprich mir das.

ROSMER. Die werde ich wohl nie wieder los, — das fürchte ich.

REBEKKA. Daß etwas so Grundloses aber auch solche Macht über Dich erlangen kann —!

ROSMER. Es ist eben nicht so grundlos, — leider. Die ganze Nacht habe ich gelegen und über das Ganze nachgesonnen. Beate hat am Ende doch richtig gesehen.

REBEKKA. Worin, meinst Du?

ROSMER. Richtig gesehen, als sie glaubte, ich liebte Dich, Rebekka.

REBEKKA. Richtig gesehen — d a rin!

ROSMER legt den Hut auf den Tisch. Die Frage beschäftigt mich unausgesetzt, — ob wir beide uns nicht die ganze Zeit selbst betrogen haben — wenn wir unser Verhältnis Freundschaft nannten.

REBEKKA. Meinst Du am Ende, man hätte es ebensogut nennen können ein —

ROSMER. — Liebesverhältnis. Ja, das meine ich. Schon als Beate noch lebte, warst Du es, der alle meine Gedanken gehörten. Nach Dir, und nur nach Dir stand mein Sehnen. Bei Dir, und nur bei Dir empfand ich jene stille, frohe, wunschlose Glückseligkeit. Wenn wir es uns recht überlegen, Rebekka, — so hat unser Zusammenleben wie eine süße, heimliche Kinderliebschaft angefangen. Ohne Wunsch und ohne Träume. Hattest Du nicht dieselbe Empfindung? Sag' mir das.

REBEKKA kämpft mit sich. Ach, — ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll.

ROSMER. Und dieses Leben, das wir innerlich mit einander und für einander führten, das haben wir für Freundschaft gehalten. Nein, Du, — unser Verhältnis ist eine geistige Ehe gewesen — vielleicht schon von den ersten Tagen an. Darum ist eine Schuld auf meiner

Seite. Ich hatte kein Recht dazu, — ich durfte es nicht Beatens wegen.

REBEKKA. Durftest nicht glücklich sein? Ist das Deine Meinung, Rosmer?

ROSMER. Sie sah unser Verhältnis mit den Augen ihrer Liebe an. Beurteilte unser Verhältnis nach der Art ihrer Liebe. Natürlich, Beate konnte nicht anders urteilen, als sie getan hat.

REBEKKA. Aber wie kannst Du Dich selbst verantwortlich machen für Beatens Irrtum!

ROSMER. Aus Liebe zu mir, — wie sie es verstand — ging sie in den Mühlengraben. Die Tatsache steht fest, Rebekka. Und darüber komme ich niemals hinweg!

REBEKKA. Ach, so denke doch an nichts anderes als an die schöne, große Aufgabe, für die Du Dein Leben eingesetzt hast.

ROSMER schüttelt den Kopf. Du, — die wird sich gewiß nie durchführen lassen. Nicht von mir. Nach dem, was ich jetzt weiß.

REBEKKA. Warum nicht von Dir?

ROSMER. Weil der Sieg nie einer Sache werden kann, die ihren Ursprung in der Schuld hat.

REBEKKA impulsiv. O! das sind die Zweifel — Beängstigungen — Skrupel, die alle ein Erbstück der Familie sind. Man erzählt sich hier, die Toten kämen zurück als stürmende weiße Rosse! Mir scheint, dies ist so etwas.

ROSMER. Sei es, was es will. Was hilft es, wenn ich nun doch nicht davon loskommen kann? Und Du kannst mir glauben, Rebekka, es ist, wie ich sage. Die Sache, die zu dauerndem Sieg geführt werden soll, — darf nur von einem frohen und schuldlosen Manne vertreten werden.

REBEKKA. Ist die Freude Dir denn so ganz unentbehrlich, Rosmer?

ROSMER. Die Freude? Ja, Du, — das ist sie.

REBEKKA. Dir, der nie lachen kann?

ROSMER. Gleichwohl. Glaub' mir, ich habe große Anlagen zum Fröhlichsein.

REBEKKA. Nun sollst Du aber gehen, mein Lieber. Weit — recht weit gehen. Hörst Du? — So, da ist Dein Hut. Und da hast Du den Stock.

ROSMER nimmt beides. Danke schön. Und Du gehst nicht mit?

REBEKKA. Nein, nein, ich kann jetzt nicht.

ROSMER. Nun, wie Du willst. Du bist ja doch mit mir.

Er geht durch das Vorzimmer ab. Bald darauf guckt Rebekka hinter der offenen Tür hinaus. Dann geht sie an die Tür rechts.

REBEKKA öffnet und sagt halblaut: So, Madam Helseth. Nun können Sie ihn hereinlassen.

Geht hinüber an das Fenster.

Gleich darauf tritt Kroll von rechts ein. Er grüßt schweigend und gemessen und behält den Hut in der Hand.

KROLL. Ist er nun weg?

REBEKKA. Ja.

KROLL. Pflegt er weit zu gehen?

REBEKKA. O ja. Aber heute ist er ganz unberechenbar. Und wenn Sie ihm nicht begegnen wollen —

KROLL. Nein, nein. Mit Ihnen wünsche ich zu sprechen. Und ganz allein.

REBEKKA. So lassen Sie uns die Zeit nützen. Nehmen Sie Platz, Herr Rektor.

Sie setzt sich in den Lehnstuhl am Fenster. Kroll läßt sich auf einen Stuhl an ihrer Seite nieder.

KROLL. Fräulein West, — Sie machen sich schwerlich eine Vorstellung davon, wie nahe sie mir geht und wie schmerzlich ich sie empfinde, diese Schwenkung, die Johannes Rosmer vollzogen hat.

REBEKKA. Wir waren darauf vorbereitet, daß das der Fall wäre — im Anfang.

KROLL. Nur im Anfang?

REBEKKA. Rosmer hatte die sichere Hoffnung, Sie würden früher oder später doch mit ihm gehen.

KROLL. Ich!

REBEKKA. Sie so gut wie die anderen Freunde.

KROLL. Da sehen Sie es. So unfähig ist sein Urteilsvermögen, wenn es sich um Menschen und Lebensverhältnisse handelt.

REBEKKA. Übrigens — wenn er es nun einmal als eine Notwendigkeit empfindet, sich nach allen Seiten frei zu machen —

KROLL. Ja, sehen Sie — d a s glaube ich eben nicht.

REBEKKA. Was glauben Sie denn?

KROLL. Ich glaube, S i e stecken hinter der ganzen Geschichte.

REBEKKA. Das haben Sie von Ihrer Frau, Herr Rektor.

KROLL. Es kann Ihnen doch gleichgültig sein, von wem ich es habe. Aber das ist sicher, ich habe starke Zweifel, — außerordentlich starke Zweifel, sage ich, — wenn ich nachdenke und mir Ihr ganzes Auftreten vergegenwärtige von dem Augenblick an, als Sie hierher kamen.

REBEKKA sieht ihn an. Es schwebt mir vor, als hätte es eine Zeit gegeben, wo Sie ein außerordentlich starkes V e r t r a u e n zu mir hatten, mein lieber Herr Rektor. Ein w a r m e s Vertrauen, hätte ich fast gesagt.

KROLL mit gedämpfter Stimme. Wen könnten Sie auch nicht behexen, — wenn Sie es drauf anlegen.

REBEKKA. Habe ich's drauf angelegt —!

KROLL. Ja, das haben Sie getan. Ich bin jetzt nicht mehr so dumm zu glauben, daß irgend eine Empfindung mit im Spiel gewesen ist. Sie wollten sich ganz einfach Eingang in Rosmersholm verschaffen. Sich hier festsetzen. Und d a zu sollte ich Ihnen verhelfen. Nun sehe ich es.

REBEKKA. Sie haben also ganz vergessen, daß Beate es war, die mich quälte und anflehte, ich möchte hier ins Haus ziehen.

KROLL. Ja, nachdem Sie auch die behext hatten. Oder kann man das, was Beate für Sie nachgerade empfand,

Freundschaft nennen? Es grenzte an Abgötterei, — Anbetung. Es artete aus in — wie soll ich's nur nennen? — in eine Art desperater Verliebtheit. Ja, das ist das rechte Wort.

REBEKKA. Seien Sie so freundlich und vergessen Sie den Zustand Ihrer Schwester nicht. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß man von mir sagen kann, ich wäre irgendwie überspannt.

KROLL. Nein, das sind Sie wahrhaftig nicht. Aber desto gefährlicher werden Sie den Menschen, auf die Sie Einfluß haben wollen. Ihnen wird es leicht, mit Überlegung und erschöpfender Berechnung zu handeln, — eben weil Sie ein kaltes Herz haben.

REBEKKA. Ein kaltes Herz? Wissen Sie das so genau?

KROLL. Jetzt weiß ich ganz genau. Sonst hätten Sie hier nicht jahraus, jahrein unausgesetzt Ihr Ziel so unerschütterlich verfolgt. Ja, ja — Sie haben erreicht, was Sie gewollt haben. Sie haben ihn und die ganzen Verhältnisse in Ihrer Gewalt. Doch um dies alles durchzusetzen, sind Sie nicht davor zurückgeschreckt, ihn unglücklich zu machen.

REBEKKA. Das ist nicht wahr! Nicht ich, — Sie selbst haben ihn unglücklich gemacht.

KROLL. So? Ich!

REBEKKA. Jawohl, — als Sie ihn auf die Idee brachten, er wäre schuld an dem schrecklichen Ende, das Beate nahm.

KROLL. Das hat ihn also so tief ergriffen?

REBEKKA. Das können Sie sich doch wohl denken. Ein so weiches Gemüt wie er hat —

KROLL. Ich glaubte, ein sogenannter „freier“ Mann wisse sich über alle Skrupel hinwegzusetzen. — Da haben wir's also! Na ja, — schließlich hätte ich es mir ja auch denken können. Dem Sproß der Männer, die da auf uns herniederschauen, — wird es am Ende doch erspart bleiben, sich von dem lossagen zu müssen,

was als unveräußerliches Besitztum sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat.

REBEKKA die Augen gedankenvoll gesenkt. Johannes Rosmer wurzelt tief und stark in seinem Geschlechte. Nichts wahrer als das.

KROLL. Ja, und darauf hätten Sie Rücksicht nehmen sollen, wenn Sie etwas für ihn fühlten. Aber solche Art Rücksicht konnten Sie wohl nicht üben. Die Voraussetzungen bei Ihnen und bei ihm sind ja doch so himmelweit voneinander verschieden.

REBEKKA. Was für Voraussetzungen meinen Sie?

KROLL. Ich meine die Voraussetzungen der Geburt. Der Herkunft, — Fräulein West.

REBEKKA. Ach so. Ja, das ist wahr. Ich bin aus sehr bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen. Indessen —

KROLL. Stand und Stellung — die meine ich nicht. Ich denke an die moralischen Voraussetzungen.

REBEKKA. Voraussetzungen — in welcher Beziehung?

KROLL. In bezug auf Ihre ganze Herkunft.

REBEKKA. Was sagen Sie da?

KROLL. Ich sage das ja nur, weil es Ihr ganzes Tun erklärt.

REBEKKA. Das verstehe ich nicht. Ich will deutlichen Bescheid.

KROLL. In der Tat, ich meinte, Sie wüßten ganz genau Bescheid. Es wäre doch sonst recht merkwürdig gewesen, daß Sie sich von Doktor West adoptieren ließen —

REBEKKA steht auf. Ah so! Jetzt verstehe ich.

KROLL. — daß Sie seinen Namen angenommen haben. Ihrer Mutter Name war Gamvik.

REBEKKA auf und ab gehend. Meines Vaters Name war Gamvik, Herr Rektor.

KROLL. Der Beruf Ihrer Mutter mußte sie ja doch immerzu mit dem Bezirksarzt zusammenführen.

REBEKKA. Da haben Sie recht.

KROLL. Und da nimmt er Sie zu sich, — gleich nach dem Tode Ihrer Mutter. Er behandelt Sie hart. Und doch bleiben Sie bei ihm. Sie wissen, daß er Ihnen nicht einen Pfennig hinterlassen wird. Sie haben ja auch nur eine Kiste Bücher bekommen. Und doch halten Sie bei ihm aus. Ertragen seine Launen. Pflegen ihn bis zum letzten Augenblick.

REBEKKA am Tisch stehend, blickt ihn höhnisch an. Und dafür, daß ich dies alles getan, — haben Sie die Erklärung, es hafte an meiner Geburt etwas Unsittliches — etwas Verbrecherisches!

KROLL. Was Sie für ihn getan haben, das leite ich aus dem unwillkürlichen Instinkt der Tochter her. Ihr ganzes übriges Auftreten halte ich für ein natürliches Ergebnis Ihrer Herkunft.

REBEKKA heftig. Es ist doch kein wahres Wort an allem, was Sie sagen! Das kann ich beweisen! Denn Doktor West war noch gar nicht in Finmarken, als ich geboren wurde.

KROLL. Entschuldigen Sie, — Fräulein. Er kam das Jahr vorher dorthin. Das habe ich festgestellt.

REBEKKA. Sie irren sich, sage ich! Sie irren sich vollständig!

KROLL. Vorgestern haben Sie an dieser Stelle gesagt, Sie wären neunundzwanzig Jahre. Sie gingen in das dreißigste.

REBEKKA. So? Habe ich das gesagt?

KROLL. Ja, das haben Sie. Und also kann ich ausrechnen —

REBEKKA. Halt! Das Rechnen hilft Ihnen nichts. Denn ich will es Ihnen nur lieber gleich sagen: ich bin um ein Jahr älter, als ich mich mache.

KROLL lächelt ungläubig. Wirklich? Das ist neu. Wie ist denn das gekommen?

REBEKKA. Als ich fünfundzwanzig geworden, kam ich mir — unverheiratet wie ich war, — so furchtbar alt vor. Und da nahm ich mir vor, ein Jahr zu unterschlagen.

KROLL. Sie? Eine Emanzipierte. Sie haben Vorurteile im Punkte des Heiratsalters?

REBEKKA. Ja, es war mordsdumm — und lächerlich zugleich. Aber es bleibt an einem noch immer dies oder das hängen, wovon man sich nicht emanzipieren kann. Wir sind nun einmal so.

KROLL. Mag sein. Aber die Rechnung kann dennoch richtig sein. Denn ein Jahr, ehe er angestellt wurde, ist West dort oben vorübergehend zu Besuch gewesen.

REBEKKA begehrt auf. Das ist nicht wahr!

KROLL. Ist nicht wahr?

REBEKKA. Nein! Denn davon hat meine Mutter nie etwas gesagt.

KROLL. So? Hat sie das nicht?

REBEKKA. Nein, — niemals. Und Doktor West auch nicht. Kein Sterbenswort.

KROLL. Könnte das nicht deshalb sein, weil die beiden allen Grund hatten, ein Jahr zu überspringen? Wie Sie es gemacht haben, Fräulein West. Das ist vielleicht eine Familieneigentümlichkeit.

REBEKKA geht umher und ringt heftig die Hände. Es ist unmöglich. Sie wollen mir das bloß einreden. Das kann ja nun und nimmermehr wahr sein. Kann nicht wahr sein! Nun und nimmermehr —!

KROLL steht auf. Aber, meine Liebe, — warum um Gottes willen werden Sie denn so heftig? Sie machen mir geradezu angst! Was soll ich glauben und denken —!

REBEKKA. Nichts. Sie sollen weder etwas glauben noch etwas denken.

KROLL. Dann müssen Sie mir aber wirklich erklären, warum Sie sich diese Sache, — diese Möglichkeit so zu Herzen nehmen.

REBEKKA faßt sich wieder. Das ist doch sehr einfach, Herr Rektor. Ich habe doch keine Lust, für ein uneheliches Kind zu gelten.

KROLL. Nun ja. — Ja, ja, wir wollen uns also bei

dieser Erklärung beruhigen — vorläufig. Sie haben demnach also auch in diesem Punkt ein gewisses — Vorurteil behalten?

REBEKKA. Ja, das habe ich wohl.

KROLL. Na, ich denke, es wird sich ebenso verhalten mit dem größten Teil dessen, was Sie Ihre Emanzipierung nennen. Sie haben sich eine ganze Masse neuer Gedanken und Ansichten angelesen. Sie sind auf verschiedenen Gebieten einigermaßen mit der Forschung vertraut, — mit der Forschung, die manches von dem umzustoßen scheint, was bei uns bisher für unumstößlich und unantastbar gegolten hat. Aber das Ganze ist bei Ihnen nur ein Wissen geworden, Fräulein West. Doktrin. Es ist Ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen.

REBEKKA nachdenklich. Mag sein, Sie haben recht.

KROLL. Ja, prüfen Sie sich nur selbst, und Sie werden sehen! Und wenn es so mit I h n e n steht, so weiß man wohl auch, wie es um Johannes Rosme bestellt ist. Es wäre ja der reinste Wahnsinn, — es hieße ja blindlings ins Verderben rennen, wenn e r vor die Öffentlichkeit treten wollte und seinen Abfall bekennen! Denken Sie doch bloß, — er mit seinem zaghaften Gemüt! Stellen Sie sich i h n vor: verstoßen, — verfolgt von dem Kreise, dem er bisher angehört hat. Den rücksichtslosen Angriffen der Besten ausgesetzt, die unsere Gesellschaft hat. Im Leben ist er nicht der Mann, der d a s übersteht.

REBEKKA. Er m u ß es überstehen! Jetzt ist es zur Umkehr zu spät.

KROLL. Noch gar nicht zu spät. In keiner Beziehung. Was geschehen ist, kann totgeschwiegen werden, — oder es kann zum mindesten als eine ganz vorübergehende, wenn auch beklagenswerte Verirrung ausgelegt werden. Aber — e i n e Maßregel ist unter allen Umständen nötig.

REBEKKA. Und was wäre das für eine?

KROLL. Sie müssen ihn veranlassen, daß er das Verhältnis legalisiert, Fräulein West.

REBEKKA. Das Verhältnis, in dem er zu mir steht?

KROLL. Ja. Sie müssen ihn dazu zu bewegen suchen.

REBEKKA. Sie halten also nach wie vor an der Ansicht fest, unser Verhältnis bedürfe der — Legalisierung, wie Sie sich ausdrücken?

KROLL. Auf die Sache selbst will ich nicht näher eingehen. Aber ich glaube allerdings die Beobachtung gemacht zu haben, daß man am leichtesten die sogenannten Vorurteile auf dem Gebiet besiegt, wo es sich handelt um — hm.

REBEKKA. Um das Verhältnis zwischen Mann und Weib, meinen Sie?

KROLL. Offen gesagt — ja, das glaube ich.

REBEKKA geht auf und ab und sieht durchs Fenster. Fast hätte ich gesagt, — möchten Sie doch recht haben, Herr Rektor.

KROLL. Was meinen Sie damit? Es klingt so sonderbar.

REBEKKA. Ach was! Reden wir nicht mehr davon! — Ah, — da kommt er.

KROLL. Schon! Dann gehe ich.

REBEKKA geht zu ihm. Nein, — bleiben Sie. Denn nun sollen Sie etwas hören.

KROLL. Nicht jetzt. Ich habe das Gefühl, ich kann ihn jetzt nicht sehen.

REBEKKA. Ich bitte Sie, — bleiben Sie! Tun Sie es doch. Sie würden es sonst später bereuen. Es ist das letzte Mal, daß ich Sie um etwas bitte.

KROLL sieht sie erstaunt an und legt den Hut hin. Nun wohl, Fräulein West. Gut denn.

Längere Pause. Dann tritt Rosmer durch das Vorzimmer herein.

ROSMER erblickt den Rektor, bleibt in der Tür stehen. Was! — Du bist da!

REBEKKA. Er wäre Dir am liebsten aus dem Wege gegangen, Rosmer.

KROLL unwillkürlich. Du!

REBEKKA. Ja, Herr Rektor. Rosmer und ich, — wir sagen „Du“ zueinander. Unser Verhältnis hat das mit sich gebracht.

KROLL. D a s war es wohl, was ich hören sollte.

REBEKKA. D a s — und noch ein wenig mehr.

ROSMER kommt näher. Was bezweckt Dein heutiger Besuch?

KROLL. Ich wollte noch einmal versuchen, Dir entgegenzutreten und Dich zur Umkehr zu bewegen.

ROSMER weist auf die Zeitung. Nach dem, was d a steht?

KROLL. Das habe ich nicht geschrieben.

ROSMER. Hast Du Schritte getan, es zu unterdrücken?

KROLL. Das wäre unverantwortlich gewesen der Sache gegenüber, der ich diene. Und außerdem hat es nicht in meiner Macht gestanden.

REBEKKA reißt die Zeitung in Stücke, knüllt die Fetzen zusammen und wirft sie hinter den Ofen. So! Aus den Augen — und damit auch aus dem Sinn! Denn es kommt nichts weiter von der Art, Rosmer.

KROLL. Ach ja, wenn Sie das doch nur erreichen könnten.

REBEKKA. Komm, mein Lieber, — setzen wir uns. Alle drei. Dann will ich alles sagen.

ROSMER setzt sich mechanisch. Was ist denn über Dich gekommen, Rebekka? Diese unheimliche Ruhe —. Was bedeutet das?

REBEKKA. Die Ruhe des Entschlusses. Setzt sich. Setzen Sie sich doch auch, Herr Rektor.

Kroll nimmt auf dem Sofa Platz.

ROSMER. Des Entschlusses, sagst Du. Welches Entschlusses?

REBEKKA. Ich will Dir zurückgeben, was Du für Dein Leben brauchst. Du sollst Deine frohe Schuldlosigkeit wieder haben, lieber Freund.

ROSMER. Was ist denn d a s —!

REBEKKA. Ich will nur erzählen. Nichts weiter.

ROSMER. Nun —!

REBEKKA. Als ich — zusammen mit Doktor West — von Finmarken hierher kam, da war es mir, als öffnete sich mir eine neue, große, weite Welt. Der Doktor hatte mich von allem etwas gelehrt. Das Unzusammenhängende, was ich damals von dem Leben und seinen Verhältnissen wußte. *Mit sich kämpfend und kaum hörbar.* Und dann —

KROLL. Und dann?

ROSMER. Aber Rebekka, — das weiß ich ja doch.

REBEKKA *nimmt sich zusammen.* Ja, ja, da hast Du schließlich recht. Du weißt davon genug.

KROLL *sieht sie scharf an.* Es ist vielleicht richtiger, ich gehe.

REBEKKA. Nein, Sie sollen sitzen bleiben, lieber Herr Rektor. *Zu Rosmer.* Ja, sieh mal — das war es also: ich wollte die neue Zeit, die anbrach, tätig miterleben. Wollte teilhaben an all den neuen Gedanken. — Der Rektor erzählte mir eines Tages, Ulrik Brendel hätte einmal großen Einfluß auf Dich gehabt, als Du noch ein Junge warst. Und da meinte ich, es müßte mir gelingen können, diese Einwirkung wieder aufzunehmen.

ROSMER. Du bist mit einer geheimen Absicht hergekommen —!

REBEKKA. Ich wollte, wir beide sollten Hand in Hand vorwärts schreiten zur Freiheit. Weiter und weiter. Immer vorwärts bis zur äußersten Grenze. — Aber da stand ja doch diese düstere, unübersteigbare Mauer zwischen Dir und der ganzen, vollkommenen Befreiung.

ROSMER. Was für eine Mauer meinst Du?

REBEKKA. Ich meine das so, Rosmer, daß Du Dich nur im hellen Sonnenschein frei auswachsen konntest —, und nun kränkeltest Du doch und siechtest dahin im Düster einer solchen Ehe.

ROSMER. Nie hast Du bisher von meiner Ehe in solcher Weise gesprochen.

REBEKKA. Nein, — das wagte ich nicht; denn es hätte Dir angst gemacht.

KROLL nickt Rosmer zu. Hörst Du wohl?

REBEKKA fährt fort. Aber ich wußte ganz gut, wo die Rettung für Dich war. Die einzige Rettung. Und so handelte ich.

ROSMER. Was für Handlungen meinst Du damit?

KROLL. Wollen Sie damit sagen, daß —.

REBEKKA. Ja, Rosmer — steht auf. Bleib nur sitzen. Auch Sie, Herr Rektor. Es muß jetzt doch an den Tag. Du warst es nicht, Rosmer. Du bist schuldlos. Ich habe Beate —, habe allmählich Beate auf Irrwege gelockt —

ROSMER springt auf. Rebekka!

KROLL springt vom Sofa auf. — auf die Irrwege!

REBEKKA. Auf die Wege — die zum Mühlengraben führten. Jetzt wißt Ihr es — alle beide.

ROSMER wie vor den Kopf geschlagen. Aber ich verstehe nicht —. Was sagt sie da? Ich verstehe nicht ein Wort —!

KROLL. O ja, Du. Ich fange an zu verstehen.

ROSMER. Aber was hast Du denn getan? Was hast Du ihr denn sagen können! Es gab ja nichts. Nicht das Allergeringste.

REBEKKA. Sie bekam zu wissen, daß Du im Begriff wärst, Dich aus den alten Vorurteilen herauszuarbeiten.

ROSMER. Aber das war ja damals noch gar nicht der Fall.

REBEKKA. Ich wußte, dieser Fall würde bald eintreten.

KROLL nickt Rosmer zu. Aha!

ROSMER. Und dann? Was weiter? Ich will jetzt den Rest auch wissen.

REBEKKA. Bald darauf — bat ich sie inständigst, sie möchte mich fortlassen von Rosmersholm.

ROSMER. Warum wolltest Du fort — damals?

REBEKKA. Ich wollte nicht fort. Ich wollte bleiben,

wo ich war. Aber ich sagte ihr, es wäre für uns alle das Beste — wenn ich beizeiten wegkäme. Ich ließ durchblicken: wenn ich noch länger bliebe, — so könnte, — so könnte irgend etwas geschehen.

ROSMER. D a s also hast Du gesagt und getan.

REBEKKA. Ja, Rosmer.

ROSMER. D a s war es, was Du „handeln" nanntest.

REBEKKA mit gebrochener Stimme. So nannte ich es, jawohl.

ROSMER nach einer Pause. Hast Du nun alles gebeichtet, Rebekka?

REBEKKA. Ja.

KROLL. Nicht alles.

REBEKKA sieht ihn erschrocken an. Was sollte denn noch mehr sein?

KROLL. Haben Sie Beate nicht schließlich zu verstehen gegeben, es wäre notwendig — nicht bloß es wäre das Beste — sondern es wäre notwendig, aus Rücksicht auf Sie und Rosmer, daß Sie wegkämen, wo anders-hin — und zwar so schnell wie möglich? — Nun?

REBEKKA leise und undeutlich. Vielleicht habe ich auch so etwas gesagt.

ROSMER sinkt in den Lehnstuhl am Fenster. Und an dieses Gespinst von Lüge und Betrug hat sie — die unglückliche Kranke, geglaubt! So fest und entschieden geglaubt! So unerschütterlich fest! Sieht zu Rebekka auf. Und nie hat sie sich an mich gewandt. Mit keinem einzigen Wort! Ach, Rebekka, — ich sehe es Dir an, — Du hast ihr davon abgeraten.

REBEKKA. Sie hatte es sich ja doch in den Kopf gesetzt, daß sie, — die kinderlose Frau, kein Recht hätte, hier zu sein. Und so bildete sie sich ein, es wäre eine Pflicht gegen Dich, den Platz zu räumen.

ROSMER. Und Du, — Du hast nichts getan, um ihr dieses Hirngespinst auszureden?

REBEKKA. Nein.

KROLL. Sie haben sie am Ende noch darin bestärkt? Antworten Sie! Taten Sie das nicht?

REBEKKA. Sie verstand mich vermutlich so.

ROSMER. Ja, ja, — und Deinem Willen fügte sie sich in allen Dingen. — Und so räumte sie den Platz. Springt auf. Wie konntest Du, — konntest Du nur dies entsetzliche Spiel treiben!

REBEKKA. Ich dachte mir, hier wäre zwischen zwei Leben zu wählen, Rosmer.

KROLL streng und gebieterisch. S i e hatten kein Recht, eine solche Wahl zu treffen.

REBEKKA heftig. Aber glaubt Ihr denn, ich ging und handelte mit kühler, kluger Überlegung! Damals war ich doch nicht, was ich heute bin, wo ich vor Euch stehe und erzähle. Und dann gibt es doch auch, sollte ich meinen, zwei Arten Willen in einem Menschen. Ich wollte Beate weg haben! Auf irgend eine Art. Aber ich glaubte doch nicht, es würde jemals dahin kommen. Bei jedem Schritt, den es mich reizte vorwärts zu wagen, war es mir, als schrie etwas in mir: Nun nicht weiter! Keinen Schritt mehr! — Und doch k o n n t e ich es nicht lassen. Ich mußte noch ein winziges Spürchen weiter. Nur noch ein einziges Spürchen. Und dann noch eins — und immer noch eins —. Und s o ist es geschehen. — Auf diese Weise geht so etwas vor sich.

Kurze Pause.

ROSMER zu Rebekka. Wie stellst Du Dir nun eigentlich D e i n e Zukunft vor? Nach dem, was geschehen ist?

REBEKKA. Meine Zukunft sei, wie sie will. Darauf kommt es gar nicht so sehr an.

KROLL. Kein Wort, das auf Reue schließen läßt. Sie fühlen am Ende keine?

REBEKKA kalt abweisend. Verzeihung, Herr Rektor — aber das ist eine Sache, die keinen andern etwas angeht. Das habe ich mit mir selbst abzumachen.

KROLL zu Rosmer. Und mit einer solchen Frau lebst Du unter einem Dach zusammen. Noch dazu in einem vertraulichen Verhältnis. Betrachtet die Porträts. Ach! Wenn diese Toten jetzt herabsehen könnten!

ROSMER. Gehst Du in die Stadt?

KROLL nimmt seinen Hut. Ja. So schnell wie möglich.

ROSMER nimmt ebenfalls seinen Hut. So gehe ich mit Dir.

KROLL. Das wolltest Du? Ja, ich wußte wohl, Du wärst für uns noch nicht ganz verloren.

ROSMER. So komm, Kroll, komm!

Beide gehen durch das Vorzimmer ab, ohne Rebekka anzusehen.

Bald darauf geht Rebekka vorsichtig ans Fenster und guckt zwischen den Blumen hindurch hinaus.

REBEKKA spricht halblaut mit sich selbst. Auch heute nicht über den Steg. Sie gehen oben herum. Über den Mühlengraben kommen sie nie. Niemals. Verläßt das Fenster. Ja, ja!

Geht und zieht den Glockenstrang.

Bald darauf tritt Madam Helseth von rechts ein.

MADAM HELSETH. Was ist, Fräulein?

REBEKKA. Madam Helseth, seien Sie so gut und lassen Sie meinen Reisekoffer vom Boden holen.

MADAM HELSETH. Den Reisekoffer?

REBEKKA. Ja, den Koffer von braunem Seehundsleder — Sie wissen schon.

MADAM HELSETH. Freilich. Aber mein Gott, — wollen Fräulein denn auf Reisen gehen?

REBEKKA. Ja, — ich verreise jetzt, Madam Helseth.

MADAM HELSETH. Und das gleich auf der Stelle?

REBEKKA. Sobald ich gepackt habe.

MADAM HELSETH. So etwas habe ich doch in meinem Leben noch nicht gehört! Aber Fräulein kommen doch gewiß bald wieder?

REBEKKA. Ich komme nie wieder.

MADAM HELSETH. Nie! Aber du großer Gott, was soll denn hier auf Rosmersholm werden, wenn Fräulein West nicht mehr da sind? Nun hatte es der arme Herr Pastor doch gerade so gut und gemütlich.

REBEKKA. Ja, aber heute habe ich Angst bekommen, Madam Helseth.

MADAM HELSETH. Angst?! Jesus, — wovor denn?

REBEKKA. Ja, mir war, als hätte ich einen Schein von weißen Rossen gesehen.

MADAM HELSETH. Von weißen Rossen! Am hellerlichten Tage!

REBEKKA. Ach, die lassen sich wohl früh und spät blicken, — die weißen Rosse auf Rosmersholm. **Bricht ab.** Nun, — also bitte den Reisekoffer, Madam Helseth.

MADAM HELSETH. Jawohl. Den Reisekoffer.

Beide gehen rechts hinaus.

VIERTER AKT

Wohnstube auf Rosmersholm. Es ist später Abend. Die Lampe, mit Schirm, steht mitten auf dem Tische.

Rebekka steht am Tische und packt einige Kleinigkeiten in einen Reisesack. Ihr Mantel, Hut und der weiße gehäkelte Wollschal liegen über der Sofalehne. Madam Helseth kommt von rechts.

MADAM HELSETH spricht mit gedämpfter Stimme und scheint zurückhaltend. Die ganzen Sachen wären jetzt herausgetragen, Fräulein. Sie stehen auf dem Küchenflur.

REBEKKA. Gut. Der Kutscher ist doch bestellt?

MADAM HELSETH. Ja. Er fragte, wann er mit dem Wagen hier sein sollte.

REBEKKA. Ich denke, so gegen elf Uhr. Das Dampfschiff geht um Mitternacht.

MADAM HELSETH ein wenig zögernd. Und der Herr Pastor? Wenn er nun nicht bis dahin nach Hause kommt?

REBEKKA. Deshalb reise ich doch. Sollte ich ihn nicht mehr sehen, so können Sie ihm sagen, ich würde ihm schreiben. Einen langen Brief. Sagen Sie das.

MADAM HELSETH. Ja, das ist ja alles gut und schön, — die Geschichte mit dem Schreiben. Aber, armes Fräulein — ich meine doch, Sie sollten es noch mal drauf ankommen lassen, mit ihm zu reden.

REBEKKA. Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

MADAM HELSETH. Nein, — daß ich so etwas erleben muß; — das hätte ich nie und nimmer gedacht!

REBEKKA. Was hätten Sie denn gedacht, Madam Helseth?

MADAM HELSETH. Ach, ich hätte doch gedacht, Herr Pastor Rosmer wäre ein reellerer Mann.

REBEKKA. Ein reellerer Mann?

MADAM HELSETH. Ja, wahrhaftigen Gott, das sage ich!

REBEKKA. Aber, liebe Frau, was meinen Sie denn damit?

MADAM HELSETH. Ich meine: alles, was recht ist, Fräulein, — er sollte sich nicht auf d i e Weise davon drücken.

REBEKKA sieht sie an. Nun hören Sie einmal, Madam Helseth. Sagen Sie mir offen und ehrlich, — warum, meinen Sie, gehe ich weg?

MADAM HELSETH. Lieber Gott, es ist wohl nötig, Fräulein. Ach ja, ja, ja! Aber ich meine doch, es ist nicht hübsch von dem Herrn Pastor. Für Mortensgård —, für den mochte es eine Entschuldigung geben. Denn ihr Mann war ja noch am Leben. D i e beiden also k o n n t e n sich nicht heiraten, so gern sie auch wollten. Aber sehen Sie, der Herr Pastor, der — hm!

REBEKKA mit einem flüchtigen Lächeln. So etwas konnten Sie von mir und Pastor Rosmer denken?

MADAM HELSETH. I Gott behüte. Das heißt, — bis heute nicht.

REBEKKA. Aber heute, da —?

MADAM HELSETH. Na, — nach all den ekligen Geschichten, die über den Pastor in den Zeitungen stehen sollen —

REBEKKA. Aha!

MADAM HELSETH. Denn meine Meinung ist, dem Mann, der zu Mortensgård seiner Reglion übergehen kann, dem kann man, wahrhaftigen Gott, alles mögliche zutrauen.

REBEKKA. O ja, das mag schon so sein. Aber ich? Was sagen Sie von mir?

MADAM HELSETH. Herrjeh, Fräulein, — Ihnen, meine ich, ist nicht viel vorzuwerfen. Für ein alleinstehendes Frauenzimmer ist es wohl nicht ganz leicht zu widerstehen, denke ich mir. — Wir sind ja alle miteinander bloß Menschen, Fräulein West.

REBEKKA. Das ist ein wahres Wort, Madam Helseth. Wir sind alle miteinander Menschen. — Wonach horchen Sie?

MADAM HELSETH leise. Ach, Jesus, — ich glaube, er kommt noch gerade zur rechten Zeit.

REBEKKA fährt zusammen. Also doch —! Bestimmt. Nun ja. Sei es denn!

Rosmer kommt aus dem Vorzimmer herein.

ROSMER sieht die Reiseeffekten, wendet sich zu Rebekka und fragt: Was soll das heißen?

REBEKKA. Ich reise.

ROSMER. Jetzt gleich?

REBEKKA. Ja. Zu Madam Helseth. Also um elf Uhr.

MADAM HELSETH. Schön, Fräulein. Rechts ab.

ROSMER nach kurzer Pause. Wo willst Du hin, Rebekka?

REBEKKA. Nordwärts — mit dem Dampfschiff.

ROSMER. Nordwärts. Was willst Du da?

REBEKKA. Da bin ich ja doch hergekommen.

ROSMER. Aber da oben hast Du ja doch nichts mehr zu tun.

REBEKKA. Das habe ich hier unten auch nicht.

ROSMER. Was willst Du denn beginnen?

REBEKKA. Das weiß ich nicht. Ich will nur sehen, wie ich der Sache ein Ende mache.

ROSMER. Ein Ende machst?

REBEKKA. Rosmersholm hat mich zerbrochen.

ROSMER wird aufmerksam. Wie meinst Du?

REBEKKA. Hat mich zerbrochen, — vollständig, rettungslos. — Ich hatte so einen frischen und mutigen Willen, als ich hierher kam. Nun aber habe ich mich unter ein fremdes Gesetz gebeugt. — Ich glaube, ich kann mich fortan an keine Sache mehr heranwagen, was es auch sei.

ROSMER. Warum nicht? Was für ein Gesetz meinst Du denn da eigentlich —?

REBEKKA. Mein Lieber, reden wir jetzt nicht d a von. — Wie ist es denn mit Dir und Kroll geworden?

ROSMER. Wir haben Frieden geschlossen.

REBEKKA. So. Das ist also geschehen.

ROSMER. Er versammelte den ganzen Kreis der alten Freunde bei sich. Sie haben mich davon überzeugt, daß die Arbeit, die Sinne adeln zu wollen, durch-

aus nichts für mich ist. — Und überdies ist es an und für sich etwas so ganz Hoffnungsloses, Du. — Ich gebe es auf.

REBEKKA. Ja, ja, — das ist vielleicht das Beste.

ROSMER. So sprichst Du jetzt? D e r Ansicht bist Du j e t z t?

REBEKKA. Ich bin zu der Ansicht gelangt. In den letzten paar Tagen.

ROSMER. Du lügst, Rebekka.

REBEKKA. Ich lüge —!

ROSMER. Ja, Du lügst. Du hast nie an mich geglaubt. Hast nie geglaubt, ich wäre der geeignete Mann, die Sache durchzukämpfen und zum Sieg zu führen.

REBEKKA. Ich habe geglaubt, wir beide zusammen würden das vermögen.

ROSMER. Das ist nicht wahr. Du hast geglaubt, Du selbst würdest etwas Großes im Leben vollbringen können. Würdest mich für Deine Absichten gebrauchen können. Ich würde Dir dienlich sein können für Deine Zwecke. D a s hast Du geglaubt.

REBEKKA. Hör' mich an, Rosmer —

ROSMER setzt sich schwermutsvoll aufs Sofa. Ach, laß doch! Jetzt sehe ich der ganzen Geschichte auf den Grund. Ich war nur Wachs in Deiner Hand.

REBEKKA. Hör' mich an, Rosmer. Wir müssen mehr über die Sache reden. Es ist das letzte Mal. Setzt sich auf einen Stuhl neben dem Sofa. Ich hatte vor, über das alles Dir zu schreiben, — wenn ich erst wieder oben im Norden wäre. Aber es ist wohl besser, Du hörst es gleich.

ROSMER. Hast Du noch nicht alles gestanden?

REBEKKA. Das Größte noch nicht.

ROSMER. Welches Größte?

REBEKKA. Das, was Du nie geahnt hast. Das, was allem andern Licht und Schatten gibt.

ROSMER schüttelt den Kopf. Ich verstehe kein Wort.

REBEKKA. Es ist ganz richtig, daß ich einst durch List mir Eingang auf Rosmersholm zu verschaffen

suchte. Denn ich war der stillen Meinung, ich würde hier vielleicht mein Glück machen können. So oder so — verstehst Du.

ROSMER. Du hast es ja auch durchgesetzt, — Dein Vorhaben.

REBEKKA. Ich glaube, ich hätte durchsetzen können, was es auch immer gewesen wäre — damals. Denn damals hatte ich noch meinen mutigen, freigeborenen Willen. Ich kannte keine Rücksichten. Keine Beziehungen, die mir ein Hindernis gewesen wären auf meinem Wege. — Aber dann allmählich ist das eingetreten, was den Willen in mir gebrochen — mich fürs ganze Leben mit so kläglicher Angst erfüllt hat.

ROSMER. Was ist eingetreten? Rede so, daß ich Dich verstehe.

REBEKKA. Da ist es über mich gekommen, — dieses wilde, unbezwingliche Gelüst —. Oh, Rosmer!

ROSMER. Gelüst? Über Dich —! Wonach?

REBEKKA. Nach Dir!

ROSMER will aufspringen. Was ist das!

REBEKKA hält ihn zurück. Bleib sitzen, mein Freund. Du sollst noch mehr erfahren.

ROSMER. Und Du willst sagen — Du hättest mich geliebt — auf solche Art!

REBEKKA. Damals meinte ich, das müßte man Lieben nennen. Das wäre Liebe, glaubte ich. Aber das war es nicht. Es war so, wie ich Dir sage. Es war ein wildes, unbezwingliches Gelüst.

ROSMER mit Mühe. Rebekka, — bist Du es wirklich, Du, Du — von der Du d a s hier erzählst!

REBEKKA. Ja, was sagst Du, Rosmer!

ROSMER. Und aus dem Grunde, — unter der Einwirkung davon tatest Du das, was Du „handeln" nennst?

REBEKKA. Es war über mir gleich einem Meeressturm. Gleich einem jener Stürme, wie wir sie um die Winterszeit oben im Norden haben. Es packt einen —

und trägt einen mit fort, — so weit es tragen kann. An Widerstand ist da nicht zu denken.

ROSMER. Und so wurde die unglückliche Beate mit weggefegt in den Mühlengraben.

REBEKKA. Ja, Beate und ich kämpften damals eine Art Kampf auf dem Bootskiel.

ROSMER. Du warst die Stärkste auf Rosmersholm, wahrhaftig. Stärker als Beate und ich zusammengenommen.

REBEKKA. Ich kannte Dich hinreichend, um zu wissen, — daß kein Weg zu Dir hinführte, solange Du nicht frei geworden wärst, in den äußeren Verhältnissen — wie im Geiste.

ROSMER. Aber ich begreife Dich nicht, Rebekka. Du, — Du selbst, — Dein ganzes Gebaren ist mir ein unlösbares Rätsel. Jetzt bin ich doch frei, — im Geiste wie in den äußeren Verhältnissen. Du stehst jetzt unmittelbar vor dem Ziel, das Du Dir von Anfang an gesteckt hattest. Und dennoch —!

REBEKKA. Nie war ich weiter vom Ziel entfernt als jetzt.

ROSMER. — und dennoch, sage ich, — als ich Dich gestern fragte, — Dich bat: werde mein Weib, — da schriest Du wie von Angst erfaßt auf, das könnte nie geschehen!

REBEKKA. Da schrie ich in Verzweiflung, Du!

ROSMER. Warum?

REBEKKA. Weil Rosmersholm mir die Kraft genommen hat. Hier ist mir mein mutiger Wille gelähmt worden. Und verschandelt! Für mich ist die Zeit vorbei, da ich all und jedes wagen durfte. Ich habe die Energie zum Handeln verloren, Rosmer.

ROSMER. Sag' mir, wie das gekommen ist.

REBEKKA. Es ist durch das Zusammenleben mit Dir gekommen.

ROSMER. Wieso denn? Wieso?

REBEKKA. Als ich mit Dir allein war, — und als Du Du selbst geworden warst —

ROSMER. Nun ja?

REBEKKA. — denn Du warst nie ganz Du selbst, so lange Beate lebte —

ROSMER. Leider, — da hast Du wohl recht.

REBEKKA. Aber dann, als ich mit Dir hier zusammenleben durfte, — in Stille, — in Einsamkeit, — als Du mir Deine Gedanken alle ohne Vorbehalt gabst, — eine jegliche Stimmung, so weich und so fein wie Du sie fühltest, — d a trat die große Wandlung ein. Nach und nach, — verstehst Du. Fast unmerklich, — doch übermächtig zum Schluß. Bis auf den Grund meines Innern.

ROSMER. Ja, was ist d a s , Rebekka?

REBEKKA. Jedes andere Gefühl, — das häßliche, sinnestrunkene Gelüst, das wich weit, so weit von mir. Diese empörten Mächte legten sich und wurden ganz ruhig. Es kam ein Seelenfrieden über mich, — eine Stille wie auf einem Vogelberg bei uns oben während der Mitternachtsonne.

ROSMER. Erzähle mehr davon. Alles, was Du zu sagen hast.

REBEKKA. Da ist nicht mehr viel zu sagen, Du. Nur das eine noch, daß nun die Liebe in mir erstand. Die große, entsagende Liebe, die sich mit einem Zusammenleben begnügt, so wie es zwischen uns beiden gewesen ist.

ROSMER. O, wenn ich nur eine Ahnung von alledem gehabt hätte!

REBEKKA. Es ist besser so. Gestern, — als Du mich fragtest, ob ich Deine Frau werden wollte, — da jubelte ich auf —

ROSMER. Ja, nicht wahr, Rebekka! So habe ich es auch verstanden.

REBEKKA. Einen Augenblick, ja. In Selbstvergessenheit. Es war mein alter, kecker Wille, der drauf und dran war, sich wieder frei zu machen. Aber jetzt hat er keine Macht mehr, — auf die Dauer nicht.

ROSMER. Wie erklärst Du das, was mit Dir vorgegangen ist?

REBEKKA. Es ist die Lebensanschauung des Hauses Rosmer, — oder wenigstens Deine Lebensanschauung, — die meinen Willen angesteckt hat.

ROSMER. Angesteckt?

REBEKKA. Und ihn krank gemacht hat. Ihn geknechtet hat mit Gesetzen, die früher für mich nicht gegolten haben. Das Zusammenleben mit Dir, — Du, das hat meinen Sinn geadelt —

ROSMER. Ach, wenn ich das nur glauben könnte!

REBEKKA. Du kannst es getrost glauben. Die Lebensanschauung der Rosmer adelt. Aber — schüttelt den Kopf — aber — aber —

ROSMER. Aber? Nun?

REBEKKA. — aber, Du, sie tötet das Glück.

ROSMER. Meinst Du, Rebekka?

REBEKKA. Mir wenigstens.

ROSMER. Ja, aber weißt Du das auch so gewiß? Wenn ich Dich nun noch einmal fragte —? Dich von ganzem Herzen bäte —

REBEKKA. Ach, mein Freund, — komm nie wieder darauf zurück! Es ist ein Ding der Unmöglichkeit —! Denn Du mußt wissen, Rosmer, ich habe — eine Vergangenheit.

ROSMER. Ist es mehr, als was Du erzählt hast?

REBEKKA. Ja. Anderes und mehr.

ROSMER mit flüchtigem Lächeln. Ist es nicht seltsam, Du, — Rebekka? Denk Dir, eine Ahnung von so etwas hat mich zuweilen gestreift.

REBEKKA. Wirklich? Und —? Trotzdem —?

ROSMER. Geglaubt habe ich es nie. Ich habe nur damit gespielt, — so in meinen Gedanken, weißt Du.

REBEKKA. Wenn Du es verlangst, so will ich Dir auch das gleich erzählen.

ROSMER abwehrend. Nein, nein. Kein Wort will ich wissen. Was es auch sei, — ich habe Vergessenheit dafür.

REBEKKA. Aber ich nicht.

ROSMER. O, Rebekka —!

REBEKKA. Ja, — d a s ist doch eben das Furchtbare: jetzt, da alles Glück der Welt mir mit vollen Händen geboten wird, — jetzt bin ich eine solche geworden, daß meine eigene Vergangenheit mir den Weg zum Glück versperrt.

ROSMER. Deine Vergangenheit ist tot, Rebekka. Sie hat keine Gewalt mehr über Dich, — keinen Zusammenhang mehr mit Dir, — so, wie Du jetzt bist.

REBEKKA. Ach, mein Lieber, — das sind doch nur Redensarten. Und die Schuldlosigkeit? Wo nehme ich die her?

ROSMER schwermütig. Ja, ja — die Schuldlosigkeit.

REBEKKA. Die Schuldlosigkeit, ja. In ihr sind das Glück und die Freude. D a s war ja die Lehre, die Du in jenen frohen Adelsmenschen der Zukunft lebendig machen wolltest —

ROSMER. Ach, erinnere mich d a ran nicht. Das war nur ein nicht zu Ende geträumter Traum, Rebekka. Eine übereilte Eingebung, an die ich selbst nicht mehr glaube. — Die Menschen lassen sich wohl nicht von außen her adeln.

REBEKKA leise. Meinst Du, nicht durch die stille Liebe?

ROSMER gedankenvoll. Ja, — das wäre recht eigentlich das Große. Wohl die herrlichste Frucht unseres ganzen Lebens, mein' ich. — Wenn dem so wäre. Unruhig. Aber wie komme ich mit der Frage ins Reine? Wie komme ich ihr auf den Grund?

REBEKKA. Glaubst Du mir nicht, Rosmer?

ROSMER. Ach, Rebekka, — wie k a n n ich ganz und unbefangen an Dich glauben? An Dich, die Du fortdauernd so sehr viel verheimlicht und verhehlt hast! — Jetzt kommst Du schon wieder mit etwas Neuem. Liegt dem irgend ein Zweck zugrunde, — so sag' es mir gerade heraus. Willst Du am Ende irgend

etwas damit erreichen? Ich will ja so gern alles für Dich tun, was ich vermag.

REBEKKA ringt die Hände. Ach, diese tödlichen Zweifel —! Rosmer, Rosmer!

ROSMER. Was? Ist es nicht furchtbar? Aber ich kann nichts dagegen tun. Ich werde den Zweifel nie wieder los. Werde nie davon überzeugt sein, daß ich Dich in ganzer und reiner Liebe besitze.

REBEKKA. Aber legt denn in der Tiefe Deines Innern nichts Zeugnis dafür ab, daß mit mir eine Wandlung vor sich gegangen ist! Und daß diese Wandlung durch Dich gekommen ist, — durch Dich allein!

ROSMER. Ach, Du, — ich glaube nicht mehr an meine Fähigkeit, Menschen umzuwandeln. Ich glaube an mich selbst in keiner Beziehung mehr. Ich glaube nicht an mich und nicht an Dich.

REBEKKA sieht ihn düster an. Wie willst Du denn da weiterleben?

ROSMER. Ja, das weiß ich selbst nicht. Darüber bin ich mir nicht klar. Ich glaube nicht, daß ich weiter leben kann. — Und ich weiß auch auf der weiten Welt nichts, um dessentwillen es sich zu leben verlohnte.

REBEKKA. Ach, das Leben, — das hat seine Erneuerung in sich. Laß uns daran festhalten! Wir verlassen es noch immer früh genug.

ROSMER springt unruhig auf. So gib mir den Glauben wieder! Den Glauben an Dich, Rebekka! Den Glauben an Deine Liebe! Beweise! Beweise will ich haben!

REBEKKA. Beweise? Wie kann ich Dir Beweise geben —!

ROSMER. Das mußt Du! Geht auf und ab. Ich ertrage sie nicht, diese öde, — diese entsetzliche Leere,— diese — diese —

Es klopft heftig an die Tür des Vorzimmers.

REBEKKA fährt vom Stuhl empor. Ah, — hast Du gehört!

Die Tür wird geöffnet. Ulrik Brendel tritt ein. Er trägt ein Manschettenhemd, schwarzen Rock und gute Stiefel, in denen die Hosen stecken. Sonst ist er gekleidet wie das letzte Mal. Er sieht verstört aus.

ROSMER. Ach, Sie sind es, Herr Brendel!

BRENDEL. Johannes, mein Junge, — meinen Gruß — und leb' wohl!

ROSMER. Wo wollen Sie so spät hin?

BRENDEL. Bergab.

ROSMER. Wie —?

BRENDEL. Ich will jetzt heimwärts, mein teurer Jünger. Ich habe Heimweh bekommen nach dem großen Nichts.

ROSMER. Ihnen ist etwas geschehen, Herr Brendel! Was ist es?

BRENDEL. So? Fällt Dir die Veränderung auf? Ja, — das muß es wohl. Als ich das letzte Mal diesen Saal betrat, — da stand ich als begüterter Mann vor Dir und schlug an meine Brusttasche.

ROSMER. So! Ich verstehe nicht ganz —

BRENDEL. Aber wie Du mich in dieser Nacht siehst, bin ich ein entthronter König auf dem Aschenhaufen meines Schlosses, das in Feuer aufgegangen ist.

ROSMER. Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann —

BRENDEL. Du hast Dir Dein Kinderherz konserviert, Johannes. Kannst Du mir etwas vorschießen?

ROSMER. Ja, herzlich gern!

BRENDEL. Kannst Du ein Ideal oder zwei entbehren?

ROSMER. Was sagen Sie da?

BRENDEL. Ein paar abgelegte Ideale! Dann tust Du ein gutes Werk. Denn ich bin jetzt blank, mein lieber Junge. Bettelarm.

REBEKKA. Sie konnten wohl Ihre Vorträge nicht halten?

BRENDEL. Nein, meine verführerische Dame. Was meinen Sie! Ich stehe da, das Horn des Überflusses

auszuleeren, und in dem Augenblick mache ich die peinliche Entdeckung, daß ich bankrott bin.

REBEKKA. Und ihre ungeschriebenen Werke alle?

BRENDEL. Fünfundzwanzig Jahre hab' ich dagesessen, wie der Geizhals sitzt auf seinem verschlossenen Geldschrein. Und gestern, — wie ich ihn öffnen und den Schatz herausholen will, — da war keiner drin. Der Zahn der Zeit hatte ihn zu Staub zerrieben. Von der ganzen Herrlichkeit war nichts mehr da — rien du tout.

ROSMER. Aber wissen Sie denn das so sicher?

BRENDEL. Hier ist kein Zweifel mehr möglich, mein Liebling. Der Präsident hat mich davon überzeugt.

ROSMER. Der Präsident?

BRENDEL. Na ja, — oder die Exzellenz. Comme vous voulez.

ROSMER. Aber wen meinen Sie denn?

BRENDEL. Peder Mortensgård natürlich.

ROSMER. Was!

BRENDEL geheimnisvoll. Pst, pst, pst! Peder Mortensgård ist der Zukunft Häuptling und Herr. Nie habe ich vor eines Größeren Antlitz gestanden. Peder Mortensgård hat die Berufung zur Allgewalt. Er kann alles, was er will.

ROSMER. Ach, glauben Sie das doch nicht.

BRENDEL. Doch, mein Junge! Denn Peder Mortensgård will nie mehr, als er kann. Peder Mortensgård ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben. Und d a s , — siehst Du, — d a s ist das große Geheimnis des Handelns und des Sieges. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta!

ROSMER halblaut. Jetzt begreife ich, — Sie gehen ärmer von hier, als Sie kamen.

BRENDEL. Well! Also nimm Dir ein Exempel an Deinem alten Lehrer. Mach' einen Strich durch alles, was er Dir je eingeprägt hat. Bau' Deine Burg nicht auf trügerischen Sand. Und sieh Dich vor, — und

prüfe Dich genau, — ehe Du auf dieses anmutige Geschöpf baust, das Dir hier Dein Leben versüßt.

REBEKKA. Meinen Sie mich?

BRENDEL. Ja, Sie reizendes Meerweib.

REBEKKA. Weshalb sollte man nicht auf mich bauen können?

BRENDEL *einen Schritt näher.* Ich habe mir sagen lassen, mein alter Schüler hat eine Lebensaufgabe zum Siege zu führen.

REBEKKA. Nun, und weiter —?

BRENDEL. Der Sieg ist ihm sicher. Aber, — wohl gemerkt, — unter einer unumgänglichen Bedingung.

REBEKKA. Und die wäre?

BRENDEL *faßt sie behutsam am Handgelenk.* Daß das Weib, das ihn liebt, fröhlich hinaus in die Küche geht und sich den feinen, rosenweißen kleinen Finger abhackt, — h i e r, — gerade h i e r am Mittelglied. Item, daß besagtes liebendes Weib — nicht minder fröhlich — sich das wunderbar geformte, linke Ohr abschneidet. *Läßt sie los und wendet sich zu Rosmer.* Leb' wohl, mein siegender Johannes.

ROSMER. Sie wollen fort? Jetzt? In finsterer Nacht?

BRENDEL. Die finstere Nacht ist das Beste. — Friede sei mit Euch!

Er geht.

Es ist eine Weile still in der Stube.

REBEKKA *atmet schwer.* Ach, wie dumpf und schwül es hier ist!

Sie geht zum Fenster, öffnet es und bleibt davor stehen.

ROSMER *setzt sich in den Lehnstuhl am Ofen.* Es bleibt doch wohl nichts anderes übrig, Rebekka. Ich sehe es. Du m u ß t fort.

REBEKKA. Ja, ich sehe keine Wahl.

ROSMER. Laß uns die letzten Augenblicke nutzen. Komm her und setz' Dich zu mir.

REBEKKA geht und setzt sich aufs Sofa. Was willst Du denn von mir, Rosmer?

ROSMER. Zunächst will ich Dir nur sagen, Du brauchst um Deine Zukunft nicht besorgt zu sein.

REBEKKA lächelt. Hm. Meine Zukunft!

ROSMER. Ich habe alle Möglichkeiten vorausgesehen. Schon lange. Was auch geschehen mag, es ist gesorgt für Dich.

REBEKKA. Auch das noch, Du Lieber.

ROSMER. Das hättest Du Dir doch selbst sagen können.

REBEKKA. Schon Jahr und Tag sind darüber vergangen, daß ich an so etwas gedacht habe.

ROSMER. Ja, ja, — Du meintest wohl, es könnte niemals anders werden zwischen uns, als es war.

REBEKKA. Ja, das meinte ich.

ROSMER. Ich auch. Aber wenn ich nun von der Welt müßte —

REBEKKA. Ach, Rosmer, — Du lebst länger als ich.

ROSMER. Es steht doch wohl in meiner Macht, mit diesem elenden Leben zu machen, was mir beliebt.

REBEKKA. Was heißt das! Du denkst doch wohl nun und nimmermehr daran —

ROSMER. Würde Dich das wunder nehmen? Nach der kläglichen, jämmerlichen Niederlage, die ich erlitten habe! Ich, der ich mein Lebenswerk zum Siege führen wollte —. Und nun habe ich das Ganze im Stich gelassen, — noch ehe die Schlacht recht eigentlich begonnen hatte!

REBEKKA. Nimm den Kampf wieder auf, Rosmer! Versuch' es nur, — und Du wirst sehen, Du siegst. Du wirst Hunderte, — Du wirst Tausende von Seelen adeln. Versuch' es nur!

ROSMER. Ach, Rebekka, — ich habe doch kein Zutrauen mehr zu meinem eigenen Lebenswerk.

REBEKKA. Aber Dein Werk hat ja schon die Probe bestanden. Einen Menschen hast Du doch jedenfalls geadelt. Mich, — für mein ganzes Leben.

ROSMER. Ja, — wenn ich Dir darin glauben könnte.

REBEKKA preßt die Hände zusammen. Ja, Rosmer, — weißt Du denn nichts — gar nichts, das Dir den Glauben geben könnte?

ROSMER fährt wie schaudernd zusammen. Komm nicht darauf! Nicht weiter, Rebekka! Kein Wort mehr!

REBEKKA. Doch, gerade müssen wir darüber reden. Weißt Du etwas, das den Zweifel ersticken könnte? Denn ich weiß wirklich nichts.

ROSMER. Gut für Dich, daß Du nichts weißt. — Gut für uns beide.

REBEKKA. Nein, nein, nein, — dabei kann ich mich nicht beruhigen! Weißt Du etwas, das mich in Deinen Augen freisprechen kann, so fordere ich als mein Recht, daß Du es sagst.

ROSMER, als ob er gegen seinen Willen unwillkürlich dazu getrieben wird. Also laß uns einmal sehen. Du sagst, die große Liebe wäre in Dir. Durch mich wäre Deine Seele geadelt. Ist dem so? Hast Du richtig gerechnet, Du? Wollen wir die Probe aufs Exempel machen? Was?

REBEKKA. Ich bin dazu bereit.

ROSMER. Wann soll das sein?

REBEKKA. Das ist mir gleich. Je früher desto besser.

ROSMER. So — laß mich denn sehen, Rebekka, — ob Du, — um meinetwillen, — noch diesen Abend — Bricht ab. Nein, nein, nein!

REBEKKA. Doch, Rosmer! Doch, doch! Sag' es — und Du wirst sehen.

ROSMER. Hast Du den Mut, — bist Du willens, — fröhlich, wie Ulrik Brendel sagte, — um meinetwillen — noch in dieser Nacht, — fröhlich, — denselben Weg zu gehen, — den Beate gegangen ist?

REBEKKA erhebt sich langsam vom Sofa und sagt fast tonlos: Rosmer —!

ROSMER. Ja, Du, — das ist die Frage, von der ich nie loskommen werde, — wenn Du fort bist. Je-

den Tag und jede Stunde werde ich auf diese selbe Frage zurückkommen. Mir ist, als sähe ich Dich leibhaftig vor mir. Du stehst draußen auf dem Steg. Mitten auf dem Steg. Jetzt beugst Du Dich über das Geländer! Dir schwindelt, und es zieht Dich hinab in den Wasserschwall! Aber nein! Du weichst zurück. Du wagst es nicht, — was *sie* gewagt hat.

REBEKKA. Wenn ich nun aber doch den Mut hätte? Und den fröhlichen Willen? Was dann?

ROSMER. Dann müßte ich Dir wohl glauben. Dann würde ich wohl den Glauben an mein Lebenswerk zurückgewinnen. Den Glauben an meine Fähigkeit, Menschengemüter zu adeln. Den Glauben an die Fähigkeit des Menschengemüts, sich adeln zu lassen.

REBEKKA nimmt langsam ihren Schal, wirft ihn über den Kopf und sagt mit Selbstbeherrschung: Du sollst Deinen Glauben wieder haben.

ROSMER. Hast Du den Mut und den Willen — *da*zu, Rebekka?

REBEKKA. Darüber kannst Du morgen entscheiden, — oder später, — wenn sie mich herausfischen.

ROSMER greift an seine Stirn. Es liegt ein lockendes Grauen darin —!

REBEKKA. Denn ich möchte nicht gern da unten liegen bleiben. Nicht länger als nötig. Es muß dafür gesorgt werden, daß sie mich finden.

ROSMER springt auf. Aber das alles, — das ist ja Wahnsinn. Reise, — oder bleib! Ich will Dir auch diesmal noch auf Dein bloßes Wort glauben.

REBEKKA. Redensarten, Rosmer. Jetzt nicht wieder Feigheit und Flucht! Wie kannst Du mir fortan noch auf mein bloßes Wort und auf weiter nichts glauben?

ROSMER. Ich will aber nicht Deine Niederlage sehen, Rebekka!

REBEKKA. Es wird keine Niederlage.

ROSMER. Es wird eine. Nie und nimmer denkst Du daran, den Weg Beatens zu gehen.

REBEKKA. Du glaubst nicht?

ROSMER. Nimmermehr. Du bist nicht wie Beate. Du stehst nicht unter der Macht einer verpfuschten Lebensanschauung.

REBEKKA. Aber ich stehe unter der Macht der Lebensanschauung von Rosmersholm — jetzt. Was ich verbrochen habe, — das sühne ich, wie es sich gebührt.

ROSMER sieht sie fest an. Auf dem Standpunkt stehst Du?

REBEKKA. Ja.

ROSMER entschlossen. Nun wohl. Dann stehe ich unter der Macht unserer frei gewordenen Lebensanschauung, Rebekka. Es ist kein Richter über uns. Und darum müssen wir sehen, wie wir selbst Justiz üben.

REBEKKA mißversteht ihn. Auch das. Auch das. Mein Heimgang wird das Beste in Dir retten.

ROSMER. Ach, an mir ist nichts mehr zu retten.

REBEKKA. Doch, doch. Aber ich — ich würde fortan nur wie ein Meertroll sein, der hemmend an dem Schiffe hängt, auf dem Du vorwärts segeln sollst. Ich muß über Bord. Oder soll ich am Ende hier oben auf der Welt umhergehen und ein verkrüppeltes Leben mit mir herumschleppen? Brüten und grübeln über das Glück, um das meine Vergangenheit mich gebracht hat? Ich muß heraus aus dem Spiel, Rosmer.

ROSMER. Wenn Du gehst, — so gehe ich mit Dir.

REBEKKA lächelt fast unmerklich, sieht ihn an und sagt leiser: Ja, Du, komm mit, — und sei Zeuge —

ROSMER. Ich gehe mit Dir, sage ich.

REBEKKA. Bis an den Steg, jawohl. Hinauf getraust Du Dich ja doch nicht.

ROSMER. Hast Du das bemerkt?

REBEKKA schwermütig und gebrochen. Ja. — Das eben hat meine Liebe hoffnungslos gemacht.

ROSMER. Rebekka, — hier lege ich meine Hand auf Dein Haupt. Tut, wie er spricht. Und nehme Dich zur Ehe als mein rechtmäßiges Weib.

REBEKKA ergreift seine beiden Hände und neigt das Haupt an seine Brust. Ich danke Dir, Rosmer. Läßt ihn los. Und nun gehe ich — fröhlich.

ROSMER. Mann und Weib sollen miteinander gehen.

REBEKKA. Nur bis zum Steg, Rosmer.

ROSMER. Und hinauf auch. So weit Du gehst, so weit gehe ich mit Dir. Denn nun getraue ich mich.

REBEKKA. Bist Du so unerschütterlich davon überzeugt, — daß dieser Weg für Dich der beste ist?

ROSMER. Ich bin überzeugt, es ist der einzige.

REBEKKA. Wenn Du Dich nun darin täuschst? Wenn es nur ein Blendwerk wäre? Eins von den weißen Rossen auf Rosmersholm.

ROSMER. Das könnte schon sein. Ihnen entgehen wir ja doch nicht, — wir hier auf dem Hof.

REBEKKA. So bleib, Rosmer!

ROSMER. Der Mann soll seinem Weibe folgen wie das Weib seinem Manne.

REBEKKA. Sag' mir zuerst dies eine. Bist Du es, der mir folgt? Oder bin ich es, die Dir folgt?

ROSMER. Dem kommen wir nie ganz auf den Grund.

REBEKKA. Ich möchte es doch so gern wissen.

ROSMER. Von uns beiden folgt eins dem andern, Rebekka. Ich Dir und Du mir.

REBEKKA. Das glaube ich beinah auch.

ROSMER. Denn nun sind wir beide eins.

REBEKKA. Ja. Nun sind wir eins. Komm! So laß uns fröhlich gehen.

Sie gehen Hand in Hand durch das Vorzimmer, und man sieht, wie sie sich nach links wenden. Die Tür bleibt hinter ihnen offen. Eine Weile ist das Zimmer leer. Dann öffnet Madam Helseth die Tür rechts.

MADAM HELSETH. Fräulein, — der Wagen ist jetzt —. Sieht sich um. Nicht da? Zusammen aus um diese Zeit? Na — da muß ich aber doch sagen —! Hm! Geht hinaus in das Vorzimmer, sieht sich um und kommt wieder

herein. Nicht auf der Bank. Nein, nein. Geht ans Fenster und sieht hinaus. Jesus! Jesus! Das Weiße da —!— Ja, meiner Seel' — da stehen die beiden auf dem Steg! Gott verzeih' den sündigen Menschen! Sie umschlingen sich mit den Armen! Schreit laut auf. Oh — hinüber und hinein — alle beide! Hinein in den Graben. Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ihr beben die Knie; sie hält sich zitternd an der Stuhllehne fest und kann kaum die Worte herausbringen: Nein. Hier keine Hilfe. — Die Selige hat sie geholt.

